



Feste der Festlosen

Kurt Eisner



Kurt Eisner

 **Feite**

der Feitlosen

Dresden

Verlegt und gedruckt bei Kaden & Comp.

1906

APR 22 1960

№ 344.

Feste der Festlosen



Haushuch weltlicher Predigtschwänke

von

Kurt Eisner



ex libris

Robert Merzenberg

Fresberg a. Sa. 2/68

Verlag und Druck von Kaden & Comp., Dresden, Zwingerstraße 22.



Das Lichtfünkchen.

(Statt einer Vorrede.)

Srgendwo in einem fernen, fremden Erdteil, vielleicht auch auf einem anderen verloren im Univerfum kreisenden Stern, grenzen zwei Völker aneinander. Nur ein schmaler Bach, den man in stiller Zeit durchwaten kann, scheidet die beiden Völker; eine Holzbrücke, schwank und morsch, führt hinüber.

So eng die beiden Nachbarvölker gefeßt sind, sie haben nichts miteinander gemein.

Nur eine Million Seelen zählt das eine, in 50 Millionen entfaltet sich das andere Volk, aber an Land besißt die eine Million das 50fache des Raumes, auf dem die 50 Millionen haufen.

In dem Volk der einen Million besißt jeder eine weite Fläche fruchtbaran Landes, jeder Paläste mit zahllosen Räumen, kunstvollen Möbeln und allerlei schwelgerischem Gerät. Indessen die Paläste verfallen — denn die Hände der Besißer verstehen sich nicht auf Maurer-, Zimmerer-, Schlosser- und Malerarbeit. Die Möbel erblinden und das Gerät rostet; denn ihre Arme reichen nicht aus, um auch nur den Staub von den tausend kostbaren Dingen zu entfernen. Nur ein Fenster halten sie noch sauber, um doch durch die Scheiben in die Sonne sehen zu können. Und die Felder sind dürr oder überwuchert von Unkraut. Nur einige Handbreiten sind mit elendem Korn, Küchen- und Futtergewächsen bestanden. In den Stallruinen stehen traurig ein paar Stück mageren Viehes, krank und schmutzig; wenn sie es schlachten wollen, probieren sie mühselig

und grausam stumpfe, rostige und scharfge Messer; denn wer wollte sie wohl, bei der Fülle zu bewältigender Arbeit, immer schleifen und säubern! fällt der Regen nicht reichlich, so geht auch das wenige zugrunde. Die Kleider, die einmal aus edlem Samt und Gold bestanden haben müssen, sind mürbe, fleckig und häßlich geworden. Die jungen Fräulein sticheln wohl zur Aufbesserung ihres Kostüms seidenen Zierrat, aber die Vorräte von Garn sind nur noch spärlich. Ekle Dünste brüten über den Palästen.

In den Kellern hat das Volk, jeder einzelne, unendliche Haufen von Gold und Edelsteinen aufgespeichert. Aber alle Rücken zusammen sind nicht stark und zahlreich genug, um auch nur das gemünzte Gold vom Orte zu bewegen.

In der Erde schlummern ungenutzt gewaltige Lager von Kohle und Erzen — wer vermag sie zu fördern!

Zum Schutze gegen die Feinde haben sie Millionen furchtbarer Kanonen, Maschinengewehre, Flinten, doch wer soll alle die Mordwerkzeuge bedienen? Wahre Gebirge von Pulver und anderen Sprengstoffen türmen sich auf; sie könnten höchstens die ganze Masse auf einmal zur Explosion bringen, aber sie nicht verwerten. In den Häfen der Küste liegen zahllose Panzerkolosse, tot und stumm seit undenklicher Zeit, plumpe, sinnlose Klöße: niemand vermag sie zu heizen, zu lenken.

Sinister und feindselig sind die Gedanken dieses Volkes, sie denken an Blut, Tod, Zerstörung — sie hassen alles . . .

Jenseits des Baches aber, die 50 Millionen, drängen sich übereinander in engen Löchern. Der fleißig bestellte Boden reicht nicht aus, um den Hunger zu stillen. Sie haben kein Geld, keine Schätze, keine Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Aber ihre starken Arme schaffen ohne Unterlag. Ach, wenn sie nur Land hätten, Kohle und Erze, Wälder und Wasserkräfte! Doch die Natur, in die sie gebannt sind, ist arm und gibt auch dem Schweiß nur geringe Mittel her. Sie arbeiten alle miteinander, schlafen bei offenen Türen, sie haben nichts, das man ihnen stehlen könnte; und sie lieben sich, es fürchtet nicht der Mensch den Menschen. Darum sind sie wohl auch, trotz allem Elend, so aufrecht, heiter, voll von Sehnsucht und Vertrauen auf ihre Kraft und ihre Zukunft. Heiter sind ihre Gedanken, und sie lachen gern.

* * *

Den Forscher und Denker, dem ich von diesen beiden Völkern erzählte, fragte ich, wie er sich wohl das Verhältnis der beiden Völker zu einander dächte.

„Das läßt sich, auch ohne daß ich jemals den Fuß in jene Welt gesetzt, mit astronomischer Sicherheit ermessen. Das Volk der einen Million lebt natürlich in ewiger Sorge, zu verhungern, unter den Trümmern der eigenen Paläste umzukommen. Tag und Nacht schreckt sie die Angst, das Nachbarvolk könnte sie überfallen. Diese ungeheurere physische Uebermacht würde sich ihrer Schätze und Waffen bemächtigen und die Wehrlosen ausrotten. Es muß furchtbar sein, in der ewigen Furcht solcher Gefahr zu leben; denn dieses Volk der Million hat nichts — außer tote, für sie unnütze Materie —, und die anderen besitzen alles: die Zahl, die Kraft, die Arbeit, den Mut und den hellen, fröhlichen, schaffenden Geist.“

„Und eines Tages werden die 50 Millionen auch den Bach überschreiten — aber nicht als Feinde, sondern als Erlöser — sie werden all die ungefüge, sinnlose Materie, den toten Reichtum zur Auferstehung bringen: Diese Grenzüberschreitung wird das Paradies erschaffen. So ist's, ich wette meinen Professorenkopf darum; es kann nicht anders sein!“

„Das glaubte ich auch anfangs“, erwiderte ich, „aber als ich näher zusah, entdeckte ich, daß alles genau umgekehrt war. Sie haben Ihren Professorenkopf verwettet!“

„Unmöglich!“ sagte der Forscher und Denker unerschüttert!

„Unmöglich vielleicht, aber jedenfalls wirklich! Die eine Million betrachtete sich als das Herrenvolk, unbefleglich und über allem Rechte und Besitze thronend, unendlich reich, stark, gebietend über die Welt, und fähig, jeden Augenblick die 50 Millionen nach ihrem Willen zu lenken, zu beugen, zu zerschmettern.“

„Die Möglichkeit solcher dummen und blinden Einbildungen will ich nicht leugnen. Diese Million war offenbar in ihrer endlosen Not geistig entartet und unterlag den Halluzinationen des Größenwahnsinns. Auf solchem Boden mußte ja jede geistige Erkrankung wuchern. Indessen, diese Wahnvorstellungen gingen die anderen nichts an. Sie lachten darüber.“

„Keineswegs! Die eine Millionen dachte nur, was die 50 Millionen fühlten. Dieses große und rüstige Volk von 50 Millionen lebte in dem Gedanken, daß es ohnmächtig sei, jederzeit von den Nachbarn völlig zertreten werden könne. Sie fürchteten das Gold, das Land, die Kohle, die Waffen der einen Million!“

„Aber das war doch samt und sonders wesensloser Spul!“

„Das glaubten die anderen keineswegs. Zwar fühlten sie das Unerträgliche, daß alle ihre Kraft, alle ihre Arbeit ihr Elend nicht linderte, aber sie sahen kein Mittel, das Glück und die Macht zu erobern. Ihnen fehlte ja alles.“

„Fehlte? Sie brauchten doch nur hinüberzugehen, und zu holen, was sie brauchten. Wer hätte ihnen widerstehen können?“

„Sie sind schließlich auch über den Bach gegangen.“

„Nun also“, triumphtierte der Forscher und Denker.

„Und sie erneuten für jene die Paläste, bestellten für jene die Acker, holten für jene die Schätze aus dem Boden, schleppten für jene das Gold und bedienten für jene die Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Ganz wehrlos, ganz ohnmächtig fühlten sie sich, schmachteten in Elend und Not. Und die Besten unter ihnen marterten sich die Köpfe, welche Mittel es wohl für sie gäbe, der Uebermacht der einen Million Herr zu werden. Sie erfannen sich hundert Methoden und verwarfen sie alle wieder als unmöglich, als zwecklos.“

„Sie reden von einem Reich des Wahnsinns“ — lachte der Denker und Forscher.

„Ich rede von gestern und heute und morgen, von euch und uns, von einer Wirklichkeit, die Ihren Wahnsinn als die Vernunft, und Ihre Vernunft als den Wahnsinn gesetzlich festlegte!“

„Das ist tolle Phantasie“ — erklärte der Professor — „Gespenstergeschichten aus Nebelheim, wo man den Golem als Gott fürchtet. Die 50 Millionen hatten doch alle Mittel der Macht, und die eine Million keines. Was brauchten die 50 Millionen da erst nach Wegen zu suchen, sie erstickten ja fast im Ueberfluß der Machtmittel!“

„Ja“, sagte ich, und das Blut drang mir zum Herzen, „sie hatten wohl alle Mittel, aber es fehlte ihnen das Mittel, das einzige Mittel, die Welt für sich zu erobern: Das kleine winzige Lichtfünkchen, das die Macht über alles Elend bedeutet, das Fünkchen, das im Gehirn aufleuchtet: die Erkenntnis.“ —

August 1905







Der erste Mai



Der erste Mai



Feste.

In zwiefacher Form erheben sich die Massen der Völker aus der Vereinzelung und Entfärbung des Alltags zu erhöhtem Dasein: in der furchtbaren Massenbewegung der Lebenszerstörung und dem rauschenden Massensturm der Lebenserhöhung. Die Menschen in ihrer unterschiedslosen Totalität erwachen zur selbstbewußten Individualität, wenn ihnen die ungeheueren Katastrophen der Lebensverneinung jäh Riesengräber aufwerfen oder wenn sie orgiastische Lebensbejahung in den Rosenwundern der Freude eint: Totentänze, in denen Kriege, Seuchen, Erdbeben und Wassernöte ganze Herden von Menschen in Nichts zertreten; Lebenstänze, in denen die Nüchternsten rasen und die Elendesten jubeln, da die ganze Welt in Küssen aufglüht, in Schreien wilder Lust tönt und andächtige Begeisterung die Rätsel des Ewigen und Unendlichen umklammert. Und so wandelt die Geschichte der Völker über der täglichen Mühsal der Arbeit, zwischen den Zerstörungen und Betörungen des Daseins, zwischen Totenklagen und Festgesängen, zwischen Särgen und Pokalen, zwischen Leichenhemden und Maskenputz, zwischen Pest und Fest. Die Wesenszüge beider Massenbewegungen aber verschmelzen sich wohl in den großen Freiheitsaufständen der Menschen, die vom Kriege das Mittel und vom Fest Stimmung und Ziel entlehnen. Wie die Völker sterben, wie sie tanzen und wie sie im Tanz sterben, darin mag ein Künstler das ganze Drama der Menschheit gestalten.

Freilich es scheint, als ob eine neue Macht aufsteigt, welche jene elementaren Gegensätze des Menschenschicksals aufhebt, die Kriege und Seuchen wie den Karneval und Kirmes, und dafür im frucht-

baren und beglückenden Gleichmaß jeglichen Tag zur Tat macht: die Arbeit — die Arbeit, die nicht mehr verhafter Notbehelf, sondern erhabener Selbstzweck ist, die über den feindlichen Gewalten der Natur und Gesellschaft triumphiert und keiner losgebundenen Feste an bestimmten Tagen mehr bedarf, weil sie selbst zum Fest geworden ist.

Indessen, das ist eine vorausseilende Hoffnung. Einstweilen zerstört die Arbeit zwar die Feste, aber sie bündigt nicht die Vernichtung. Wenn man die Menschheit in geschichtlichem Fluge bei ihren Volksfesten aufsucht, gewinnt man den Eindruck, als ob das Verlangen wie die Kunst, Feste zu feiern, im Aussterben begriffen ist und als ob das, was wir noch so nennen, armselige Reste und müde Zuckungen sind. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da das Fest als Massenentfaltung gesteigerten Lebensgefühls nur noch eine in alten Bildern und Geräten demonstrierte Rarität der Völkermuseen ist.

* * *

Zu solcher Beobachtung stimmt die Auffassung etlicher Kulturhistoriker, daß die Zeit, da „das Leben ein Tanz“, nicht eigentlich in der Epoche der Wiener Walzer erreicht ist, sondern vielmehr ganz am Anfang der Dinge Wirklichkeit gewesen ist. Insofern entbehrt die Legende vom Paradies und vom goldenen Zeitalter, in dem unsere ersten Ahnen geschwelgt haben sollen, nicht jeder geschichtlichen Begründung, wenn man nämlich im ewigen Festjubiläum das gesegnete Klima eines Paradieses erkennen will.

Im Anfang war nicht das Wort und nicht die Tat, sondern das Lied und der Tanz. Es läßt sich deshalb durchaus nicht der Kulturzustand einer Zeit an der Zahl und Leppigkeit der Feste messen. „Der größte Festaufwand ist an sich noch kein Zeugnis für den Stand der Lebenshaltung. Um ihn hierfür als Maßstab brauchen zu können, müßte in jedem Falle erst festgestellt werden, wie viel auf Rechnung jenes barbarischen Zuges zu setzen sei, welcher es liebt, Darben durch Schwelgen quitt zu machen“, schreibt Lippert. Und derselbe Sachmann erklärt das ständige Festbedürfnis des Urmenschen: „Sobald die Sorge des Augenblicks den tiefer stehenden Menschen verläßt, ist er, mit Zukunftsorgen unbekannt, geneigt und aufgelegt, sich des Lebens in lauter Lebhaftigkeit zu freuen, wenn irgend ein Anlaß seine natürliche Trägheit verscheucht. In jener Zeit liegt der Doppelsinn unseres Wortes feiern noch in einem beisammen: mit der Arbeitseinstellung beginnt die Feststimmung.“ Die Festtage verwandeln sich leicht in Fasttage. Für den Urmenschen ist Arbeit im

wesentlichen Lebensmittelwerb. Feiert er, so ist zweierlei möglich und wichtig: Entweder verprascht er die aufgespeicherten Vorräte oder er fasst, um nicht arbeiten zu müssen.

Auch Herbert Spencer hat beobachtet, daß die Festfröhlichkeit die Gabe der Naturmenschen ist: „Von den Neufaledoniern, Fidschianulanern, Tahitiern und Neuseeländern lesen wir, daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger überall denselben Zug, und von anderen Rassen und anderen Stämmen lauten mancherlei Beschreibungen der verschiedenen Reisenden alle ungefähr: voll Scherz und Lustigkeit, voll Leben und Feuer, heiter und gesprächig, allerwegen froh, wie die Vögel unter dem Himmel, lärmende Fröhlichkeit, über Kleinigkeiten in unmäßiges Lachen ausbrechend.“

* * *

Die Feste sind ursprünglich nicht an bestimmte Tage gebunden. Sie haben auch keine tieferen Beziehungen zu Vorgängen der Natur oder gar zu dem Walten des Ueber sinnlichen. Sie haben keinen weiteren Zweck und keinen erhabeneren Sinn, als zu lachen, zu tanzen, zu zechen, zu schmausen, zu faullenzen und zu lieben. Es ist noch gar nichts von Weltanschauung und religiöser Mystik in ihnen; wesentlich ist nur, daß die Gemeinschaft sich im Feste gesellt. Musik ist von Anfang an dabei und wohl auch gegorene Getränke. Ebenso haben diese Feste von Beginn ihren Ältus, ihre wunderlichen bunten Gebräuche. Das erhöhte Lebensgefühl bedarf körperlicher Handlungen, um sich auslösen zu können. Das Zeremoniell der Feste ist die notwendige phantastische Technik, in der sich die Glückseligkeit der Feiernden äußert. Man bedarf der Farbe, des Schmuckes, der Grimasse, des Geschreies, der Rumpferrenkungen und des Weinwerfens.

Das Fest ist der Urzustand unzivilisierter Völker. Man feiert, weil man sich freuen will und die Gelegenheit zur Freude hat. Die Methode, in die Feste der Wilden und Heiden übersinnliche Elemente religiöser Beziehungen hineinzudeuten, führt leicht in phantastische Irrungen. Karl von den Steinen hat in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die völlig unberührten Indianerstämme Zentral-Brasiliens besucht und mit allen Mitteln moderner Völkerkunde erforscht. Das Hauptfest der Bakairi findet im April statt. Steinen vermutete eine Art Erntedankfest hinter dem Tanzfest. Aber seine Bemühungen sind vergebens. Der Grund, warum man gerade zu jener Zeit feiert, ist ganz und gar irdischer Art. „Wir feiern das Fest um die Zeit der Ernte“, erläutert sein indianischer Gewährs-

mann, „weil wir dann etwas zu feiern haben; in der Trockenzeit müssen wir sparen, in der Regenzeit würde alles verschimmeln.“ Sie feiern, um einmal gründlicher und in der Gemeinschaft der Stämme zu essen, zu zechen und zu tanzen. So tief wurzelt das Festbedürfnis in den Vorstellungen dieser Indianer, daß ihre Legenden dem Ahnherrn ihres Stammes keinen größeren Ruhm nachzusagen vermögen, als daß er der Erfinder der Festgebräuche gewesen.

„Kame, der Stammvater der Arinosstämme, hat das erste Flötenhaus erbaut, die erste Flöte geschnitzt, seine Freunde zum Tanz eingeladen und mit Stärkekleister bewirtet. Keri, der Stammvater der Bafairi, der mit Kame im Erfinden eifrigst konkurrierte, lud seinerseits Kame zum Tanz ein.“ Die Ueberlieferung berichtet auch, wie das Fest sich in seiner einfachen und inbrünstigen Vergnüglichkeit entwickelte: „Auch Keri rief die Seinen herbei. Gegen Abend gingen sie tanzen auf dem Dorfplatz. Darauf holte Keri vom Hause Pogu zu trinken. Sogleich darauf flochten sie Matanari. Keri rief Kame. Viele Leute kamen und Keri war Herr des Tanzes. Sie tanzten den ganzen Tag. Gegen Abend ruhten sie aus. Nach Dunkelwerden tanzten sie die ganze Nacht. Früh morgens gingen sie am flusse baden. Nach dem Bad kamen sie zum Flötenhaus. Sie begannen mit dem Imeo und tanzten den ganzen Tag. Ebenso tanzten sie die ganze Nacht. Darauf war das Fest zu Ende.“ Matanari und Imeo sind bestimmte aus Stroh geflochtene, den ganzen Körper einhüllende Masken, nach denen dann die verschiedenen Tanzfiguren benannt werden.

Bei diesen Urvölkern wird in der Tat jedes Vorkommnis zum Anlaß eines Festes, und wäre es nur ein glücklicher Fischfang oder die Erlegung eines Jaguars — alles wird in Trunk und Tanz gefeiert. Bei den Bororo-Indianern wird die Ernennung eines Medizinmannes zu einem Fest, nicht anders wie eine europäische Krönungsfeier. Der Ritus des Festes ist wenig umständlich. Es wird getrunken, und wer am meisten vertragen kann — ein deutsches Studentensied wird Wahrheit — wird König, das heißt Medizinmann.

Es ist ein weiter Weg der Entwicklung von solcher unaufhörlichen Festbereitschaft der Wilden zu der Festarmut in den modernen protestantischen Ländern, wo die allgemeinen Feste der Zahl, der Dauer und der Intensität nach so gut wie verschwunden sind. Zwischen Pfingsten und Weihnachten gibt es überhaupt keinen feiertag mehr. Mit drei je zweitägigen Festen ist das Jahresbedürfnis befriedigt. Je mehr die Arbeit das ganze Dasein ausfüllt und je mehr die Monopolisten der Arbeitsmittel die Arbeitskraft der Besitzlosen ausbeuten, um so mehr empfindet es die kapitalistische Sittlich-



keit als unmoralisch, daß die Menschen vergnügt sind. Ausschweifungen sind in diesem Sinne unmoralisch, weil sie die Arbeitsleistung mindern. Daher man denn auch zürnend von der wachsenden Zügellosigkeit der Jugend spricht, wenn man die Proletarier meint, deren Hände unentbehrlich sind, während man schmunzelnd die „überschäumende Jugendkraft“ der für die Ausbeutung nicht in Betracht kommenden Studenten gelten läßt. Uebrigens sind auch Rückfälle in jene Zeit des endlosen Festtrubels zu beobachten, freilich in einer leeren, leblosen Entartung: man denke an die vielen bombastisch gequälten Feiern, mit denen in manchen Ländern heutzutage die herrschenden Gewalten den bedrohten untertänigen Geist zu erhalten und zu stärken vermeinen.

* * *

Auf einer höheren Stufe der Kultur erst entwickeln sich die an bestimmte Zeiten gebundenen Feste, die den Lauf der Sonne und des Mondes begleiten und bei den entscheidenden Wendungen im natürlichen Kreislauf des Jahres feiernd verweilen. Die Stämme feiern in Ehrfurcht und Ausgelassenheit die Sonnenwende, die Ernte, den Frühling. Diese Naturfeste entsinnlichen sich in der Folge, schäumen ins Ueberirdische und verdunkeln in religiösen Kulte. Uralte Gebräuche eines primitiven Naturdienstes wandern, geheimnisvoll umgedeutet, durch die Jahrtausende bis in die Festrituale transzendenter, weltflüchtiger Mystik. Es ist bekannt, daß auch die drei christlichen Feste viel altheidnische Elemente verkleiden.

Die drei indischen Jahreszeiten, Sommer, Regenzeit und Winter, werden durch Opferfeste eingeweiht. Die drei großen Feste der Juden waren Erntefeste. Auf europäischem Boden gewinnt das Festwesen neue Formen. Es spezialisiert sich in unübersehbarer Mannigfaltigkeit. Der innere Gehalt der Feste wird beziehungsreicher, die äußeren Formen wandeln sich künstlerisch, sie dienen den verschiedensten Zwecken. Neben den religiösen Feiertagen finden wir weltliche Nationalfeste edlen und ernstern Gepräges, neben schwärmerischen Prozessionen der Weltentrückung die Orgien einer von allen Banden der Sägung und den Sorgen der Alltagsnot losgebundenen Sinnlichkeit, neben der harmlosen Fröhlichkeit der aus dem Volke selbst erwachsenen Naturfeste die entnervenden Gaufeleien, mit denen die Machthaber den Kulturdrang der Massen zu betäuben versuchen, und endlich entstehen in der neueren Zeit die Feste politisch-revolutionärer Freiheitsdemonstrationen. Zugleich aber versagt auch in der neueren Zeit die Fähigkeit, für die Feste dem gereiften Sinn gemäße Gestal-

tung zu finden. Eine besondere Abart ist endlich noch das sozialpolitische Fest, der Sabbat, eine Erfindung der Juden. Dieses Fest will nichts weiter, als Arbeitsruhe allen, auch den Knechten, den Sklaven und dem Vieh, regelmäßig in kurzen Zwischenräumen gewähren, — eine Bemühung, die erst in unseren Tagen wieder aufgenommen ist.

* * *

Die niemals wieder erreichte Lebenskunst der Griechen hat auch ihren zahllosen festen künstlerische Weihe verliehen; im leuchtenden Glanz griechischer Kultur vergißt man immer wieder, daß dieser Glanz nur ein Lichtschein über dem dunklen Abgrund der Sklaverei ist.

In den Festen der Griechen vereinigen sich alle Strahlen der griechischen Kultur.

In lofer Anlehnung an das tolle Gewimmel ihrer irdisch strogenden Götter feierten die Griechen die Göttlichkeit des Lebens. In den großen Nationalfesten, die in Olympia, Delphi, Nemea und auf dem korinthischen Isthmus alle hellenischen Stämme vereinigten, entfaltet der nationale Genius die volle Harmonie seiner Gaben. Am bedeutsamsten sind die olympischen Spiele, die alle vier Jahre im ersten Vollmond der Sommer Sonnenwende sich wiederholten. Den Hauptinhalt bildeten die gymnastischen Wettkämpfe, an denen aber nur die freigeborenen Griechen teilnehmen durften; sie währten fünf Tage. Dem Sieger wurde ein einfacher Kranz von Olivenzweigen überreicht. Waren die olympischen Spiele feste körperlicher Kultur, so waren die apollinischen Festspiele zu Delphi den Künsten gewidmet, den Zither- und Flötenspielern, den Sängern und Schauspielern.

Zu den vier hellenischen Einheitsfesten kamen noch die unzähligen Stammesfeste. Der athenische Festkalender war so reichhaltig, daß für Werttage kaum eine Stelle übrig war. Dafür kannte der Sklavenkalender nur Arbeitstage. Die feste aber der freien wandelten alles Menschliche in Farbe und Rausch, von den erhabenen Mysterien überirdischer Ideen bis zu den sinnlichen Verzückungen des Fleisches, das in Schönheit zu sterben stürmt, um immer aufs neue das Spiel der Seligen zu beginnen. Ein fest der Frauen waren die Thesmophorien, das fünf Tage dauerte. Neun Tage zuvor mußten sie strenge Enthaltensamkeit üben und auf kühlen Blättern, die sie auf ihr Lager legten, einsam schlafen. Dann ging es im nächtigen Zuge nach Halimus — lustige Weiber, die jeglichen Schabernack trieben und die Huldigungen für Demeter, die mütterliche Göttin, orgiastisch steigerten. In den Dionysusfesten aber schäumte das griechische Leben am wildesten und gewaltigsten: truntene feste des Weins und des Wihes,



der Liebe und der Kunst, ein Karneval des Daseinsgenusses in allen Höhen und Tiefen. Auf dem Parnas tanzten des Nachts Dionysus zu Ehren, mit gelöst flatternden Haaren, das Hirchfell umgeworfen, weinraufende Frauen, die Mänaden.

Durch die düstersten Zeiten wahn sinniger Weltflucht klang der Dionysusjubel des Hellenentums hindurch wie gottloser Teufelspuck, vor dem sich jeder Christenmensch entsetzt bekreuzigte, und nach dem er sich doch insgeheim sehnte. Das dämonische Heidenlied auf die Herrlichkeit des Daseins blieb die aus geheimnisvollen Fernen lockende Weise, die durch graue Nebel die Menschen zur prangenden Erde zurückführte. Die griechischen Feste erwachten und tanzten das Mittelalter zu Tode, feste, gestaltet von einem Volke von Lebenskünstlern, das der Erde feiernd huldigte, diemeil seine Sklaven arbeiteten.

* * *

Dem rauheren Römertum war das Festfeiern ursprünglich nicht natürlich. Erst mit der sinkenden Republik und dann im Kaiserreich begann das Jubilieren. Hier tritt das Fest nicht als Betätigungsforn des innersten Lebensdranges auf, wie bei den Griechen, sondern als Entartungserscheinung. Spiele und feste werden immer mehr das Mittel, die Massen zu vergiften; sie werden roh und gemein. Die Ausschweifungen atmen nicht die dionysische Steigerung feiner und schönheitsfüchtiger Sinnlichkeit, sondern sie sind Ausbrüche niedrigen Barbarenthums. Die Cäsaren leisteten besonderes darin, patriotische feste zu erfinden. Darin wurden sie vorbildlich für die christlichen Monarchien, die sich bis in unsere Zeiten dem Wahn hingeben, das Volk könne durch Einführung patriotischer Gedenktage bei guter Laune und Stimmung erhalten werden. Gleich der erste römische Kaiser Augustus schuf sechzehn Gedenktage des erhabenen Kaiserhauses, die als öffentliche allgemeine feste eingefest wurden. Der festkalender wurde immer üppiger. Besonders beliebt waren nächtliche Illuminationen. Bei solcher Gelegenheit ließ Nero geteerte Christen als Fackeln anzünden.

Das eigentliche Volksfest waren die Saturnalien, dem Urgott Saturn gewidmet, der im goldenen Zeitalter der Freiheit und Gleichheit regierte. Es war ein fest, an dem alle Arbeit ruhte, die Unterschiede der Klassen aufgehoben waren und die Sklaven sich als Herren fühlen und führen durften. Bis Augustus währte diese Rückkehr zum goldenen Zeitalter ungebundener Sinnenslust nur einen Tag, dann wurde das fest auf drei und vier Tage verlängert. Caligula ließ Saturn sogar fünf Tage regieren. An den Saturnalien wurden

Kerzen angezündet und Geschenke verteilt; das heilige Weihnachtsfest der Christenheit hat, wie man erkennt, die Erbschaft des unfrommsten aller Feste übernommen.

Die römischen Kaiser führten auch die Sitte ein, daß die Massen an den Festtagen auf öffentliche Kosten gefüttert wurden, damit das Volk Seiner Majestät unermessliche Güte mit der Zunge zu fühlen vermöchte. Im Theater und Zirkus wurde das Publikum bewirtet. Sklaven trugen Speiseförbe und ungeheure Schüsseln umher, unter deren Last sie schwankten; auch wurden Marken mit Anweisungen auf Speisen und Getränke verabreicht. Bei größeren mehrtägigen Festen — wir folgen der Darstellung friedländers in seiner „Sitten-, geschichte Roms“ — waren auch ganze Tage ausschließlich zu allgemeinen Schmäusen bestimmt. Bei den Saturnalien im Jahre 90 n. Ch. war die Zahl der im Amphitheater selbst aufwartenden, durch alle Stufen der Verteilung jungen, schönen und reichgeschmückten kaiserlichen Diener ebenso groß, wie die der Zuschauer. Die einen brachten köstliche Mahlzeiten in Körben und weiße Tischtücher, die anderen alte Weine herbei. Kinder und Frauen, Volk, Ritter und Senat, alles speiste von und an einer Tafel, der Kaiser selbst geruhte, am Mahle teilzunehmen, und der Ärmste war glücklich in dem Gefühl, sein Gast zu sein. Caligula sandte bei einem solchen Schmause einem römischen Ritter, den er mit ganz besonderem Behagen essen sah, in einer gnädigen Laune seine eigene Portion. Mitunter wurden auch Geschenke, besonders Früchte und andere Eßwaren in Masse unter die Zuschauer geworfen, so bei jenem Saturnalienfest im Jahre 90, wo es am Morgen Feigen, Datteln, Nüsse, Pflaumen, Gebäck, Käse, Kuchen, am Abend Vögel regnete. Sehr häufig wurden auch Marken geworfen, die die Empfänger auf die verschiedenartigsten zum Teile wertvollen Gewinne anwiesen. Bei einem sehr großen mehrtägigen Fest, das Nero für die ewige Dauer des römischen Reichs veranstaltete, wurden an jedem Tage tausend Vögel aller Art ausgeworfen, ferner Lose, deren Gewinne vom verschiedensten Wert waren, als mannigfacher Hausrat, Getreidemarken, Kleidungsstücke, Gold, Silber, Edelfeine, Perlen, Gemälde, Zugtiere, gezähmte wilde Tiere, zuletzt Schiffe, Miethäuser, Landgüter. Bei einem Fest Elagabals gewann man durch ein Los zehn Bären usw. In der späteren Kaiserzeit wurde dies schimpfliche Treiben noch weit überboten.

Damit sind wir zu der schmutzigen Karikatur eines „Volksfestes“ gelangt, in dem der Herrscher landesväterlich seine Untertanen zu eßten Schmarozern entwürdigt. Aber das Zeremoniell wurde für diese Sorte monarchischer Feste beibehalten. Wenn auch in unseren

Tagen nicht mehr bei Krönungsfesten, wie noch im 18. Jahrhundert Ochsen auf dem Markt gebraten werden und Weinbrunnen für den patriotischen Pöbel fließen, die patriarchalische Anschauung, aus dem jene landesväterlichen Cäsarengnadenbeweiße geboren sind, ist noch längst nicht völlig überwunden.

* * *

Es wäre eine durchaus irrige Vorstellung, wenn man annehmen würde, daß in der Katakombenluft des Mittelalters nur über die Sündhaftigkeit des Fleisches zerknirscht gezetert wurde. Im Gegenteil, die asketische Theorie scheint nur den Zweck gehabt zu haben, den Wert irdischer Wonne der Praxis noch mehr hervorzuheben. Im Mittelalter bildete sich gemeinsam mit den religiösen Feiertagen und teilweise in ihnen ein Festwesen von derber, fecker, volkstümlicher Fröhlichkeit. Die Sinnlichkeit war durchaus nicht abgetödet, sie durchlärnte vielmehr höchst vergnügt das Jammerthal dieses Erdendaseins. In der nördlichen Luft bekam die antike Sinnlichkeit der Weltluft andere Formen und Farben. Aber die Fähigkeit, den festen ein prächtiges Ritual zu formen, wuchs noch unter dem Zwiespalt christlicher Lebensflucht und natürlicher Menschlichkeit, der allerdings anderseits auch einen Strom kranker, perverser Zerrissenheit in die abendländischen Völker verheerend eindringen ließ.

Am Ausgang des Mittelalters finden wir feste in Hülle und Fülle. „Zum 1. Januar — so heißt es in einem 1535 zu Lyon erschienenen Werke über deutsche Festlichkeiten: — besucht der Verwandte den Verwandten, der Freund den Freund und feiern dann diesen Tag mit festlichen Glückwünschen und Trinkgelagen.“

Die Sitte der „unsittlichen“ Neujahrskarten gab es damals schon: „Wir geben uns gegenseitig Törtchen mit Schlägen und Wäffen, und das geschieht oft von uns, Unzüchtigkeit zu erregen, so von denen, die Verse mit unanständigen gemeinen Worten verfassen und auf die Törtchen schreiben lassen.“

Die „Knecht und ledigen gesellen auf dem land“ zogen in der Neujahrnacht durch die Ortschaften, sangen „die leit an mit großer heücheley, loben den Hauptvatter und sein gesind von fuoß auff und ersameln mit yrem heüchlen vil gelts.“

Schon am 6. Januar folgt das Fest der heiligen drei Könige. In einen großen Pfefferkuchen wird ein Pfennig eingebacken, wer ihn bei der Verteilung des Kuchens erhält, wird König. Es geschah viel „buoberei“ an diesem Bohnensfest, es wurde wacker gezetert und gesungen.

Die ganze Zeit vor dem Beginn der Fasten ist von toller Lustigkeit erfüllt. „Ganz Deutschland“, schreibt ein alter Autor, „lebt dann in freiwilliger Tollheit. Man ißt, man trinkt, gibt sich dem Spiele, dem Scherze hin, als ob das niemals wiederkehre, als ob man morgen sterben müsse und heute noch sich an allem sättigen wolle. Jeder denkt ein neues Schauspiel aus, mit dem er Sinn und Auge aller erfreut und in Bewunderung festhält, und sie schämen sich nicht, die jenen Scherzen sich hingeben, stecken Larven vor die Gesichter, verkleiden sich, wechseln Alter und Geschlecht; Männer ziehen frauenkleider, Frauen Männerkleider an. Andere wollen Teufel oder böse Geister darstellen, bemalen sich mit Mennig oder Tinte und entstellen sich schändlich und in der Kleidung. Andere laufen nackt herum und spielen die Euperci“ — die nackten Opferpriester bei dem römischen Feste der Fruchtbarkeit, den Eupercalien — von denen nach meiner Meinung diese Sitte, jährlich einmal toll zu werden, herkommt.“

Vergebens predigte die Geistlichkeit gegen die Fastenlust und erzählte tauben Ohren, wenn sie berichtete, wie entsetzlich solche Fastenstünder zuschanden gekommen wären, von Gottes Zorn getroffen. Vergebens wurden die Frel gegen das Verbot des Ehebrechens beklagt; „denn sie tanzen von Haus zu Haus und umarmen die Mägde und die Frauen und beschämen die Bürgerstöchter.“ Geiler von Kaisersberg sieht den Zweck der Maskerade der jungen Narren lediglich in der Unzucht: „Es geschieht allein darumb, damit sie dir also in der tummen und vollen weiß dein hausfraw, tochter oder Magd be— Das heißt dann hübsch das Küchle — Pfefferkuchen — geholt, welches nachmals über ein jar nach milch und mel schreyet.“

So ist die Fastenzeit „ein sunderliche plag, die alle jar auf vierzehn tag Euch all ankumt, piß ihr vertobt.“ —

Kommt der Kagenjammer des Aschermittwoch, so weiß man auch ihn zur Unterhaltung auszunutzen. In Franken bestand der Brauch, daß die jungen Männer alle Jungfrauen, die es in der Karnevalszeit allzu lustig getrieben, am Aschermittwoch vor einen Pfug zusammenbanden und während der Pfeifer blies, in einen flug oder See trieben. Zu Mißfasten erhebt sich der Trubel noch einmal.

„Auf diß kumpt der palmtag, da tragen die christen den tempel voll großer Bäschel palmbäum und angebunden auß; die weihet man für alles ungewitter an das feür gelegt: Und fueret ein hüßlin esel auff einem waegelin mit einem darauff gemachten bild jres gots in der stadt herumb, singen, werffen palmen für jhn und treiben vil abgoetterei mit diesem jrem hüßlinen gott.“



•
•
•
•
•

Selbst die Marterwoche vor Ostern muß dem christlichen Volk zu mancher Kurzweil herhalten: Man singt nachts Messen. Mit „steyn, schlegel, klüpfel, kolben, stecken und klopfen“ geht man dem armen Judas zu Leibe — „Wil boßheit geschicht; die leüt werden an die stuel genagelt, etlich geschlagen, oft etlich geworffen und geschossen.“

In dieser Weise vollendet sich in farben- und gestaltungsreichen Sitten und Gebräuchen über Ostern und Pfingsten, über die grünen Reiser der Maisfeier und die Freudenfeuer des Johannisfestes das Jahr. In der „creütwoch“ ziehen die Dörfler zum Heiligen hinaus, um seinen Segen zu erstehen.

„Das geschicht drei tag an einander; da isset man eyer, und was man guots hat, im grünen gras, auf dem kirchoff und ermeyen sich die leüt wol.“

Sankt Urban (25. Mai) und Sankt Veit (15. Juni), „unser frawen himmelfart“ (15. August), Sankt Martin (11. November), Sankt Andreasnacht (30. November), Sankt Nikolaus (6. Dezember), und endlich Weihnachten nebst seinen verschiedenen Vorseiern — alles dient den Frommen zu gedeihlicher Fußbarkeit. Das religiöse Zeremoniell wird weltlich nachgeahmt und nach der Weise von Kirchenliedern sang man, statt den lieben Gott zu loben: „Ach liebe Dirn und werder mund.“

In der niederländischen Kunst eines Jan Steen hat sich das Gelächter der handfesten Kirmesfreudigkeit des Lebens erhalten, das sich kaum die Mühe gab, die weltliche Sonne mit der dunklen Kutte jenseitiger Entfagung abzublenden. Ein Rubens ist so heidnisch und fleischlich, wie nur irgend ein Grieche oder Römer. Auf einem seiner Gemälde tollt unter dem warmen Sommerhimmel das Volk im Kirmestanz, bei Spiel und Trunk und derben Umarmungen, ein wimmelndes Heerlager jeglicher Sinnlichkeit. Es ist kaum ein Unterschied zwischen jenen mythologischen Bacchanalien, da die Götter und Halbgötter nackt schwärmen, und den kostümierten Festen dieser niederländischen Christen, wo alle hemmenden Räder jauchzend davon zu fliegen scheinen und das weltflüchtig getaufte Fleisch durch alle Fesseln wieder zum Tage drängt.

* * *

Die Verkrüppelung des Festkalenders ist das Werk der protestantischen Jahrhunderte. Insonderheit nach dem dreißigjährigen Kriege wird es in Deutschland grau und staubig, pedantisch und nüchtern; die Erde kriegt den Schweinslederfil. Die kirchlichen Feste mit der

lachenden Heidenseele sterben bis auf drei aus. Die sich erhalten, ziehen sich in die Familie zurück, sie lösen sich in Gruppen auf und haben kaum noch etwas von festlichen Demonstrationen und Massenaufgeboten einer Volksgemeinschaft. Fast ist es als ob sich die Feste ihrer selbst schämen; sie werden flüchtig zwischen zwei Arbeitsstunden eingezwängt. Das schöne, sinneufroh prunkende Ritual phantastischer Gebräuche verdorrt. Ostern verengt sich zum Osterspaziergang vor das Tor, Pfingsten zum Ausflug in den Wald. Mit den Festen verliert sich die Fähigkeit, Feste künstlerisch zu gestalten, sie zu genießen. Die Arbeitsmühsal der Woche wird in die Feste hinein gebracht. Wir geben uns nicht selbst der Freude hin, sondern erwarten, daß andere uns lustig machen. Wir sitzen wie Zuschauer im Theater und gucken mit Operngläsern, wie sich das Fest abspielt. Nur in den katholischen Ländern haben sich Reste alter volkstümlicher Festfähigkeit erhalten. Sie schimmern, wenn auch verstümmelt und gewerbsmäßig ernüchert, im Karneval zu Rom, Madrid, Nizza, Paris, Wien, an der Isar und am Rhein. Auch die Kirmes lebt noch, draußen, wo eine Dorfbewölkerung sich einige Unberührtheit erhalten hat. Der Weg der modernen Arbeit zieht über die Leichen der alten Feste.

In einer zerrissenen uneinheitlichen Kultur, über die der Kapitalismus die Geißel schwingt, fehlen alle Vorbedingungen, sinnenheitere, künstlerisch sich auswirkende Feste zu gestalten.

* * *

Dennoch hat auch die moderne Zeit vermocht, die Festidee mit einem neuen, großen Inhalt zu erfüllen. In der französischen Revolution, die recht eigentlich jene Einheit von zerstörendem Krieg und schaffendem Fest darstellt, löste sich die gewaltige Spannung einer Weltwende in der gesteigerten Demonstration der Lebensbejahung. All die Jahrhunderte hindurch getötete Lust der Unterdrückten wachte auf und erhob sich gegen die Tyrannen. Die feudale Macht wurde zu Tode getanz, die Revolutionsgefänge, unter denen der Feudalismus zu Grabe getragen wurde, waren Tanz- und Marschlieder. Diese revolutionären Feste sind viel verleumdet worden. Aber, unmittelbar hervorgewachsen aus stürmischem Lebensdrang und sich schnell eigene Formen und Regeln bildend, waren diese Feste trunken von dem edelsten Wein, den jemals die Sonne der Kultur hat reifen lassen. Hier fand sich wirklich wieder ein Volk in dem Rausch gesteigerten Daseins unter dem freien Himmel zusammen. Hier jauchzte der Triumph der endlich befreiten Ver-

nunft, der erlösten Humanität, welche die ganze Welt im Reigen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einigte.

Ein Deutscher, J a c h m a n n, ein Freund Kants, schrieb im Jahre 1790 aus Paris nach Königsberg an den Philosophen über die Hoheit gerade dieser revolutionären Feststimmung. Er war Zeuge des großen Bundesfestes gewesen und unterhielt Kant nun über seine Eindrücke: „Im Anfange glaubte ich mich im Lande der Glücklichen zu befinden; denn jeder, auch der geringste Einwohner, schien durch sein Betragen und durch seine Worte zu bezeugen, wie sehr er es fühle, daß er in einem Lande lebe, wo man das Joch und den Druck der Großen völlig abgeschüttelt habe, und wo Freyheit und die Rechte der Menschheit im Allgemeinen aufs höchste geehrt und in ihrer Würde erhalten wurden. . . . Einige Tage nach und vor dem Bundesfeste sah man in Paris Beyspiele von Patriotismus, Gleichheitsliebe in allen Ständen usw. realisiert, die man sonst kaum gewagt hatte, sich träumen zu lassen. Dieser Geist schien aber — so fügt Jachmann hinzu — nur zu herrschen, so lange man das Volk durch feste, Tänze und Schmausereien unterhielt.“

Diese feste der Revolution waren eben wahre feiertage der Geschichte und der Menschheit. In ihnen schlug das große und kühne Herz des Freiheitskampfes.

* * *

Seitdem hat man immer wieder versucht, feste politischen Gehalts zu schaffen. Zwar der patriotische Mummenschanz, den die herrschenden Mächte dem Volke hinwarfen, unterschied sich geistig in nichts von den Pöbelspielen der Cäsaren, nur fehlte ihnen das alte Feuer und das prunkende Geschmeide. Wertvoller waren die Versuche des Volkes selbst, in nationalen Festen seine Sehnsucht zu verkünden. Das Hambacher fest der revoltierenden deutschen Demokratie ließ 1832 alle Polizeischädel angstvoll erbeben.

In unserer jüngsten Zeit aber hat die alte Menschheit noch ein Wunder zuwege gebracht. Die aufsteigende Weltmacht, das Proletariat, bewies, daß auch unsere Gegenwart, die niemals von der Kette der gehetzten Arbeit loskommt, festlicher Freiheit fähig sei. Das Völkerfest des ersten Mai ist aus dem tiefsten Innern der gärenden Gegenwart geboren, in dem gewaltigen Rhythmus seiner Idee, die ein goldnes Zeitalter der Arbeit und der Freude als unmittelbar zu erringendes Ziel setzt, erhebt es sich weit über alle weltlichen und religiösen, heidnischen und christlichen feste der Vergangenheit. Dies fest überfliegt alle Grenzen und verkündet in der

Feierbewegung der Ruhe die Fruchtbarkeit der entfesselten Kultur. Und zugleich wurzelt es in der ewigen Natur des seit Alters her sinnvoll umspielten glückseligen Maidienstes.

Aber dies revolutionäre Fest der zur Erlösung drängenden Menschheit kämpft bisher mühselig um sein Daseinsrecht. Die feindlichen Gewalten der Gesellschaft halten es nieder, und es findet auch nur schwer den rechten Stil seiner Neußerung. Noch ist die Maihymne nicht geschaffen, noch fehlt das leuchtende Maigewand und der krönende Maitanz, in dem das Wesen des Maigedankens den reinen und starken Ausdruck findet. Vielleicht wird erst die Einheit der Kultur in der Beseitigung der Klassenherrschaft erkämpft sein müssen, ehe das Maifest zu dem volkwüchsigen Glanz der in ihm treibenden Weltanschauung erblüht.

1. Mai 1904





Maienzug.

Weihnachten, Ostern und Pfingsten luden Kaisergeburtstag und die Sedanfeier zu einer wichtigen Beratung ein. Es galt, die altbewährten, guten und gediegenen Feste gegen einen neuen, dreisten Eindringling zu verteidigen, der es gewagt hatte, aus eigenem Recht und eigener Kraft, sogar ohne polizeiliche Genehmigung und geistlichen Segen, sich zum Feiertag aufzuwerfen. Der Angeklagte selbst wurde von einem Gendarmen, an den Händen gefesselt, vorgeführt. Es war ein schöner, starker Jüngling, der hochgehobenen Hauptes einherschritt; lächelnd trug er seine Ketten, und seine Augen strahlten. Er nannte sich aber der erste Mai und sah nicht aus wie ein Sünder.

Weihnachten hub an zu sprechen mit gesalber Stimme und weicher Demut: „Mein lieber junger Freund! Was kommst Du, unsern Frieden zu stören? Siehe, ich bin zweitausend Jahr alt, habe viel erfahren und bin verehrt bei allen Völkern der Christenheit. Könige und Päpste knien vor mir, den Reichsten und den Ärmsten spende ich gleiche Gnade, ich erfülle tief das Gemüt der Alten wie der Kinder. Wer aber erlaubte Dir, Springinsfeld, gleich uns den Völkern zu gebieten, daß sie feiern und sich freuen? Und welche neue, hohe und erlaubte Botschaft bringst Du uns, erster Mai?“

„Hurra“, rief Kaisergeburtstag und trank ein Glas Bier.

Der erste Mai jedoch sprach schlicht: „Ich künde den Völkern Frieden!“

Da verfiel Weihnachten in ein Gelächter und rief: „Das ist mir recht etwas Neues, Kind! Den Völkerverfrieden melde ich doch seit Anbeginn. Hast Du, gottloser Bursch, niemals gehört: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

„Das lernte ich in der Volksschule auswendig“, erwiderte der erste Mai, „aber der Spruch schien mir ohne Sinn. Doch nenne mir ein einziges Jahr, Weihnachten, an dem die Völker sich nicht unter Deiner Herrschaft, in Deinem Namen wie wilde Tiere überfielen. Soldaten sind ja Dein liebstes Spielzeug! Sage mir einen Krieg, den Du verhindert, einen Mord, den du abgewehrt, einen Haß, den Du gesänftigt hast, dann will ich mich unterwerfen und meiner jungen Herrschaft entsagen.“

„Allerdings — hm — aber da muß ich doch bitten“, flammelte Weihnachten. Weil ihm aber nichts einfiel, sprach es sanftmütig: „Der Friede ist nicht von dieser Welt. Ich wirke auf die Seele und fürs Jenseits. Etwas anderes aber ist die nationale Ehre, die gebietet, für Gott, König und Vaterland zu sterben.“

„Hurra“, unterbrach Kaisergeburtstag und trank ein Glas Bier.

Weihnachten fuhr fort: „Du siehst, Du hast meinen tieferen Sinn mißverstanden. Auch ich bin für den Völkerverfrieden, aber der Krieg muß sein. Der ewige Friede ist ein Traum und feint schöner, hat der große Molke gesagt, und der war doch ein bedeutender Christ.“

„Ich aber“, sagte der erste Mai, „will in Wahrheit die Menschheit einigen. Sie sollen gemeinsam arbeiten, um Bildung und Freiheit ringen und die Güter der Kultur mehren.“

„Das ist Unsinn“, meinte nun Weihnachten ärgerlich; „Du verführst bloß die Leute. Wenn Du nichts Besseres willst, so hol' Dich der Teufel — ah, Verzeihung, ich meinte, so sei Dir der Himmel gnädig. Kannst Du Dich auf ein besseres Recht berufen?“

Der erste Mai antwortete: „Ich künde die Gleichheit allen, die arbeiten.“

„Alt, uralt“, spöttelte Weihnachten. „Das ist ja gerade meine Haupttätigkeit. Ich lasse gleichen Glanz leuchten in Hütten und Palästen. Auch der Geringsste wird meines Segens teilhaftig. Wenn Du nichts anderes entdecken konntest, so bist Du überflüssig, ich selbst bin immer für Gleichheit gewesen.“

„Für die Gleichheit“, erwiderte der erste Mai, „daß die Armen und die Kinder der Armen in Elend und Qual tausend glänzende Werke schaffen, über die dann die Kinder der Reichen jubeln!“

„So ist einmal die Welt eingerichtet“, predigte Weihnachten. „Nur vor Gott sind die Menschen gleich, auf der Erde muß es Unterschiede geben. Das siehst Du doch ein?“

„Nein“, erklärte der erste Mai. „Ich will ernsthaft, was Ihr nur redet — das ist meine Mission. Ich will die Erneuerung der Menschheit —“

„Erneuerung der Menschheit?“ rief jetzt Ostern aus. „Aber dazu brauchstest doch nicht Du erst in der Welt erscheinen! Das besorge ich schon allein seit Jahrtausenden.“

„Aber, wer es versucht, die Welt zu verjüngen, den kreuzigt Ihr, heute noch wie früher“, sprach der erste Mai.

Ostern erwiderte: „Gewiß, der Umsturz wird mit Recht bestraft. Man muß der Obrigkeit untertan sein. Nichtsdestoweniger bin ich für die Wiedergeburt der Menschheit — nämlich im Himmel.“

„Ich aber schaffe den Frühling auf Erden, in Stürmen und Gewittern reißt meine neue Welt“, sprach der erste Mai, „die neue Welt der befreiten Arbeit und des freien Geistes —“

„Geist? Geist? Bitte, das überlaß gefälligst mir“, schrie heftig Pfingsten. „Wir sehen schon, Du hast uns einfach unsere Gedanken gestohlen und willst nun den Menschen einreden, daß Du in den gestohlenen Kleidern größer und edler siehest als wir, die von Dir geplündert wurden. Ich bin das Fest des heiligen Geistes —“

„Was nicht hindert, daß Du in Kerkeren heiligst“, unterbrach der erste Mai. „Ihr habt den Geist stets gefoltert und gemartert. Der freie Gedanke war Euch ein Greuel. Ich aber habe die größte Entdeckung der Welt geschenkt, die jemals der Menscheng Geist erfunden —“

„Prahler“, riefen die anderen zornig durcheinander. „Alles Große ist in uns vollendet, wir entdeckten das Höchste und Höchste: den Himmel.“

„Ich aber habe die Erde entdeckt“, tönte es brausend aus dem Munde des ersten Mai, „die Erde, die Ihr zu einem Jammertal erniedrigt habt. Ich lehrte den geknechteten Menschen, daß sie ein blühender Garten sei, voll Sonne und Duft, der allen gleichermaßen seine Früchte darbeut, die arbeiten mit fleißigen Händen und ringendem Hirn. Zur Erde rufe ich die Armen und Elenden, zur Erde der Freiheit und des Glücks für alle.“

Da polterte Sankt Sedan heftig dazwischen: „Nun haben wir genug von Deinen umstürzlerischen Reden. Ich stelle fest, daß für die religiösen, erhabenen Bedürfnisse der Christen meine Kollegen Weihnachten, Ostern und Pfingsten völlig genügen. Du armer Wicht kannst nichts Neues und Besseres bieten. Und was die praktischen

und zugleich idealen Forderungen der Jetztzeit anlangt, die Liebe zu Thron und Altar, zu Vaterland und Heer, so sind wir beide, Kaisergeburtstag und ich, durchaus imstande, auch den weitestgehenden Ansprüchen vollauf zu genügen.“

„Hurra!“ rief Kaisergeburtstag und trank ein Glas Bier.

„Wir pflegen“, fuhr Sankt Sedan fort, „vor allem auch die praktischen Aufgaben der Gegenwart, wir gründen Kriegervereine und bauen Panzerschiffe. Und wehe dem äußeren oder inneren Feind, der unsere vaterländische Herrlichkeit antastet, wir strecken ihn mit gepanzerter Faust zu Boden. Welchen praktischen Forderungen dienst Du, Bursche? Bisher haben wir nur große Worte von Dir gehört.“

„Acht Stunden Arbeit steht auf meiner Fahne“, erwiderte der erste Mai.

„Acht Stunden Arbeit? Da haben wir's. Also das Faulenzen predigst Du. Das ist der Untergang der Kultur. Alles haben und nichts tun, das ist Deine Moral. Pfui, pfui, dreimal pfui!“

Die anderen konnten vor Empörung kaum Worte finden. Ihre Reden wirbelten wirr. Man war äußerst aufgeregt.

Dann sprachen sie das Urteil.

Der erste Mai wurde für schuldig befunden, sich widerrechtlich als Feiertag eingedrängt zu haben. Dafür sollte er an den Pranger gestellt werden, und das Volk sollte jeglichen Schimpf ihm antun.

Der Schutzmann führte den Befehl alsbald aus. Der erste Mai stand am Schandpfahl, fest gebunden, und die fünf Richter riefen die Menge, daß sie den frechen Sünder marterte.

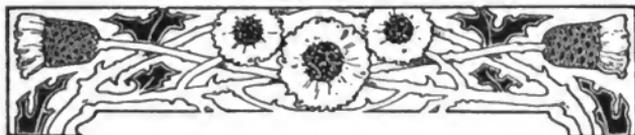
Plötzlich jedoch begann der Marterpfahl zu sprossen und zu blühen. Rot leuchtende Blumenkelche wuchsen zwischen den Fesseln empor, und die Kraft ihres Werdens sprengte die Bande der Gewalt. . . .

Von fern kamen in feierlichen Scharen die Männer und Frauen der Arbeit, und jauchzende Kinder umringten den ersten Mai, der gewaltig die befreiten Glieder reckte. Vorwärts ging es im kühnen Zug der Freude, dem Frühling entgegen.

Der fünf Richter aber achtete niemand, und sie weinten ihre Enttäuschung an dem mitfühlenden Busen des Schutzmanns aus.

Mai 1902





Nobel: Mai.

Der erst jüngst geadelte Industrie-Freiherr saß auf der Veranda seines Schlosses im Süden und rauchte eine Hundertmarkzigarre, indem er mit edlem Stolz berechnete, wie viel ihm jeder der Rauchringe kostete, die er mit genialer Meisterschaft zu bilden verstand.

Der große Mann hatte heute ein Recht, müde zu sein und der Ruhe zu pflegen. Denn es war gerade der für ihn angestrengteste Tag des Jahres, der Tag, an dem er die Abrechnung über die Betriebsergebnisse des vergangenen Jahres empfing und sofort mit dem ihm angeborenen Pflichtgefühl studierte. Seine Leute verstanden allerdings, den Bericht kurz zu halten. Er war nie größer als ein Oktavblättchen, das mit echter Goldschrift in diamantenum Rahmen die wichtigsten Ziffern enthielt. Dennoch begreift man es, daß es viel Verstand, Bildung und Fleiß erfordert, so riesige Zahlen lesen zu können. Aber Seine Exzellenz war es gewohnt, keine Mühe zu scheuen, und so hatte er auch diesmal das Blättchen gründlich studiert. Er entnahm aus ihm, daß sein Einkommen auf 180 Millionen gestiegen, daß seine Ingenieure 448 neue Modelle für Kanonen erfunden hatten, daß im ganzen die Bestellungen von drei Duzend Militär- und Marinevorlagen ihm zugeslossen seien; die Zahl seiner Arbeiter war auf 100 000 angewachsen, an Löhnen waren infolge des unbefriedigenden Geschäftsgangs 10 Millionen Mark gespart worden, 5000 Unfälle waren erzielt, darunter 100 tödliche. Außerdem konnte er mit froher Genugtuung eine erhebliche Anzahl wohlthätiger Akte

konstatieren; so hatte er zum Beispiel der Arbeiter-Bibliothek zehn vollständige Jahrgänge der Zeitschrift des Flottenvereins geschenkt.

Unter solchen Umständen durfte der Freiherr wohl mit Behagen seine Zigarre rauchen und träumerisch in die staßblaue Luft blinzeln. Um so widerwärtiger traf ihn die Störung, daß in diesem Augenblick sein Leibsekretär ihm ein dringendes Telegramm überreichte.

„Heut nichts mehr von Geschäften, ich habe übergenug gearbeitet“, rief er ungnädig dem Sekretär zu.

„Aber wenn es doch etwas Wichtiges wäre“, wandte dieser schüchtern ein.

„Na, meinertwegen — keine Ruh' bei Tag und Nacht! O, wie beklagenswert unser vielbenedetetes Geschick ist“, seufzte der Edle. Dann erbrach er die Depesche.

Sein Gesicht geriet in Rotglut. Er lachte wie ein Tollner und schrie seinen Leibsekretär an: „Eine nette Sache! Wissen Sie, was die Kerle wollen?“

„Ich errat's nicht.“

„Maifeiern wollen sie, nicht mehr und nicht weniger als maifeiern, ausgerechnet maifeiern, meine Leute . . . Sagen Sie, Professor, was bedeutet denn eigentlich diese — äh — Maifeier?“

Der Professor-Leibsekretär erwiderte: „Es ist eine Demonstration für den Achtstundentag.“

„Da haben wir's“, rief der Gewaltige zornig. „Acht Stunden wollen sie bloß arbeiten, damit sie in der übrigen Zeit in den Kneipen hocken und sozialdemokratischen Absinth saufen können. Unserer hat Tag und Nacht seine Sorgen, um den Leuten Arbeit zu schaffen. Wozu? Damit das undankbare Gefindel unser Geld einstreicht und faulenzet. Und zum Ueberfluß erlaubt es sich uns dann noch vorzuschreiben, wann sie einen Feiertag haben wollen. In der Tat, eine ausgezeichnete Idee! Meine Arbeiter setzen sich einen eigenen Feiertag ein. Gott der Herr hat Weihnachten, Ostern und Pfingsten geschaffen, der Kaiser erhebt seinen Geburtstag zur Landesfeier, die Arbeiter aber nehmen sich mehr heraus als Gott, Kaiser und Staat; sie suchen sich einen r-beliebigen Tag und erklären: an dem arbeiten wir nicht. Denn es ist doch so, Professor, am 1. Mai arbeiten sie nicht?“

„Leider ist die sozialdemokratische Verhehung bis zu diesem wahnsinnigen Uebermut gestiegen. Und der Staat schreitet nicht einmal ein“, bemerkte der Leibsekretär vorwurfsvoll.

„Wirklich, eine wunderbare Sache“, fuhr der Industrie-Freiherr fort, „am 1. Mai arbeitet also niemand. Alle Räder stehen still. Stellen Sie sich nur vor, Professor, was das heißt: Ich wache morgen auf, klinge meinem Kammerdiener. Kuchen! Mein Kammer-

diener maifeiert. Ich muß mich allein ankleiden. Ich will Kaffee trinken. Die Köchin maifeiert. Ich muß mir selbst ein Glas Wasser aus der Küche holen — das ist mein Frühstück. Ich möchte spazieren fahren. Der Kutscher maifeiert, der Stallnecht maifeiert. Ich gehe also zu Fuß mit schmutzigen Stiefeln, denn auch der Hausbursche maifeiert. Dejeuner, Diner — gibt's nicht. Die ganze Küche maifeiert. Das Haus ist verstaubt, Spinnweben überziehen die Möbel — die Zimmermädchen maifeiern ja. Auch der Barbier läßt mich im Stich: er maifeiert. Ich will die elektrische Couponscheere in Tätigkeit setzen. Vergebliche Mühe! Die Herren von der elektrischen Zentrale maifeiern. Hungrig, durstig, schmutzig, frierend lege ich mich endlich ins Bett . . . Man möchte lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Professor, diese Maifeier bedeutet das Ende aller Kultur, die Zerstörung aller Güter, die Vernichtung der werteschaffenden Stände. Dagegen muß etwas geschehen. Telegraphieren Sie zunächst der Direktion, daß jeder Arbeiter meines Betriebes entlassen wird, der am 1. Mai nicht rechtzeitig zur Stelle ist."

"Sehr wohl, Erzellenz!"

"Aber das genügt nicht", erklärte der Freiherr, "es muß etwas geschehen, was den Leuten ein für allemal die Luft nimmt, sich auf dergleichen Sachen einzulassen. Ich werde nachdenken . . ."

Acht Tage und acht Nächte dachte der große Mann unablässig nach. Am neunten aber trat er strahlend herfür, wie der Bräutigam aus seiner Kammer: der Einfall war ihm gelungen. Auf einem Zettel hatte er ein Rundschreiben skizziert. Sein Leibsekretär schrieb es ab und vervielfältigte es in zahllosen Exemplaren. Der Brief aber ging an alle Kaiser, Könige und Fürsten, an alle Industriearbäre, Majoratsherren, Großbankiers sowie sonstige königliche Kaufleute und Inhaber von Unternehmerintelligenz. Diese führenden Geister waren zu einer geheimen Konferenz eingeladen, auf der über die Einführung eines „Nobel-Mai“ Beschluß gefaßt werden sollte. Denn das war der gewaltige Plan: Man wollte einmal den sogenannten Ausgebeuteten des Kapitals zeigen, was sie ohne die „Ausbeuter“ wären: Am nächsten 1. Mai würden, als schneidende Antwort auf die freche Maifeier der Arbeiter, alle Herrscher und Unternehmer die Arbeit ruhen lassen. Die Verantwortung für die furchtbaren Folgen würde mit entsetzlicher Schwere auf die von der vaterlandslosen Rotte Verführten fallen. Aber wer nicht hören will, muß fühlen . . .

Die Eingeladenen waren vollzählig erschienen. Es herrschte eine ungeheure Begeisterung für die Idee. Die Bedenken einzelner wurden rasch beseitigt. Ein König warnte vor übereilten Maß-

nahmen: „Würde dieser eine Tag der Arbeitsruhe die Gesellschaft nicht in ihren Grundlagen so heftig erschüttern, daß der Schaden nicht wieder gut zu machen wäre? Was sollte aus der Welt werden, wenn er den ganzen Tag kein Todesurteil unterschriebe, keinen Orden verliehe, keine Rede hielte und nicht einmal die Uniform wechselte?“

Man beruhigte den Aengstlichen: „Gewiß, der Schaden würde schwer empfunden werden, aber das sei ja auch der Zweck. Nur der Nobel-Mai würde die betörten Massen zur Vernunft zurückrufen. Wer nicht viel wage, laufe Gefahr, alles zu verlieren!“ Mit einem dreifach gelöseten Ehrenwort verpflichtete man sich, am ersten Mai nichts, gar nichts zu arbeiten. Der Beschluß wurde streng geheim gehalten. Seine Ausführung sollte wie eine unerwartete verheerende Katastrophe über die Völker hereinschlagen. Ein Komitee wurde ernannt, das die Ausführung der Arbeitsruhe zu organisieren und zu überwachen hatte.

Der erste Mai kam. Die Monarchen schlossen ihr Szepter in den Silberschrank, legten sich aufs Kanapee, verriegelten die Türen und lasen die „fliegenden Blätter“ und Sammlungen von Mikosch-Witken; keine Spur von regierender Tätigkeit. Die Unternehmer und königlichen Kaufleute gaben ihrer Unternehmerintelligenz Urlaub, tranken und speißen den ganzen Tag, spielten Sechsendeckzig, abends aber gingen sie in die Amor-, Blumen-, Geisha-, Paradies- und Ahnensäle, keiner gab die mindeste Anordnung, den leisesten Befehl, niemand blickte mit göttlichem Weitblick in die wirtschaftliche Zukunft der Menschheit.

So nahte der Morgen des zweiten Mai. Die Feiernden konnten ihn kaum vor Ungeduld erwarten. Was würden die Morgenblätter über das unerhörte Ereignis sagen? Hatte man nicht doch zu ungeheuerliches unternommen? Würde es noch möglich sein, die grauenhaften Verwüstungen am nationalen Vermögen wieder auszubessern! Die meisten waren doch ein wenig ängstlich geworden, ihr Uebermut war einem gelinden Katzenjammer gewichen. Schon sahen sie im Geiste, wie die Massen bleich und zitternd zu ihnen wallfahrteten, flehend, die Herrschenden möchten doch wieder die Arbeit aufnehmen; die Arbeiter würden auch niemals wieder so dumm und frech sein, am ersten Mai zu feiern. Ei, wie würde man die Leute zappeln lassen, sich sperren und zögern, um schließlich großmütig Pardon zu geben und zu versprechen, daß sie wieder die Regierung und die Unternehmerintelligenz in Betrieb setzen würden!

Sie verschlangen die Morgenblätter! Umsonst, keine Zeile deutete auf den Ausbruch des Nobel-Mai hin. Als ob gar nichts geschehen,

als ob das große Ereignis gar nicht bemerkt worden wäre! Sie warteten noch einen Tag und noch einen. Die Zeitungen schwiegen hartnäckig. Keine Deputation stehender Völker kam. Alles ging seinen gewöhnlichen Lauf. Da hielt man es nicht länger aus. Das Komitee ließ sich den diplomatischen Rechercheur des „Weltanzeiger“ kommen und enthüllte ihm das sensationelle Geheimnis. Eine Stunde später verbreitete der „Weltanzeiger“ in Milliarden Extrablättern das unerhörte. Die öffentliche Meinung hatte nur ein Urteil über die Nachricht: die gesamte Redaktion, Expedition und alle Filialen des Blattes seien verrückt geworden. Niemals fürwahr war eine so tolle Ente aufgeflogen. Auf der ganzen Erde brachen Epidemien von Lachkrämpfen aus.

Am nächsten Morgen jedoch veröffentlichte der „Vorwärts“ nicht nur das Protokoll jener geheimen Konferenz, sondern er wies auch aus inneren Gründen unwiderleglich nach, daß die Meldung des „Weltanzeiger“ richtig sei; denn der erste Mai sei diesmal so voll von guten und glücklichen Vorgängen gewesen und so frei von Torheiten und Brutalitäten, daß diese auffällige Erscheinung nicht anders zu erklären sei, wie eben durch die Arbeitsruhe aller Führer der herrschenden Klassen . . .

Unmittelbar darauf wurde in allen Parlamenten der Welt von den Sozialdemokraten zu gleicher Zeit die folgende Resolution eingebracht und begründet:

„In Anbetracht, daß die regierenden und unternehmenden Intelligenzen seit vielen Jahrhunderten unausgesetzt tätig gewesen sind, und auch diese Arbeiter endlich des verdienten Schutzes teilhaftig werden müssen, beschließt die Kammer, daß in den nächsten 200 Jahren der Nobel-Mai jährlich 365 — in Schaltjahren 366 — Tage währen soll; in dieser Zeit hat jede regierende und unternehmende Tätigkeit vollständig zu ruhen. Völker, die die bezeichneten Elemente zur Uebertretung der Arbeitsruhe widerrechtlich zwingen, werden entmündigt und mit Zuchthaus nicht unter 200 Jahren bestraft.“

Mai 1905







Verbotene Vögel.

Und alle lockeren Vögel singen wieder ihre verbotensten Lieder. Sie haben sich das unvernünftige Gewerbe immer noch nicht abgewöhnt. Zwar aus Berlin hat man jetzt selbst die stimmlosen Späßen von dem Asphalt gescheucht, seitdem die Pferde vor den elektrischen Straßenbahnmitrailleusen geflohen sind, und die delikaten Verdauungserzeugnisse der paar noch übriggebliebenen armen Schlachtrösse der Nachegöttin der Reinlichkeit verfallen sind, deren finke Burschen jeden Fall in flagranti ertappen und verschwinden lassen. Auch nisten in den Schornsteinen keine Drosseln und die Großstadt-Finken beschränken sich auf den verheerenden Firtlefink des Lustigen Ehemanns vom Ueberbrettel, der zu einem wahren Raub- und Galgenvogel geworden ist. Freilich auf der Leipziger Straße singen noch etliche Nachtigallen, aber es sind gebildete Nachtigallen, die das ganze Jahr über sich produzieren und nicht, wenn sie die unsittlichen Flitterwochen der leichtsinnigen Hochzeiterei hinter sich haben, mürrisch und müd verstummen; sie sitzen wohl geborgen unter einem Glasdach auf üppigen Palmen, haben statt des Magens und des Herzens ein kleines niedliches Uhrwerk, und wenn man es aufzieht, schluchzen sie prompt und solid wohl eine Stunde lang. Wertheim leistet für dreijähriges regelrechtes Schluchzen Garantie. Ich glaube, daß Eugen Richter, der das automatische Instrument dem von Menschenhand bedienten Klavier weit vorzieht, weil ersteres so schön hintereinander spielt, ohne zu stocken und fehl zu greifen — ich glaube, Eugen Richter wird auch die aufziehbaren, um acht Uhr abends pünktlich die Kehle schließenden Nachtigallen im Winter-

garten des Bazars den unzuverlässigen Störren der Duftatmenden Mainächte vorsehen, da es von unrentabler schwärmender Jugendsehnsucht und unbekleideten Küßen zwischen Personen schandbar verschiedenen Geschlechts allüberall weht und webt.

Aber wendet Ihr nur ein paar tausend Schritte daran, so kommt Ihr schnell in die Gefilde, da es noch Vögel gibt, die nach eigenem Lieben und Belieben und nicht auf Geheiß eines metallenen Räderwerks singen, die über alle Stacheldrahtzäune hinwegfliegen und wenn sie bei Laune sind, feck und ausgelassen aus den golden flimmernden Lüften selbst dem stolzen Ortschaftulzen und dem noch stolzeren Gendarmen einen weichen Gruß auf Hut und Helm hinabsenden. Und diese eine Respekts- und Autoritätsverletzung ist nur die natürliche Ausgeburt ihres ganzen ungeberdigen Wesens.

Ich habe nie begriffen, wie sich Geheimräte, Reserveleutnants, Fabrikbesitzer, Oberlehrer und Pastoren so eifrig um den Schutz der Singvögel bemühen mögen, obwohl diese dreiste Gesellschaft doch weder Bureaufunden noch Polizeiverordnungen noch irgend ein Besitzrecht anerkennt. Ja, wenn sie noch Militärmärsche pfeifen, Heil dir im Siegerfranz schmettern, das Flottenlied zwischern oder einen andächtigen Choral anstimmen würden! Aber die lasterhafte Brut spottet jeglichem Patriotismus, singt von Liebe, Kindern, Freiheit, Sonne, grünen Schoten und roten Kirschen. Und vor allem und am schlimmsten: Sie wissen so gar nichts vom Vaterland, sie fliegen unbekümmert über die Grenzsteine, die doch nach der unermesslichen Weisheit der durch Unteroffiziere erzogenen Menschheit vom Schicksal als blutige Opfersteine gesetzt sind, auf denen die Nationen sich die Hälse abschneiden und die Leiber kunstvoll durchlöchern lassen müssen.

Es gibt keine gemeingefährlichere Internationale als das Volk der Singvögel, die bei Deutschen, Franzosen, Russen, Briten, Chinesen und Feuerländern gleichermaßen tirilieren und revolutionär das weltgeschichtliche Gesetz nicht anerkennen: wenn es dem Zeichner beliebt, auf der Landkarte einen grünen neben einen rosa Strich zu setzen, sei damit die strikte Anweisung gegeben, daß die im grünen den im rosa Gebiet hausenden Bürgern nach Möglichkeit interessante schwere und tödliche Knochenbrüche, Muskelzerfleischungen und Aderrisse hebringen sollen. O, Ihr Geheimräte, Reserveleutnants, Fabrikbesitzer, Oberlehrer und Pastoren, laßt ab von dem gefährlichen Schutz der Singvögel! Ich sage Euch, sie sind Eure geschworenen Feinde und Verderber, die Eurer Herrlichkeit mit ihren entseßelten, über aller Ordnung und Sitte jubelnden Liedern den Garaus machen werden, sintemalen wann der Mai kommt. Das

sind die unwiderstehlichen Verführer, sie locken und drängen, sie schaffen die Macht der Sehnsucht und die Sehnsucht der Macht, sie rufen zur Freiheit ins Freie, und die plumphen grausamen Grenzsteine, welche die Völker trennten und an einander hefteten, zerfallen vor ihren Liedern in Staub. . . .

Als nach dem Ende des Sozialistengesetzes die zukunftsbesessene Arbeiterchaft der Welt zum erstenmal ihren Maitag feierte, da ging ein Entsetzen durch die Zirkel der Herrschenden. Das schlechte Gewissen überfiel die Mächtigen, die bange Erkenntnis, daß diese ungezählten Massen natürlich an physischer, moralischer und geistiger Kraft unendlich den paar Bevorzugten überlegen seien, die von der Gnade gesellschaftlicher Willkür leben. Wie wenn wirklich diese unheimlichen Proletarier zum Bewußtsein ihrer unüberwindlichen Stärke gelangten, wenn der Mai, dessen Beginn sie zu ihrem Hoffnungsfest wählten, auch in ihren Adern und ihren Herzen ausblühte und in drängender Triebkraft ungestümes junges flügelweites Begehren aufbrausen ließe! Würden nicht wirklich eines Tages alle Räder rasten, auf den Feldern der Grundherren die Ernte verfaulen und kein Haus mehr empor wachsen? Bräche nicht dann all die Herrlichkeit der Herren zusammen, denen die Arbeit der anderen ein Leben in Glanz und Fülle und Behagen schafft! Und dieser gefährliche Wahnsinn, just den ersten Mai zum Proletarierfeste zu erklären! Wer bürgt den Besitzenden dafür, daß der frühlingssauber die für einen Tag selbstherrlich aus dem Joch Erlösten nicht völlig betörte und sie überhaupt nicht mehr in die Sklaverei zurückkehrten, sondern daß sie die künstlich und listig gewundenen Banden mit einer Anspannung der sich reckenden Muskeln zerrissen!

So nagte das schlechte Gewissen, so ängstigte das geheime Schwächegefühl. Und während frischer stürmischer Maimut in den Gemütern der Proletarier sich erhob, befahl die Sklavenvögte mitten im lachenden Auftrieb des lichten Laubs und der keimenden Blüten düstere dumpfe Weltuntergangsstimmung. Aber — glücklicherweise — noch waren sie die Herren und sie würden von ihren Herrenrechten Gebrauch machen. Ihr Schreibertrug begann das Verbrecherische des Maisestes zu beweisen, den Stempel, aus eigenem Recht Kontraktbruch zu üben. Das Unternehmertum drohte mit der Verhängung des Hungers. Die Polizei rüstete sich gewaltig, als gelte es ein gekröntes Haupt zu überwachen, und in der Kaserne waren die Truppen konsigniert, gewärtig, auf den ersten Wink die blühende Erde blutig zu färben.

Als aber die erste Maiseier vorüber war und weder ein Straßenkampf noch ein Generalstreik ausgebrochen, da wurden die Ver-

ängstigten wieder tapfer und ergöhten sich an allerlei Heldentaten, mit den Schikanen, die ihnen ihre wirtschaftliche Uebermacht ermöglichte, die Teilnehmer an dem Fest des Völkfrühlings zu quälen.

Seitdem ist über ein Jahrzehnt verfloßen. Und da das Proletariat sich auch seinen Feiertag, wie sein Brot, unter schweren Opfern, in zähem Mut, besonnen und leidenschaftlich zugleich, Schritt für Schritt ertrocken mußte, da nicht plötzlich mit einem Male alles erreicht und gestaltet werden konnte, wie es ursprünglich geplant war, wurden die Federföldner der Sklavenhalter anders unterwiesen, und nun piffen sie Spottlieder statt der schreckenden, drohenden Trutzgefänge und höhnten über die roten Landpartien und das revolutionäre Kaffeefochen. Dabei vergaßen ihre Auftraggeber trotzdem nicht, über die feiernden Jahr für Jahr das wirtschaftliche Standrecht zu erklären und harte Bußen ihnen aufzuerlegen für die Untat, daß sie sich ein paar helle Stunden der Freude und der Zuversicht gönnten. Es muß also wohl doch eitel Heuchelei sein, wenn die Zeitungen des Unternehmertums das Maifest als einen neuen harmlosen blauen Montag verunglimpfen, dem kein tieferer Sinn und keine edlere Weiße innewohne. Denn dann wäre die schwere Ahndung des unschuldigen blauen Montagvergnügens eine sinnlose wahnwitzige Grausamkeit.

Aber es ist den Herrschenden auch wirklich gar nicht so leicht zu Mut, wie ihre Schreiber lügen. So sehr sie es leugnen, vor sich und uns, sie können sich selbst nicht entziehen der geheimnisvollen Macht des Idealfestes des Proletariats, das keine Ländergrenzen kennt. Mag immer man von Landpartien und Kaffeefochen witzelnd schwagen, diese Frühlingsfahrten in die freie Natur sind in der Tat gefährlich für die Aneigner der Arbeit. In der Freiheit der Natur erwacht das Selbstbewußtsein der Gebeugten, wächst das Kraftgefühl der im Gleichmaß endlosen Frondienstes Ermatteten. Der Menschenstolz erhebt sich ungestüm, und sie empfinden wieder voll und glühend, was allen Sterblichen dieses reiche Leben zu spenden vermöchte, wenn es nicht zertreten würde unter den plumpen Füßen der Gewalt. Die Seelen, die im Dunst und Arm der Arbeitsfäule erschlafften, erquickten sich wunderbar und berauschten sich an dem Gebild der befreiten und geeinten gleichen Menschheit.

Hütet Euch, Gefahren drohen Euch von jedem sprießenden Blatt, von jeder sich öffnenden Blüte, von den Käbchen der Weiden, dem Sonnenspiel auf den Waldseen, und vor allem von den freien Liedern der Vögel in den Lüften. Sie lehren uns alle die Schönheit der Welt und das Recht der Gesamtheit auf diese Schönheit. Diese Landpartien am ersten Mai sind wirklich geheime Revolutionen, und

Ihr seid so machtlos, sie zu hemmen und zu erwürgen, wie Ihr nicht mit allen Euren Bajonetten, Kanonen und Geldsäcken diesen unbotmäßigen ersten Mai einzufangen vermögt. Zwar unzählige Menschen könnt Ihr zum Tode, zum Hunger und zur Not verurteilen, Ihr könnt Strafexpeditionen rüsten, Leichenfelder schaffen, friedliche Dörfer einäschern — aber eines könnt Ihr nicht: der erste Mai ist unerschbar Eurer Gewalt, Ihr tötet nicht sein Licht und brecht nicht seine Blüten.

Uns aber singen die Vögel wieder die verbotensten Lieder, auch eine uralte Weise mit verjüngtem Sinn:

Wohl kombt der Mai
mit mancherlei
der Blümlein zart,
nach seiner Art,
erquicket das
verdorben was
durch Winters Gewalt,
Deß fren' ich mich ganz mannigfalt.

All's, das da lebt
sich jetzt erhebt;
des Vogels Gesang,
welcher so lang
verschwiegen was,
auch Laub und Gras
das grunet schon:
deshalb ich auch nit trauern kann.

Und sonderlich
erfreu ich mich
heimlichen deß,
ich weiß wohl weß
darvon man nit
viel sunders spricht
noch sagen soll:
Will uns Glück wohl, so geht's uns wohl.

Mai 1902





Die letzte Walpurgisnacht.

Godesangst hatte die Hegen und Teufel gepackt. Beelzebubs jüngster Sproß, der bei einem parteilosen Menschenblatt mit vier Milliarden zahlender Abonnenten das Journalistengewerbe erlernt hatte, war bei der Mutter der Mütter gewesen und hatte das Schicksal interviewt. Die Mutter der Mütter aber hatte den Zeigefinger dräuend bewegt und gesagt: „Söhnchen — genieße Dein Leben; denn Ihr werdet heuer die letzte Walpurgisnacht feiern. Wenn am Morgen des 1. Mai die Sonne aufsteigt, wird sie Euch austrocknen wie eine kleine Pflüze, also daß nichts von der Horde übrig bleibt. Hütet Euch vor der Sonne des 1. Mai.“

Schon seit der Mitte des April schlief kein Hegen mehr und kein Teufelchen. Wenn ihnen doch einmal die Augen zufielen, peinigten sie furchtbare Träume. Sie sahen sich, wie sie eine Tücke nach der anderen verloren, wie ihnen die scheußlichen Triebe aus dem Munde entwichen, und Gerechtigkeit, Vernunft und Güte sie überfiel. In Schweiß und Schwefel gebadet schreckten dann die Unholde auf. Diese Tugendträume waren schlimmer als Zahnschmerzen. Selbst die süßen Vorbereitungen zur Walpurgisnacht vermochten nicht, ihre Sorge zu scheuchen. Was nützte es, wenn sie in wüster Verschwendung die Fässer öffneten, in denen alles Blut geopferter Menschen gesammelt war, das seit Anbeginn die Erde geschlürft! Sie wuschen sich ihre Qual nicht ab, und selbst in der höchsten Erregung des Blutrausches gedachten sie bang der Weissagung der letzten Walpurgisnacht. Auch das höllische Hausorchester, in dem die Verzweiflungsschreie, Schmerzensseufzer und Wahnsinnsflüche der gequälten Menschheit die endlose Sinfonie des Elends anhuben, sobald der Kapellmeister den Bockfuß hob, machte ihnen kein Vergnügen mehr, und es ergöhte sie nicht, in ihrer Akademie der Nacht, die Delirien menschlichen Aberglaubens, menschlicher Torheit und Unwissenheit tollern zu sehen. Mit lästernem Grausen

erwarteten sie das Nahen ihrer Mainachtfeier, die zum letztenmal alle tobenden Verbrechen erschöpfen sollte. Insonderheit die Heflein wurden so nervös, daß ihr Haar immer wieder grau wurde, so oft sie es auch mit einer Mischung von Ruß, Schweiß und Blut jugendlich auffärbten.

Acht Tage vor der Walpurgisnacht hielt der Pech-Pfuhl-Ausschuß der Gemeinde der Menschenschändung auf der Hegenfanzel des Brocken eine vorberatende Sitzung mit der Nachtordnung: „Was sollen wir tun, um den Aufgang der Sonne am 1. Mai zu verhindern?“ Der Referent hielt eine pestilenzialische Rede, die man zwar weithin riechen konnte, die aber zu dem niederschlagenden Ergebnis gelangte, daß es unmöglich sei, ein wirklich erfolgreiches Mittel anzugeben.

Darob geriet die Versammlung in ungeheuerer Unruhe, sie schrien wild durcheinander, als wenn sie Hornkrämpfe hätten. Endlich erhob sich der würdige Ober-Geheimrat vom Departement der Giftmordverwaltung und machte einen weise eronnenen Vorschlag. Man sollte zur Zeit des Sonnenaufgangs sämtliche Dampfffeisen, Eisenhämmer, Regimentskapellen, Fondsbörsen und Klaviere der Menschenerde auf einmal loslassen, das Ganze der Geräusche sammeln, kondensieren und konzentrieren, um dann diese Riesenposaune der gesamten Hörerscheinungen wider die Sonne empor zu schleudern; kein Zweifel, daß der verruchte Ball dann aus den Angeln geraten würde und sich irgend wohin in den Weltraum verirren würde — ohne jemals wieder mit einem Erdenaufgang die Walpurgisnacht zu beendigen. Wenn auch dies Mittel nicht helfen würde, so könnte man noch erwägen, ob es nicht angängig sei, durch gleichzeitige Entfesselung der gesamten Essen, Schlöte, Qualm- und Glutflünde der Industrie das Licht zu verfinstern, das Gift der Morgenröte durch das Gegengift dieser irdischen Produkte unwirksam zu machen.

Das Beifallsquietschen, das der Ober-Geheimrat erntete, war nur mäßig und vereinzelt. Die Mehrheit erkannte, daß auch diese Mittel nichts helfen würden. Die Sonne sei doch mächtiger als diese Menschereien. Wieder versiel man in wilden Trübsinn und begann, Segensformeln zu lassen. Auch die Teufel werden fromm, wenn sie fühlen, daß sie nicht mehr sündigen können.

Inmitten dieses Anfalls von Weltchmerz aber stand das jüngste der Heflein auf, das Kasernel, strich sich den Bart forsch nach oben, puckte aus und keifte liebreizend mit ihrer melodischen Stimme: „Schwerebrett! Kinder seid Ihr aber schlapp! Wozu haben wir denn das Militär! Das wird der Sonne schon das Handwerk legen. Mit ihren Flinten und Kanonen schießt unsere brave Armee

das scheußlich unangenehme Gestirn in Grund und Boden, zumal Krupp eben 'ne ganz gediegene Neuheit auf Lager hat. Verehrte Anwesende — seien wir des alten Dichterwortes eingedenk: Gegen die Sonne hilft nur die Kanone.“

Diesmal war der Beifall lebhafter. Zwar war die schwarze Besorgnis nicht ganz beseitigt, aber der Pech-Pfuhl-Ausbruch schöpfte doch neue Hoffnung und man erhob die Anregung der schnaubartigen Kasernerl zum bindenden Beschluß.

Als bald lief die Ordre durch sämtliche Militärquartiere der Welt. Die Soldaten wurden in den Kasernen konsigniert. Sie sollten sich bereit halten, im entscheidenden Moment anzurücken.

Die Walpurgisnacht hatte begonnen, die ganze Höllebrut war vollzählig erschienen. Ein Teil war diesmal mit der Eisenbahn den Brocken hinauf gefahren; die schönere Hälfte des Teufelgeschlechts war zumeist auf den Lenkflangen der Fahrräder geritten — es soll sich, so behaupteten sie, bequemer und schneller auf diesen stählernen Bügeln reifen, als auf den altmodischen Besenstielen; zudem hatten sich in früheren Jahren fast regelmäßig ein paar Festteilnehmerinnen Holzsplitter in die Haut geritzt.

Der Sturm blies anregend wie immer. Es hagelte, schneite und regnete durcheinander, und wenn das Wasser die heißen Leiber berührte, dann prasselten sie, wie wenn Tropfen auf glühendes Eisen spritzen. Das machte der Gesellschaft stets ein besonderes Vergnügen, es erfrischte ihre Nerven.

Indessen eine rechte Herensabbat-Stimmung wollte sich trotzdem nicht einstellen. Die Unterhaltung schleppte sich müde fort. Die interessantesten Bemerkungen der Ballgespräche machten nur geringen Eindruck. Dem einen, der sich rühmte, zehn neue Laster im letzten Jahre erfunden und verbreitet zu haben, drehte seine Tänzerin mit einem schnippisch-höhnischen „mehr nicht?“ den Rücken. Beelzebub selbst versuchte das äußerste, um die Anwesenden aufzuheitern; er erzählte anständige Anekdoten. Vergebens. Seine Untertanen gähnten und klapperten mit den Zähnen. Einige Munterkeit rief der politische Teufel hervor, er sprach von der lex Schinderhannes, die er angestiftet, wonach jeder Mensch mit dem Tode gestraft wurde, der unbekleidet geboren zu werden wagte. Auch kitzelte es ungeheuer die Erschienenen, als der Arbeitsteufel berichtete, wieviele Millionen Sterbliche er im Berichtsjahr mißhandelt, mit Siedtun und Gebreßen überhäuft, wieviel Seelen er gemartert, wieviel Sklavenvögte er gemästet. Er zeigte an einem lehrreichen Beispiel die sinnvolle Erfindung des Couponschneidens; das Instrument war

eine Verbindung von Guillotine und Nähmaschine: ein Mensch wurde von eisernem Arm gepackt und dann wurde ihm mit einem haarscharfen Messer Glied für Glied abgetrennt, die Maschine schob ihn automatisch weiter, so daß das Messer immer etwas zu hacken hatte; war der eine Mensch erledigt, so wurde ohne Unterbrechung ein anderer, ebenfalls automatisch, herangezogen. Man nannte aber diese Maschine das freie Spiel der Kräfte.

Doch alle diese Vergnüglichkeiten erzeugten nur eine rasch wieder verfliegende Luststimmung. Die Herren räkelten sich faul an den Felsen; die Damen mußten untereinander kanzanieren, auch sie taten es nur verdrossen und hoben die Beine kaum vom Boden. Schließlich verstummte der Lärm ganz, und als in der Ferne ein Hahn krächte und die Wolken sich mild färbten, wälzten sich die Festgäste in Krämpfen der Angst.

Da ließ Beelzebub die Fanfaren blasen. In wimmelnden Scharen kamm es den Berg hinan, lärmende Märsche stürmten feurig, und über das schlüpfrige Gestein polterten die Automobil-Kanonen.

Mit freudigem, hoffendem Aufschrei stürzte die Hölle den Kettern entgegen. Die Weiber setzten sich auf die blinkenden Kanonenrohre, die 4 Kilometer lang waren, und die Teufel kosteten die Gewehre, die in einer Sekunde 10000 Kugeln 50 Meilen weit zu entsenden fähig waren.

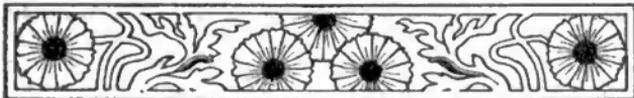
Und jetzt richteten die Krieger ihre totkündenden Geschosse gen Osten, wo die Wolken sich röteten. Es rollte und knatterte, donnerte und zischte unablässig, und der Schlachtendker, der die Operation leitete, schwor bei seiner Ehre den ihn zitternd umdrängenden Herglein zu, daß er den Ansturm dieser verdammten Sonne glorreich zurückwerfen würde. Bald sollten die Fetzen des Feindes herumfliegen.

Doch die Wolken, die den Osten säumten, wurden röter und röter. Immer wilder beschloß die Armee die nahende Sonne, immer grimmiger schwor der Schlachtendker bei seiner Ehre den Herglein den Sieg zu; er war schon völlig heißer.

Plötzlich gelte ein grauenhafter Fluch durch die Dämmerung. Gewaltig stieg die Sonne empor und die Strahlen tanzten über die Erde. Wie leichte Wölkchen war der Brockenstuhl zerflattert, und friedlich leuchtete der Morgen. Im Tale wanderten rüstige Männer der Arbeit mit Frauen und Kindern. Maieslieder klangen durch die erlöste Welt. Die Freude flutete über die Menschheit.

Niemals wieder versammelten sich Teufel und Hergen in der Walpurgisnacht auf dem Brocken.

Mai 1900



Schaffen unter Tage.

Was nützt das alles! Was hilft's, daß wir arbeiten, opfern und leiden, Tag für Tag, in unsäglicher Mühe — das Maïenwunder bleibt doch ein holder, nichtiger Traum, für den es auf Erden niemals Erfüllung geben kann. Immer haben die Menschen ihr bißchen Leben unter Qualen zerrütten müssen, Opfer blinder Sinneslosigkeit und blutiger Grausamkeit. Immer wurden die Schwachen von den Starken überwältigt, die Hungerigen von den Satten ins Joch gesperrt; immer stürzten ganze Menschenherden auf Geheiß der Fürsten in die mordende Schlacht, rotteten unendliches blühendes Leben aus und verheerten weite Landstriche; immer gingen die Armen ruhmlos, zermartert, ohne Freude und Lachen zugrunde, während die Reichen in allen Eastern und Küsten schwelgten; immer wütheten ekle Krankheiten, marterten wilde Leiden, und immer regierte die Welt der König der Könige: Der Unfinn.

So seufzt der Kleinmut und tröstet sich in seiner Feigheit mit allerlei Geschicklichkeiten und listigen Ratschlägen, als da sind: daß man das Träumen lassen müsse, sich aufs nächste und engste beschränke, nicht durch Ideale sich die Noldurft des Tages anspruchsvoll beschwere, nicht für hohe Ziele todesmutig kämpfe, kurz: daß man aufhöre, ein Held zu sein und dafür ein Philister werde, der diese Erde ihren kraufen Gang seelenruhig laufen läßt, nur bekümmert, daß es ihm und seinem Bauche, wenn irgend möglich, morgen ein wenig besser ginge als gestern.

Was für vernunftlose, muffige Coren diese kleinen, vorsichtigen, engherzigen Winkelkonsulenten des Menschenrechts sind, die uns mahnen, mit niedrigen Ränken und schmutzigen Schlichen ein paar Vorteile zu erlischen, um die großen, stolzen, zum Herrlichsten verführenden Gedanken hüßch einzusperrern, auf daß sie kein Unheil anrichten! Sie

merken es gar nicht diese gähnenden Schlafprediger, daß sie nur die Hofnarren der herrschenden Klassen sind, deren letzte und schärfste Waffe der Pessimismus ist, der an nichts Großes glaubt, für keine Ferne mehr kämpft, weil ja doch alles eitel und hoffnungslos sei. Den Herrschenden selbst freilich wirkt dieser sieche Lebensverdruß im matten Blut, es sind die Todesahnungen der unterwühlten Nacht, die sie entnerven. Es gibt nur ein Mittel noch für sie, um sich zu behaupten — daß es ihnen gelingt, dem gewaltigen, jugendstarken Feind die frischen Muskeln in dieselbe pessimistische Stimmung zu schnüren. Wenn erst die leuchtende Zuversicht des Sieges erloschen, wenn die heldenhafte Begehrlichkeit, die nach den Sternen greift, im fergenden Kleinram des nächsten Augenblicks wie in einem Sumpf versunken ist, wenn die trüben, müden Augen es verlernt haben, in die Sonne zu schauen, und man sich seufzend, entnüchtert niederkauert in den dumpfen Winkeln eines elenden Vierteldaseins, — dann, ja dann haben die Herrschenden nichts mehr von uns zu fürchten, wir sind ohnmächtig, weil wir an unserer Kraft und an unserem Sieg nicht mehr glauben.

Wir aber haben den Frühling selbst zu unserem Führer gewählt, den Weltenschöpfer und Zeiterneuerer. Indem wir den 1. Mai zum Weltfeiertag des Proletariats schufen, machten wir die fessellose, alle Schranken stürmende Triebkraft der Natur zum treibenden Element unserer Bewegung. Dieses Fest ist der Jungbrunnen, in den wir unsere Müdigkeit und unsere Verzagnis abspülen, und wenn die alten Weiblein und Männlein zahllos greinen und auf Grund ihrer gesammelten Erfahrungen uns beschwören, ja nicht zu glauben, daß wir noch jung und von stählernen Sehnen seien — nun, so geschehe es, wie es auf Lukas Cranachs Bild zierlich und lustig dargestellt ist: wir werfen die traurige Gesellschaft, die schlaffen Leiber und die welken Seelen trotz ihres Zipperleins in den Maibrunnen, und sie werden herauskommen, den Lenz in den Augen, das Haar voll Kirschblüten, und unter der Sonne tanzen.

Nicht umsonst häßt, heßt und höhnt man unser Maifest. Sie wissen sehr wohl, daß der Frühlingsglaube gefährlich die Kräfte schwellen läßt; er weckt zu einem Leben, das sich nicht begnügt mit den armseligen Flickern, aus dem es jetzt zusammen gestümpert ist. Darum ächtet und verleumdet man den Werdedrang des Proletariats, das in der Schöpfung seines Feiertages die mit der Allgewalt der Natur sich durchsetzende unüberwindliche Neubildung der Gesellschaft zu seinem feierlichen Bekenntnis erhoben hat. Darum sucht man uns durch listige Beschränkung auf das nächste und nüchternste die schwärmenden feiertagsgedanken aus dem Kopfe zu stehlen.

Aber kann die Notwendigkeit der endlosen zähen Kämpfe um Kleines und Kleinstes, die die Tagarbeit von uns fordert, das Streben nach dem Großen verkümmern? Ist das Ziel weniger wirklich und weniger wert der Mühe, weil es vieler Schritte bedarf, um es zu erreichen? Das Maiwunder, das über Nacht scheinbar aus dürrer grauen Tod grün flatterndes Leben zaubert, begreift ihr nicht in seinem Werden und Wesen, wenn ihr es als das große Werk von ein paar fröhlichen Sonnenstunden wähnt. Im Frühling, meint ihr, wird es warm, und die Wärme kühlt auf einmal das schlummernde Leben wach, und kommt gar ein lauer Regen dazu, so treiben alle Keime und sprossen alle Blätter und bersten alle Knospen — wie aus dem Nichts. Solch ein jähes Maiwunder wünscht sich wohl die Ungeduld auch im Werden des gesellschaftlichen Lebens, das große Glück soll über Nacht kommen, und man klagt mignützig und verzagend über die tausend und abertausend Hammerschläge, die Jahr für Jahr gefordert werden, ohne daß der spärende Blick das Werk reifen sieht.

Der Naturkundige, der tiefer in die Geheimnisse des Werdens blickt, weiß, daß auch das Maiwunder nicht der göttlichen Schöpferkraft weniger Sonnenstunden entflammt. Nein, schon seit dem fallenden Laub des Vorjahres, in Schnee und Frost, in Nebel und Gede hat die Natur beharrlich und bescheiden, unter Tage, am Frühling gearbeitet. Auf Millionen Feuerchen kochte sie unermüdlich winzige Wärmemengen und nährte Zelle für Zelle. Niemand hat diese Geschäftigkeit beachtet, die Aeste bleiben dürr wie zuvor, und der Boden regt sich nicht. Und dennoch ist es diese Arbeit, die den Frühling ermöglicht. Die Maisonne könnte noch so glühend ins Land fallen, der Regen noch so mild die Erde baden — die feuchte Wärme der wenigen Stunden würden es nicht vermögen, auch nur ein Hälmschen hervorzubringen. Herbst und Winter speicherten in rastlosem Schaffen die gewaltige Wärme auf, die der geringste Keim braucht, um sich zu entfalten. Und der Frühling hebt nur den Vorhang von dem vollendeten Werk. Das wirkt dann wie ein Wunder.

Der politische Befreiungskampf des Proletariats gleicht solcher Arbeit unter Tage. Oft scheint der Boden dürr und tot, und man verzweifelt an der Möglichkeit, daß aus all den Leiden und Opfern, die scheinbar fruchtlos in nichts versickern, das große Neue erstehen könnte. Wartet nur! Das Werk wird nicht früher sichtbar, als bis der letzte Hammerschlag, der zu seiner Vollendung unentbehrlich ist, getan ist. Dann aber sprengt ein Maitag die grauen Hüllen, und die Menschen atmen wie im Rausche einer verwandelten Welt.

Mai 1902



Die Entdeckung des Mai.

Die Zeiten starben und die Menschengeschlechter verkamen, und sie wurden des Mai nicht gewahr. Ueber die Welt rankten sich Pfirsichblüten, im Winde raunte die Sehnsucht und die Verheißung unendlicher Wunder, und die Vögel wurden nicht müde, im Maireigen unter der mild leuchtenden Sonne die Maibotschaft immer aufs neue zu künden.

Die Menschen aber hatten besseres zu tun als zu hören, zu fühlen und sich zu freuen. Nur bisweilen, wenn sich heiße Jugend zu einander fand, wurde der Mai liebevoll in die Kammer geladen. Auch ein paar Poeten vernahmen den seligen Klang und setzten ihn in irdische Weisen. Sonst aber trieb man allerlei weisere Hantierung. Man liebte es die Fenstern zu vermauern, so wie sie es heute machen, wenn sie alte Schlösser, die von Höhen blicken, in Zuchthäuser verwandeln: vor allem den Ausguck sperren, mit Mauersteinen verammeln und Eisenstäbe vorlegen, damit der Mai nicht einbricht und der Häftling lachend ins Freie entführt wird.

Fleißig bauten sie am Hungerturm der Menschheit. Hundert Kloster wuchs er unter die Erde. Ein paar Wächter saßen draußen und spähten grimmig, die anderen waren drinnen eingesperrt. Dort fieberten sie im Hungertwahnsinn, verstümmelten einander mit eigenen Händen, rissen die Herzen aus den Leibern und stillten die tolle Gier mit der eklen Nahrung. Sie schrien und weinten und tobten und zertrümmerten die gemarterten Schädel an den Mauern. In den Zuckungen ihrer Qual vollzog sich der Kreislauf ihres Lebens. Sie wußten nichts vom Mai, den sie niemals sahen. Die Erde trieb umsonst ihre Blüten. Das nannten sie: Segen der Arbeit!

Oder sie zogen Striche über die Erde. Und der Strich befaß unheimliche Gewalt. Links wurden die Menschen ganz anders wie rechts. Sie sprachen fremd und man sagte ihnen auch, daß sie ganz verschieden fühlen müßten. Von Zeit zu Zeit drängten sie wie befehlen über den Teufelsstrich und mordeten sich. Die Erde blutete und die Felder waren mit Menschenfetzen besät. Und der Mai floh, weinend. Das nannten sie: Liebe zum Vaterland!

Oder sie trieben grausame Gedankenjagd. Wo der Mai in einem rüstigen Hirn flügelweites, kühnes Denken entkeimen ließ, da kamen die Häfcher und erstachen mit glühenden Nadeln das fröhliche, freie Sinnes und Gestalten. Dann legten sie die Hirne an feste, wund reibende Ketten, bis sie siech und mürbe wurden und gar nicht mehr dachten. Das nannten sie: Das Bekenntnis zu ewiger, göttlicher Wahrheit.

Das schlimmste aber war doch, daß sie den Mai so schmutzig verleumdeten. Das sei Sünde und Frevel, frech zu blühen, in Farben und Düften sinnlich zu schwelgen. Wie schlimm diese niedrige Fleischeslust, daß sie begehren, wie die Bienen um rote Blüten zu summen! Steinigt das Lachen, kasteit die Sonne und schleppt den Mai zum Galgen. Schönheit und Freude ist Satanstrug. Erst wenn der Leib modert, darf er in ewigem Mai brünstig schwärmen. Insonderheit wenn ihr arm seid und tief geboren, dann ziemt es Euch, in härterem Gewande Freude, Kraft und Schönheit zu dörren. So erst werdet Ihr würdig ewiger Glückseligkeit, wenn Ihr das Mailaster in Euch abgetötet, das überdies nur in der Arbeit stört und den giftigen Neid schürt wider die, welche besitzen und schmachten. Das nannten sie: Frömmigkeit.

Die Zeiten starben und die Menschenkinder verkamen, und das Reich des Mai war verloren. Von allen Landkarten war es gestrichen. Man erzählte von ihm wie von einem Gespensterland, das fündige und törichte Einbildung geschaffen.

Trotzdem grünt in jedem Jahre wieder die Wiesen, die Kirchbäume schneiden, und die Amseln feiern Hochzeit. In solchen Nächten zwischen harten peitschenden Stürmen und weichem, leisem, schwer und fremd duftenden Frühlingsswehen, da gingen wohl seltsam leuchtende Sterne auf, die winkten, als wollten sie neue Wege weisen ins verschüttete, vergessene Maireich. Und Männer standen auf und rechneten, prüften und dachten, und bald war es ihnen klar: dort drüben, ganz in der Nähe, herrscht der Mai.

Da riefen sie laut, daß es wie ein Kampfruf hallte: „Kommt, laßt uns eine Expedition rüsten, um den Mai zu entdecken!“ Der Ruf hallte und wuchs im Hallen und wirkte wachsend.

Freilich, das Maireich ist kein Schlaraffenland, und nicht durch einen Kuchenberg frißt man sich hindurch ins Land der faul schlemmenden Bäuche.

Ein wildes Felsgemäuer versperrt es und einen tiefen, langen Tunnel gilt es durch das Gestein zu schlagen. Aber was kümmert uns die Mühsal, wissen wir doch, daß mit dem letzten Hammerschlag der Mai in unsere Finsternis fluten wird!

So arbeiten wir Tag für Tag unter der Erde, gebeugten Rückens und doch voll stolzer, starker Hoffnung. Der Hammer pocht unablässig. Rote Fackeln leuchten unserer Arbeit. Das Krachen stürzenden Gesteins ist der Stundenschlag unserer Erlösung.

An einem Tage alljährlich aber ruhen die Hämmer, die Rücken recken sich empor, die düsteren Augen werden hell und in den Seelen schwillt es empor. Die Felswand, die der Arbeit noch widerstand, wird durchsichtig wie ein Fenster. Es öffnet sich weit, und nur ein feiner, geheimnisvoller Schleier scheint noch das Mai-Reich zu verhüllen. Volle Garben streut das Licht in diese unterirdische Welt und das Gestein scheint sich in ein blühendes Gefilde zu wandeln. Herrlich leicht wird es allen müden Armen, in den Furchen der Gesichter glimmt eine kühne Heiterkeit und alle Häupter sind golden umleuchtet. Tanzfreude erfüllt die Männer und Frauen, die Burtschen und Mädchen, die Kinder lachen und singen das alte Kinderlied vom Mai, der gekommen.

Plötzlich aber dringt ein gewaltiger Chor, vielhunderttausendstimmig aus der Tiefe empor — eine Weise, die hämmert, ein Lied, das marschiert, ein Rhythmus, der Felsen sprengt.

Sie singen, daß die Arbeit, die westerbauende, nicht mehr durch den gemeinen Zweck geschändet werden soll, nur die Notdurft zu sättigen und die Blöße zu decken. Ein Reich des Mai graben und hämmern wir.

Nicht mehr lassen wir uns einkerern auf einem engen Farbensfeld, der von unseren Peinigern uns als Vaterland angewiesen ist, während die andere Welt als „Feind“ geschmäht und versperrt wird. Der Völker-Mai weitet sich uns als Vaterland; die neue Heimat hat keine Grenzen, ihre Fahne ist Freude, ihr Wappen Kraft und ihre Farbe ist Freiheit — Maireich, Maivaterland!

Und befreit schreitet auch der Gedanke, wie ein rüstiger, wundererfüllter Maivwanderer gen Sonnenaufgang. Die Wahrheit ist keine starre Tafel, kein alter ausgegrabener Ziegelstein mit fremden mythischen Schriftzeichen, die von verschütteten Kulturen reden. Die Maivahrheit treibt und blüht und reift ins Unendliche, in ewig

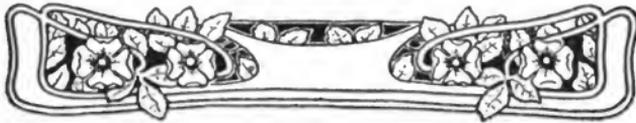
junger Entfaltung sich neu formend, über Irrtum und Dunkel hinaus, zu den Sternen empor.

Unsere Frömmigkeit aber klebt nicht an vermoderten Zeichen und Bildern, sie quillt, jeden neuen Morgen wiedergeboren, in der jauchzenden, innigen Andacht der Maienschönheit, die nicht enden will:

So bröckelt der Fels, die Wand wird licht,
Bald schlägt der letzte, zersprengende Schlag —
Wir graben in Nacht, wir hämmern in Pein
Das Maienreich. —

Mai 1905





Das Maifest des Arbeitgeberbundes.

Sn der Nacht zum ersten Mai versammelten sich die Führer des Arbeitgeberbundes im Festsaal des Berliner Kaiserhofs zu einem gediegenen Maimahl. Nach dem Fisch erhob sich Herr Bueck zu der folgenden mit stürmischer Begeisterung aufgenommenen Ansprache:

Meine Herren!

Zum erstenmal versammelt sich unser Arbeitgeberbund zu festlichem Tun. Angesichts dieses wahnsinnigen und ruchlosen Mai-Protestes der — äh — sogenannten Arbeiter (Pfui!) erheben wir die Stimme und das Glas, um gewissermaßen die Maidemonstration der wirklichen Arbeiter, als die wir uns mit Stolz nennen, darzustellen. (Bravo!) Der Uebermut der Heizer, die sich als Arbeiter (Pfui!) ausgeben, führte zu den staatszerrüttenden Verschwörungen, die unter dem Namen der Gewerkschaften selbst die Köpfe einiger Minister (Gelächter) verwirrt und die leider auch unter Mißbrauch des erhabenen Christentums, das die Armut und Bedürfnislosigkeit gelehrt hat, in den höchst bedenklichen christlichen Gewerkschaften eine Nachahmung gefunden haben. (Sehr wahr!) Diesen anarchistischen, terroristischen, die Grundlagen unserer Rechtsordnung erschütternden Organisationen der sogenannten Arbeiter ein Ziel zu setzen, haben wir endlich nach vielen Mühen unseren internationalen, im besten Sinne revolutionären, völkerebefreienden — die Völker müssen von der Pest des Sozialismus befreit werden — Arbeitgeberbund gegründet. Das ist viel, sehr viel, aber noch nicht alles!

Meine Herren! Macht, Geld, Polizei, Soldaten sind schön, sehr schön. Aber wir brauchen auch unbedingt Ideale. (Sehr richtig!)

Wir müssen, wie es ja auch die Heizer mit so nichtswürdigem Geschick tun, aufs Gemüt wirken. (Stürmischer Beifall.) Wer aber hätte so viel Gemüt wie wir? Wir können und müssen durch Ideale aufs Gemüt wirken. Das ist schwer, aber wir haben's dazu. Ich werde mir im Laufe meiner Ausführungen gestatten, ihnen einen ganz bestimmten Vorschlag zu unterbreiten, wie wir auch das Ideal und das Gemüt in den Dienst unserer Bestrebungen stellen können.

Sie wissen alle, welche Bestrebungen wir verfolgen. Mit einem Worte: Wir wollen und müssen jene entsetzliche Krankheit, jenen heillosten Wahnsinn ausrotten, den man soziale Frage nennt. Wir müssen endlich wieder die Staatsgewalt überzeugen, daß diese soziale Frage eine elende Erfindung von Hezern und Agitatoren ist (Sehr richtig!) und daß es diese soziale Frage gar nicht gibt. Wenn man aber diesen Ausdruck durchaus beibehalten will, so gibt es nur eine soziale Frage, und die ist die Freiheit der Arbeitgeber. (Händeklatschen, zwei Gäste fallen vor Erregung von den Stühlen.)

Gegen die Freiheit der Arbeitgeber haben sich nicht nur diese — äh — Arbeiter (Pfui!) verschworen, sondern auch die Regierungen, selbst gewisse Personen aus unseren Kreisen haben sich den frechen und gewissenlosen Volksvorführen nicht völlig entzogen. (Lebhafte Pfuirufe.) Woran aber liegt das? Meine Herren! Die Arbeitszeit ist zu kurz, (Bravo!) viel zu kurz. Und was folgt daraus? Die viele Zeit, die die Leute übrig haben, saufen sie in den Kneipen und ihre benebelten Gehirne produzieren dann solche — feurigen Mäuse (Heiterkeit), wie das Spukwesen, das man soziale Frage nennt, die sich geradezu zu einer Epidemie von Delirium entwickelt hat. (Große Heiterkeit.) Die zweite Ursache unserer Unfreiheit sind die viel zu hohen Löhne. Die unvermeidliche Wirkung ist, daß die Bande (Sehr richtig!) sich Zeitungen kaufen kann und dann alle die Aufreizungen glaubt. Außerdem benutzen sie das von uns zuviel bezahlte Geld, um ihre Organisationen zu erhalten, was dem Staatsinteresse durchaus widerspricht.

Unser Arbeitgeberbund hat also dahin zu streben, daß erstens in allen Ländern die Arbeitszeit verlängert wird — eine zwanzigstündige Normalarbeitszeit dürfte fürs erste als Minimumforderung genügen, — daß zweitens die Löhne systematisch herabgesetzt werden.

Aber damit nicht genug: Wir müssen endlich auch ein für allemal aufräumen mit der gesamten Schutzgesetzgebung. Meine Herren! Nicht die Arbeiter brauchen Schutz — denn Schutz gewähren wir ihnen schon zur Genüge — wir sind es, die des Schutzes bedürfen. (Allseitige Zustimmung.) Vor allem fort mit der schlimmsten sozialistischen Erfindung: der Sonntagsruhe! Diese Sonntagsruhe hat

es glücklich dazu gebracht, daß unsere Arbeiter in diesem Jahre den ersten Mai durch Arbeitsruhe von Staatswegen feiern dürfen und daß wir gegen diesen Unfug nichts machen können. Dahin hat also diese famose soziale Gesetzgebung geführt, daß der Staat selbst den Arbeitern hilft, Revolution zu machen, ja, daß er uns dafür bestrafen würde, wenn wir uns erdreisten würden, die Arbeiter von ihrer frechen Faulenzerei am 1. Mai abzuhalten. (Unruhe.)

Leider ist die gegenwärtige Reichsregierung verblendet genug, uns in den Rücken zu fallen, wenn wir im Interesse des Staates und nicht zum mindesten im Interesse der Arbeiter selbst es zu verhindern suchen, daß diese Maidemonstration der Arbeitsruhe wegen der gesetzlich gewährleisteten Sonntagsruhe straflos von statten gehen darf. Ich muß Ihnen die traurige Mitteilung machen, daß die Reichsregierung — unterzeichnet Graf Posadowsky (Aha!) — es abgelehnt hat, unsere Petition auf Aufhebung der Sonntagsruhe an diesem 1. Mai ohne Angabe von Gründen abgelehnt hat! (Sensation. Rufe: Unerhört! Pfuirufe!) So sehr ist bereits Genosse — verzeihen Sie — Graf (Heiterkeit) Posadowsky (Pfui! Pfui! Gischen) dem Umsturz verfallen. Ich würde mich nicht wundern, wenn wir eines Tages erfahren, daß dieser edle Graf aus der sozialdemokratischen Parteikasse jährlich 100000 Mark erhält. (Hört, hört!)

Aber, meine Herren, dieser Mißerfolg darf uns nicht entmutigen. Der Fall hat mit der Strahlungskraft von einem Zentner Radium (Bravo!) gezeigt, welche ungeheuerlichen Folgen die Sonntagsruhe überhaupt hat. Die Beseitigung der Sonntagsruhe ist die wichtigste und dringendste unserer Forderungen. Nicht nur gilt von den schlimmen Wirkungen des arbeitslosen Sonntags — wir Unternehmer freilich dürfen auch an den Sonntagen nicht unsere Intelligenz ausspannen (Sehr richtig!) —, was ich über die Verderblichkeit der zu kurzen Arbeitszeit und der zu hohen Löhne gesagt habe, ich möchte die Sonntagsruhe geradezu als den Urquell der Umstürzbewegung, als die eigentliche Ursache des Größenwahns der — äh — Arbeiter (Pfui!) bezeichnen. Die Arbeiter müssen sich ja einbilden, daß sie allmächtig sind, daß sie, wie ihre Schmierfinken und Schreier lügen, die Schöpfer aller Werke sind, wenn sie sehen, daß an den Sonntagen, wo sie dank einer verrückten Gesetzgebung feiern dürfen, ja zu feiern gezwungen sind, die Fabriken tatsächlich ruhen, die Schornsteine nicht rauchen, die Räder nicht kreisen. Meine Herren! Ich behaupte, sie wären nie auf den tollen Gedanken gekommen, ihre Arbeit zu versagen, zu streiken, wenn ihnen nicht der Staat selbst durch die Sonntagsruhe den Wahn beigebracht hätte, daß es

ohne sie nicht geht. Es geht aber ohne sie! (Minutenlanger Beifall.)

Und damit komme ich auf meinen Vorschlag, auf idealem Wege durch Anwendung von Gemüt die Revolution zu überwinden und die Befreiung der Arbeitgeber von dem Joche des Proletariats zu erkämpfen. Meine Herren! Verkehlen wir uns nicht die ganze Größe der Gefahr. Gewiß, bisher sind wir noch immer die Stärkeren gewesen. Es ist den — äh — Arbeitern (Pfui!) nicht möglich gewesen, auf die Dauer den Verkehr, die Industrie, den Handel lahm zu legen. Noch haben wir, Gott sei dank, treue Bundesgenossen: den Hunger, die Streikbrecher, die Polizei, die Armee. Man braucht ja, wie in Ungarn, nur die Arbeiter zum Militärdienst einzuberufen, und die Kerle müssen arbeiten, wenn sie nicht eine Kugel in's Gehirn bekommen wollen. Aber wird das, frage ich, immer so bleiben? Die Unterstützungsklassen der — äh — Arbeiter (Pfui!) schwellen, das bekämpft den Hunger. Die sozialdemokratische Verfeuchung nimmt zu, die Zahl von Arbeitswilligen nimmt in demselben Maße naturnotwendig ab. Und schließlich sind wir sicher, daß wir uns alle Zeit auf die Gendarmen und Soldaten verlassen können? Ist es nicht möglich, daß auch Soldaten, wenn man sie zum Schießen kommandiert, es wagen wie jener Schurke von Telegraphenbeamten, der aus Debreczin an die Regierung, die eine Verfügung telegraphierte, nach der Aufnahme der beiden ersten Worte: „Ich verordne“, den Dienst einstellte und die freche Antwort zurückgab: „Auf das weitere sind wir nicht neugierig!“ Können nicht auch einmal Soldaten auf das weitere nicht neugierig sein? (Unruhe.)

Nein, meine Herren, mit äußeren Mitteln allein ist es nicht getan. Wir müssen mit Idealen, mit dem Gemüt arbeiten. Wir können den Umsturz so lange nicht erfolgreich bekämpfen, so lange sich die — äh — Arbeiter (Pfui!) mit einem Schein von Recht einbilden dürfen, daß wir sie brauchen, daß sie unentbehrlich sind, daß wir ohne sie nicht fertig werden. (Sehr wahr!) Wir müssen ihnen zeigen, daß wir ihrer Dienste nicht benötigen, daß es nur ein Gnadenakt ist, wenn wir sie für uns arbeiten lassen und ihnen Brot und Lohn geben. (Lebhafte Zustimmung. Händeklatschen. Es fallen wieder drei Teilnehmer von den Stühlen.)

Kurz und gut: Setzen wir der frevelhaften Maifeier der — äh — Arbeiter (Pfui!) das erhabene Maifest der Arbeitgeber, speziell des Arbeitgeberbundes entgegen. (Allgemeine Spannung.) Meine Herren! Diese — äh! — Arbeiter (Pfui!) sollen ihre Maifeier haben! (Lauter Widerspruch, allgemeines Fallen der Entrüstung. Schluß, Schluß! Ruf: Der Hund ist besoffen!) Hören

Sie doch nur! (Ruf: Wir wollen nichts hören. Schluß, Schluß!) Meine Herren! ((schreit): sie sollen ihre Maifeier haben, indem wir die ganze Rote (Bravo!) an jedem ersten Mai ausperren. (Ungeheurer Jubel, in dem abermals vier Unternehmer unter den Tisch sinken.) Das sei unsere Maifeier! Aber das ist noch nicht alles. (Ruf: Nanu?) Jetzt kommt erst die Hauptsache. (Heiterkeit.) Meine Herren! 364 Tage im Jahre geben wir uns unserer Unternehmertelligenz hin, am 1. Mai aber wollen wir arbeiten! (Verblüffung. Murren. Ruf: Der Hund ist wirklich besoffen!) Ja, meine Herren! Das ist das große Geheimnis, das ich Ihnen offenbaren mußte. An dem Maifeste, an dem wir die Arbeiter ausperren, müssen wir, unsere Frauen, unsere Söhne und Töchter, das Gesamtgebiet der nationalen Arbeit im Gange erhalten. Und wenn wir dann beweisen, daß wir alles selber ebensogut und besser machen können, dann, nur dann sehen die verblendeten — äh — Arbeiter (Pfui!) ein, daß sie von unserer Gnade leben, und dann werden sie wieder fügsam und lenkbar, wie wir sie haben müssen.

In diesem Sinne erhebe ich das Glas und bitte Sie einzustimmen in den Ruf: „Das Maifest des Arbeitgeberbundes lebe hoch!“

Die Versammelten stimmen dreimal in den Ruf ein, auch die unter dem Tisch Liegenden johlen begeistert mit. Dann ertönt mächtig durch den Saal die Arbeitgeber-Marseillaise:

Den Feind, den wir am tiefsten hassen,
Das ist der M a i verstand der Massen. —

Mai 1904







Internationale Polizeiverordnung.

Sin Mailüfterl hat mir ein Blatt Papier zugeweht, das beweist, wie die Obrigkeit doch allmählich die Oberflächlichkeit verlernt hat, mit der sie bisher die Revolution zu bändigen unternahm. Was hat man insbesondere gegen die Maifeier, diese weltdurchjubelnde Fanfare des Umsturzes, wirksames versucht? Man hat die Soldaten in den Kasernen konsigniert, jedwedem 15 Patronen zugemessen, man hat die Aufzüge verboten, die Unternehmer haben die Feiernden mit Aussperrungen bestraft. Aber die Maifeier wuchs trotzdem unter den Verfolgungen, sie wurde zum festen seelischen Inhalt der nach Befreiung drängenden Menschen, auch wenn sie äußerlich nicht die Macht hatte, sich in voller Kraft zu entfalten. Die Ausfaat des Grasamens wird festgetreten, damit er aufgehe. Auch das Proletariat und seine feste blühen empor unter den Tritten der Gegner, die feinde sein wollen und Gärtner werden.

Das haben schließlich auch die Regierungen aller Länder eingesehen. Die taktlose Verwegenheit des ersten Mai, daß er heuer in Rußland sogar mit dem heiligen Feste der christlichen Auferstehung zusammenprallt, hat das Maß der regierenden Geduld erschöpft. In aller Stille sind Vertreter sämtlicher Kulturstaaten, d. h. aller Staaten, welche fähig sind, sich untereinander mit Rohrrücklaufgeschützen und sonstigen auf der Höhe der Technik angelangten Instrumenten auszurotten, im Berliner Polizeipräsidium beisammen gewesen und haben eine internationale Polizeiverordnung gegen die

Maifeier in ihren Grundsätzen abgefaßt, die unverzüglich in allen Vertragsstaaten in Kraft gesetzt werden soll. Selbst Japan hat einträchtig mit Rußland an dem großen Werk mitgearbeitet.

Diese Regelung geht von dem richtigen Gedanken aus, daß es nicht sowohl die politische Maifeier an sich ist, die den Bestand der herrschenden Gesellschaftsordnung bedroht, sondern der Maicharakter überhaupt. Die revolutionäre Gefahr liegt, so erkannte man, in der innersten Natur dieses Tages und dieser Jahreszeit. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß, sofern die Arbeiter durchaus wollten, nichts im Wege stünde, wenn sie ihr Internationalfest etwa auf den 1. November verlegten. Der Tag ist unschädlich. Er weckt keine frechen und schamlosen Triebe. Er entzündet nicht die gesehloße Sehnsucht nach Freiheit, er erinnert vielmehr an Tod und Verwesung, an Morder und Stochschnupfen, an teure Kohlen und frostige Obdachlosigkeit. Kurz, dieser Tag würde die Menschen zu der frommen Demut beugen, ohne die ein geordnetes Staatswesen, eine gesunde Industrie und Landwirtschaft nicht existieren kann.

Aus diesen Erwägungen heraus verständigte sich die internationale Anti-Mai-Konferenz, endlich den Mai durch eine gründliche Reglementierung seines durch und durch kontraktbrüchigen Wesens zu entleiden. Der Mai soll zivilisiert und, seine üppige wilde Regellosigkeit, die sogar dem Proletarier den staatsfeindlichen Wahn einflößt, als habe er ein Recht auf Tanz und Sang, auf Küßen und Umarmungen, auf Kunst und Freude, auf Träumen und Schlendern, auf Sinnen und Denken, — dieser ganze polizeiwidrige Frühlingsdrang wird in ein sauber abgestecktes, sorgsam kanalisiertes, attenmäßig vorgezeichnetes Bett geleitet.

Natürlich verbietet es die internationale Polizeigerechtigkeit, daß auch die Unschuldigen, die es nicht nötig haben, zu arbeiten, die also den Arbeitsvertrag auch nicht eigenmächtig zu brechen verführt werden können, unter dieser notgedrungenen Maireglementierung leiden. Die Verordnung wird deshalb ausdrücklich für die Gegenden außer Kraft gesetzt, wo sich die Inhaber der höheren Einkommen und Vermögen angesiedelt haben; man hofft dadurch auch eine noch reinlichere, lokale Scheidung der besseren und niedrigen Elemente der Menschheit zu bewirken, als bisher erreicht worden ist.

Für die eigentlichen Volksquartiere aber sind die folgenden Vorkehrungen getroffen:

1. Während des ganzen Monats Mai, und bei schönem Wetter auch schon in der zweiten Hälfte April wird allgemein eine 24 stündige Schichtzeit eingeführt. Die sämtlichen Arbeiter und sonstigen An-

gestellten minderer Entlohnung dürfen während dieser Zeit nicht die Fabriken, Bergwerke usw. verlassen. Nicht erwerbstätige Familienangehörige haben das Haus zu hüten. Sollten Wohnungsfenster nach der StraÙe hinausgehen, so sind diese dicht zu verhängen. Schulkinder haben in den Schulräumen zu verbleiben. Säuglingen ist der Gummipfropfen während dieses Zeitraumes mittels geeigneter Stoffe zwischen den Eippen festzufütten. Wäsche darf nicht gewechselt werden. Die Sonntagsruhe ist aufgehoben.

2. Zur möglichsten Verhinderung eines schönen Maiwetters haben die Armeen in der kritischen Zeit unausgeseht Granaten in den Himmel zu schießen, um dadurch die Wolken zu feuchten Niederschlägen zu veranlassen. Im Interesse der Erniedrigung der Temperatur sind in angemessener und ausreichender Weise Schwefeläthermassen zu vergasen.

3. Das Scheinen der Sonne wird beschränkt: vormittags auf die Zeit von 4–5, nachmittags von 1 bis $\frac{1}{2}$ 2 Uhr.

4. Das Lachen ist verboten, insbesondere auch das Lachen des Himmels.

5. Die Geschlechter werden streng getrennt gehalten. Jede Annäherung wird als Blutschande geahndet.

6. Vögel, die singen wollen, haben eine polizeiliche Konzession vorher zu erwirken, wobei zugleich der Text respektive der Sinn der beabsichtigten Lieder altentkundig zu machen ist. Die Polizei hat das Recht, Melodie und Tendenz entsprechend den Gesetzen der Moral abzuändern. Liebeslieder können unter keinen Umständen gestattet werden. Zuwiderhandelnde Vögel werden abgeschossen.

7. Bäume, die auszuschlagen und zu blühen beabsichtigen, haben bei der Polizei genau anzugeben, wieviel Blätter beziehungsweise Blüten sie zu treiben gedenken. Die erlaubte Zahl ist dann gemäß den Bedürfnissen der Bevölkerung zu kontingentieren.

8. Blumentöpfe und sonstige Pflanzen können nur nach besonderer Erlaubnis geduldet werden, und auch dann nur, wenn sie durch übergedeckte Konservendbüchsen die Geheimnisse ihres Werdens der Öffentlichkeit entziehen und der lüsternten Sinnlichkeit der Menschen keinen Vorschub leisten.

9. Frühlingsempfindungen jeder Art und Richtung unterliegen der behördlichen Genehmigung. Das Träumen von Freiheit, Glück, Freude ist strengstens untersagt. Der Text aller anderweitigen Träume ist vorher auf dem zuständigen Polizeibureau einzureichen; erst nach Abstempelung dürfen die betreffenden Dinge geträumt werden.

10. Der 1. Mai ist aus den Kalendern aller Vertragsstaaten gestrichen; der Monat beginnt gleichmäßig mit dem 2. Mai und endet daher mit dem 32. Mai.

So weit das mir zugegangene Protokoll. Ich zweifle nicht: Jetzt wird nun endlich die Maifeier und alles, was mit ihr zusammenhängt, von Grund aus vernichtet. Keine anderen Mittel gibt es, des Uebels Herr zu werden. Die vorbezeichneten führen aber auch sicher zum Ziel.

Mai 1905





Maienraub.

Das Bürgertum hat als höchsten Ausdruck menschlicher Vollendung den Doktor Faustus geschaffen, den ewig begehrlichen, unerfättlichen Himmelsstürmer, der die ganze Welt sinnlicher Genüsse, wissenschaftlicher Erkenntnis, künstlerischer Erhebung und arbeitender Betätigung, ein trotgender Kezer, in seiner Person durchlebt und vereinigt; der weder Himmel noch Teufel fürchtet, der alle Autoritäten stürzt und den keine zagende Scheu hemmt, ein ewiger Neuerer und nach neuem Bieriger, hinter die letzten Schleier des Lebens und Denkens zu spähen. Dann aber kommt die nächtliche Stunde der ausgeglühnten Seele, der zertrümmerten Verzweiflung, des leeren Zusammenbruchs. Dieser faustische Mensch hat alle Freuden genossen, sie wirkten nur verschmachtende Bitternis. Er ließ sein Hirn in dem unermesslichen Gebiete aller Wissenschaften graben, um schließlich zu entdecken, daß man nichts Rechtes wissen könne, er hat die bunten Länder der Erde durchquert und fand immer nur daselbe öde Einerlei des Elends, der Krankheit, der Dummheit, des Verbrechens und des Todes. So endigt der trotzhige Weltjubel in müdem Weltjchmerz, der irgendwo, irgendwie seinen Ausweg und sein Abfinden, sein Glück im Winkel oder seine hämische Menschencheu in der Tonne sucht.

Das Bürgertum des revolutionären Aufschwungs hat dieses Gipfelideal menschheitlichen Schaffens nicht erlebt, sondern nur in den Gestalten seiner Kunst, welche die Blüte und die Auslese der Gemeinschaftsarbeit einer Kulturpoche ist, wegweisend und zielkündend aufgestellt. Dieser helle, erderobernde Siegeschor mit dem müden,

dästeren Schlussakkord, dieses jubelnde Spiel auf tausend klingenden Instrumenten, deren Saiten jäh auf einmal zu zerreißen scheinen, blieb Gebild der Kunst. Das Bürgertum selbst verankert in ein enges, ängstliches und boshaftes Philistertum. Nur in seiner wirtschaftlichen Entfaltung, die unendlich stärker, reicher und größer ward, als die Menschen, die mehr Werkzeuge als Schöpfer dieser gewaltigen Entwicklung waren, nur in den Abenteuerfahrten des Kapitalismus hatte sich ein etwas jenes faustischen Dranges in's Unendliche verwirklicht, freilich auch die schrille faustische Verzweiflung und Zerrissenheit, die, mitten im alle Kräfte spannenden Siegesgefühl, den Zusammenbruch gebiert.

Es liegt wie die Vorahnung des schnell sich vollendenden geschichtlichen Schicksals der bürgerlichen Klasse selbst in dieser dichterischen Gestaltung ihres tiefsten Weltproblems. Indem sie den Sinn des Daseins in der überragenden Persönlichkeitsgröße des Einzelnen, des Seltenen, ausgewirkt wählte, zerbrach sie die strebende Unermesslichkeit menschlicher Kulturarbeit immer wieder an der Schranke der Bewußtseinsqual des großen Einzelnen, der plötzlich, nach kühnem Ansturm, schauernd gewahrt wird, daß alles eitel und nichtig sei.

Das Proletariat, das in der sozialistischen Bewegung sich selbst erkannte, sieht auch in dem Wandel der menschlichen Kultur ein faustisches Problem, aber losgelöst aus der, selbst in der Erhöhung des Genies, erstarrenden Enge, emporgetragen zu einer, die ganze Menschheit in allen ihren Gliedern umfassenden Bedeutung. Das Problem der im Kampfe zum Höchsten sich verzehrenden Menschheit wächst im Zeitalter der proletarischen Revolution zu univ ersaler Kraft und zur schöpferischen Lösung.

Wir verzweifeln nicht mehr an der wissenschaftlichen Forschung, die Schätze des sinnlichen Lebens scheinen uns nicht mehr schal und die Mühsal des Kampfes niemals wertlos. Wir, die den Einzelnen in der Gesamtheit verlieren müssen, um ihn durch sie größer zurückzugewinnen, haben den gesicherten stolzen Glauben an die uner schöpferische Fruchtbarkeit der menschlichen Kulturarbeit. Wir sehen, wie der Geist die Natur bezwingt, die Elemente in seinen Dienst schirrt, wie er die Rätsel der Welt denkend auflöst, und wir wissen, daß jede neue Wahrheit nur der Quell neuer Geheimnisse und neuer Erkenntnisse wird. Dem Siegeszug der menschlichen Vernunft setzen wir keine Grenzen mehr, und Schwierigkeiten, die sich aufstürmen, reizen nur die Lust, zu überwinden. Wir trinken begehrl ich aus dem rauschenden Wunderbrunnen der Daseinsfreuden, wir krönen das Leben mit den Kränzen, die aus ihm wachsen und die wir ihm winden. Nichts von Entfagung, nichts von Verzweiflung, nichts

von Ermattung; wir schaffen und schöpfen in's Ewige. Der Faust würde uns ein Schwächling oder ein Narr erscheinen, der heute noch greint, daß die Menschheit umsonst denke, arbeite, genieße und daß hinter all der lärmenden Geschäftigkeit doch eigentlich nichts stecke. Wir haben nicht Köpfe und Hände genug, um die stolzen Gaben der menschlichen Kulturarbeit zu überblicken und zu ernten.

Um so wilder aber erhebt sich das neue faustische Gigantenproblem. Es offenbart sich nicht in dem Widerspruch zwischen dem Wollen und Können, der Sehnsucht und der Erfüllung des Einzelnen, sondern es beruht in dem Gegensatz der unendlichen Kulturmöglichkeit und der elenden Kulturwirklichkeit, in dem Aneinanderprallen des menschheitlichen Arbeitsertrages mit dem gesellschaftlichem Arbeitsgenuß. Der moderne Faust, der die menschliche Gesellschaft selbst ist, bäumt sich gegen das Verhängnis auf, daß das, was die Millionen der Menschen gemeinsam schufen, diesen selben Millionen entwendet wird, daß die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit tief unterhalb derselben Kultur verschmachten muß, die doch von ihr gefügt ist. Dieser Faust empört sich nicht über den Trug der Vernunft, die Eitelkeit des Daseins, die Tücke einer dunklen Vorsehung, er lehnt sich auf wider den Wahnsinn einer sozialen Organisation, die im fruchtbringenden Paradiese künstliche Hungersnot erzeugt, welche die Sonne stiehlt und den Frühling raubt, die das Leben besudelt und alle ausschäumende Glückseligkeit des Erden-daseins verdirbt und ersticht.

Jeder Tag bringt neue Taten der menschlichen Erkenntnis. Die Schätze der Wissenschaft breiten sich unübersehbar schier. Ein paar Auserwählte aber leben auf den Höhen der Erkenntnis, die in den Jahrtausenden rastloser Arbeit gewonnen, und auch sie nur grasen auf schmalen Feld, im engen Kreise getrieben durch die wirtschaftliche Notwendigkeit. Für die Massen der Menschen aber haben die Denker und Forscher vergebens sich bemüht. Man will ihre Hände, nicht ihre Hirne, die eingezwängt werden in irgend einen kümmerlichen Wahn aus alter Zeit.

Der Raum ist durch die Erfindungen der Technik überwunden. Die Körper gleiten fast in der beschwingten Freiheit der Gedanken. Ein paar bevorzugte Weltwanderer kennen die Länder der Erde. Die Massen aber gehen von dieser zaubergestaltenden Erde, ohne mehr zu kennen, als ein paar Quadratmeilen. Die meisten leben und sterben auf dem gleichen Flecke, einige hundert Kilometer entfernte Strecken bleiben für sie unerreichbar, wie der Saturn. Und lösen sie sich doch von der Scholle, so doch nur, um als stumpfe

Arbeitsherden, geblendet, durch das Land eilig getrieben zu werden, damit sie nur ja keine Zeit verlieren, die alte Fron mit einer neuen zu tauschen.

Künstlergeist schafft freundliche Heimstätten und erfindsamen, behaglichen und anmutigen Hausrat. Die Menschen aber wohnen in plumpen und öden Höhlen. Die Maler haben vergebens ihre Farben- und Formenträume verwirklicht, Beethovens Sinfonien haben umsonst der Menschheit getönt, und wo wäre Shakespeares Genius zum Seeleninhalt der Völker geworden! Ein zerflatternder Höhenrauch ist alle Kultur. Er zieht in der Ferne hinweg über uns, und die Menschen sterben, ehe sie noch zur Menschheit geboren.

Indessen der moderne Faust, das Proletariat, bescheidet sich nicht in der zornigen Klage über diesen furchtbaren Zwiespalt, den die soziale Ordnung erzeugt hat. Er will die Kultur, die er geschaffen, auch besitzen; er will alles kennen, verstehen, genießen, was die Menschheit auf ihrem Gange sich selbst errungen hat. Nur das Leben scheint ihm lebenswert, das in der Kultur sich vollzieht.

Das Maifest des internationalen Proletariats ist seinem innersten Gehalte nach das Osterwunder des neuen Faust. In ihm dringt der Kulturhunger der Ausgestoßenen empor und die Entschlossenheit, diesen Hunger zu sättigen. Das Proletariat fühlt am 1. Mai die Säfte der Kultur aufsteigen. Nun soll es bald blühen! Man hat ihm den jauchzenden Mai des Daseins geraubt, diesen ewigen Blütensturm der Kunst, des Gedankens, des Genießens. Die Menschheit will endlich zu leben beginnen, sie wird sich das Leben erobern.

Mai 1904





A decorative rectangular frame with ornate, symmetrical scrollwork at the top and bottom centers, and smaller scrolls at the corners. The frame is double-lined and contains the title text.

**Von Auferstehungen
und heiligem Geiste**



Beim Wissenden.

Wenn man mit der Wannseebahn eine knappe halbe Stunde hinausfährt, dann den weitläufig in zierlichen Gärten verstreuten Villenort durchwandert, so gelangt man bald an das vorläufige Ende der zivilisierten Welt. Weithin dehnt sich ein kümmerliches Brachfeld, lehmiger Sandboden, der mit kleinen Erhebungen und Senkungen das geniale Ansehen liederlicher Unregelmäßigkeit zu gewinnen sucht, und doch nur den traurigen Eindruck von Blatternarben erzielt. Mitten in dieser Oede aber befindet sich eine tiefere Mulde, und hier hauste das Wesen, zu dem ich vor drei Wochen hinausgepilgert war, obwohl der eisige Regen wie mit gezückten Lanzen mich zurückzutreiben suchte.

Die Sorge und Neugier, was für eine Pose uns nach Ostern die in dunklen Schleiern serpentintänzelnde preußisch-deutsche Politik zeigen möchte, hatte mich zunächst veranlaßt, eine berühmte Kartenlegerin aufzusuchen; indessen die tief sinnige Dame fand den Fall zu schwierig, den sie selbst mit Zuhilfenahme von Kaffeesatz und Eidotter und bei verdoppeltem Honorarsatz nicht lösen zu können behauptete. Dagegen war sie in der glücklichen Lage, mir die Adresse eines Wissenden zu verraten, der zufällig, gerade vor einiger Zeit in die Nähe Berlins übergesiedelt. So machte ich mich am folgenden Sonntag auf den Weg.

Die Kartenlegerin hatte mir die Lage der Wohnung des Wissenden so genau beschrieben, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war: hier diese Mulde beherbergte die ganze Erkenntnis der Welt. Die Gegend war nicht sonderlich amnützig. Der Boden war mit

einem dürftig-dürren Grasgestrüpp überwachsen, das die Blöße der unfruchtbaren Erde mehr enthüllte als bedeckte, und dessen fahle Abgestorbenheit keine Erinnerung mehr erweckte, als ob jemals der grüne Saftthauch des Lebens in ihm gewesen. Ueber dem verdorrten Gras, fast die ganze Vertiefung ausfüllend, breitete sich eine Kolonie von absonderlichen Trümmern einer ehemaligen menschlichen, allmenschlichen Kücheneinrichtung: Braune, gelbe, weiße Steingutscherben, ein paar Bierflaschen mit gebrochenen Hälften, eiserne Töpfe mit abgesprungenem Email, eine Blechschüssel mit schrecklichen Beulen und weit klaffenden Wunden — alle den Boden gen Himmel gewandt — eine Bratpfanne mit grausam abgeknicktem Stiel, der entsetzlich verstümmelte Rumpf einer Gießkanne, dazwischen, bis zur Unkenntlichkeit zerfleischt, ein silzpantoffel, ein linker Mannstiefel, dessen Sohle sich strebsam emporreckte, um einen im Oberleder gähnenden Abgrund zu überbrücken, was der hilfreichen Sohle allerdings nicht gelang, und endlich der halb verweste Leichnam eines Regenschirms, an dessen Skelett armselige Stoffecken hingen.

Hm! Der Wissende hatte sich wahrlich kein komfortables Quartier ausgesucht, wenn auch die Weisheit auf äußerlichen Glanz gern verzichten mag. Auf den Rat der Kartenlegerin hatte ich mir ein starkes Vergrößerungsglas mitgebracht, unter dessen Beistand ich nun die Kolonie sorgfältig absuchte. Vorsichtig und mit einem unüberwindlichen Gefühl des Ekels hob ich die Scherben und Gefäße empor. An dem Rande eines verrosteten Topfes zerriß ich mir die Hand, aber, obwohl mich der Gedanke einer drohenden Blutvergiftung peinigte, suchte ich weiter, das Vergrößerungsglas vor den spähenden Augen. Nirgends war der Wissende zu finden. War er spazieren gegangen, ausgezogen oder gar gestorben? Schon wollte ich das vergebliche Bemühen aufgeben, da hörte ich aus der Gießkanne ein feines, klingend-schwirrendes Geräusch. Ich hob die umgestülpte Gießkanne empor und jetzt gewahrte ich ihn: Der Wissende lag auf der Erde und schnarchte. Die Flut des einbrechenden Lichtes erweckte ihn und unwirsch fuhr er auf. Unter dem Vergrößerungsglas zeigte er doch eine ganz erkleckliche Länge, die für einen menschlichen Regierungsmann wohl ausgereicht hätte, und als er mit seinen vornehmen, müden Neuglein mich böse anlockte, zog ich unwillkürlich den Hut, warf mich der Länge nach auf den Bauch, ohne auf die drückenden, kratzenden, piefenden Trümmer zu achten, und lispelte demütig:

„Verzeihen, Erzellenz!“

„Das ist ja eine förmliche Revolution“, schrie der Wissende, „es scheint ein Weltbeben zu sein, das mir plötzlich mein gewaltiges

Schloß fortgeweht und mich obdachlos gemacht hat“ — der Kleine wies erstaunt auf die Gießkanne, die jetzt auf der Längsseite lag.

„Verzeihen, Erzellenz“, erwiderte ich bescheiden und mit flehender Entschuldigung, „das war ich!“

Der Wissende kreischte, als ob er mit dem Messer über einen Teller gestrichen hätte. Das war offenbar sein höchstes Gelächter. „Kleiner Schäfer! Kleiner Schäfer!“ lachte er und die ganze Gestalt bebte dabei wie die weiße Kehle eines Frosches. „Sie wollen so etwas machen können, Sie menschlicher Spaßvogel Sie! Was so ein zweibeiniges Säugetier alles kann, es pfeift, und alle Naturgesetze — hufsch! hast du nicht gesehen! — tanzen nach seiner Weise!“

Der Wissende lachte wieder, daß er zu bersten drohte.

„Sie wohnen nicht besonders behaglich“, begann ich wieder, indem ich das Gespräch in der Richtung meines Anliegens zu steuern trachtete.

„Was soll man machen!“ seufzte der Wissende, der mit gekreuzten Beinen auf dem Boden unmittelbar neben meinem rechten Ohr kauerte. „Mein Schloß, das mir das Weltbeben nun umgestürzt hat, war doch recht geräumig und blinkte sehr angenehm. Freilich war die Decke schadhast. Es regnete und schneite durch —“

„Man hätte einige Scherben über die Löcher legen sollen“, riet ich schüchtern.

Der Wissende lachte wieder: „Sie sind ein hartnäckiger Schäfer! Ein paar Scherben auf die Löcher legen — als wenn das gar nichts wäre! Das ist köstlich. Sie sind ja ein verwegener Umstürzler. Wollen alles auf einmal machen. Die Löcher sind nun einmal da, ich lebe schon seine etlichen Billionen Jahren. So lange ich denken kann, sind immer die Löcher in der Decke meines Schlosses gewesen, und sie werden bleiben, bis sie im Lauf der Billion-Billionen, wenn das Metall wächst, allmählich kleiner werden und ganz verschwinden. So lange muß ich den Regen und den Schnee erdulden. Wir müssen uns den Naturgesetzen fügen, werter Herr, das hilft nun einmal nichts. Geduld und ruhig Blut, das ist alles, was wir tun können. Das ist das Geheimnis der Entwicklung. Reden Sie mir nicht davon, daß man diese schwierigen Fragen im Handumdrehen zu lösen vermöchte. Billion-Billionen Jahre und vielleicht noch mehr gehören dazu, bis sich etwas bessernd gestaltet. Die Seele der Welt ist —“

„Was ist sie? —“ fragte ich erregt.

„Langsamkeit“ — erwiderte der Wissende feierlich. „Das wissen Ihre Staatsmänner auch ganz gut. Ich habe sie unterrichtet.“

Da waren wir mitten in dem angelangt, was ich zu erfahren wünschte.

„Und Sie glauben nicht, daß es möglich ist für uns Menschen, auszuführen, was uns die Vernunft gebietet, einzureißen und aufzubauen, zu zertrümmern und zu gestalten, wie es die sinnvolle Einsicht gebietet?“

„Utopist!“ schalt der Wissende. „Nehmen Sie sich vor der Polizei in acht, so etwas darf man nicht einmal denken. Am Ende reden Sie noch — wie sagt man doch bei Ihnen — von Menschengl—gl—gl— ich hab's — von Menschenglück. Nehmen Sie sich an Ihren Ministern ein Beispiel!“

In diesem Augenblick brauste ein Windstoß über uns hinweg.

„Frühlingssturm!“ — rief ich begeistert.

„Ja, es zieht!“ klagte der Wissende und rieb sich sein Bein, in dem die Gicht zu nagen schien. „Aber, wie gesagt, mein kleiner junger Utopist: Langsamkeit ist die Seele der Welt!“

„Es gibt Menschen, die den Frühlingssturm fürchten, weil er leicht einige Fensterscheiben zerbricht“, rief ich.

„Die klugen Menschen tun recht daran“, erwiderte der Wissende.

„Aber sie haben doch nur notwendig, ein Stück Holz zwischen Rahmen und Flügel zu klemmen, dann kann der Frühlingssturm durch das geöffnete Fenster hineinwehen, ohne daß auch nur eine Scheibe klirrt!“

„Sie schwärmen wieder von Unmöglichkeiten, mein Lieber!“ spottete der Wissende. „Solch ein Stück Holz gibt es nicht, und wenn es dergleichen gäbe, vermöchte es niemand so, wie Sie es vorschlagen, zu benutzen! Man muß warten. Die Dinge entwickeln sich nicht so rasch. Wir können gar nichts plötzlich tun, so auf einmal, nur von der unendlichen Zeit können wir die Erfüllung unserer Wünsche erhoffen. So wahr dies Gras, das hier das Land bedeckt, weiter dürr bleiben wird, wie es gewesen ist in all den unzähligen Jahren, die ich schon gelebt habe, so wahr wird Ihre sogenannte Vernunft nicht Blüten künstlich erzeugen können. Das ist gegen die Natur!“

Abermals jagte der Frühlingssturm über das Feld. Ich erhob mich vom Boden; im Aufstehen zertrat ich das Vergrößerungsglas und der Wissende war so für mein Auge verschwunden. Mit ihm war aber auch alles Kleinliche Verzagen aus dem Gemüt geweht und in das Brausen hinein rief ich, daß die Worte wie auf den haßenden Wolken ins Weite segelten:

„Du winziger Zwerg! Jetzt erkenne ich Dich. Lebst schon ewige Zeit und weißt doch nur, was eben erst geschehen. Kannst nicht

hinaussehen über den Augenblick der Gegenwart, hast vergessen, was vorher war, und kannst nicht schauen, was werden wird — das Verwehende ist Dir das Bleibende, das Stäubchen die Welt, der flüchtige Zufall die ewig starre Notwendigkeit, die in Jahrbillionen nur sich merkbar vorwärts wälzt. Nicht das Warten lehrt uns, Du Zwerg, Natur, sondern Schaffen und Wirken in stürmender Fruchtbarkeit. Morgen bereits schwindet der öde Rost von Busch und Baum, über Nacht erwacht das atmende Grün allüberall und bald bergen wir wieder die prangende Frucht in der Scheuer. Die Natur jauchzt im Erzeugen, ihr scheinbares Versiegen und Stocken ist nur ein Atemholen, und im Sturm formt sie gewaltig, wie aus dem Nichts urplötzlich, unablässig junge neue Welten von Kraft und Schönheit. Das ist das ewige Feiertagswunder der Auferstehung, die Mahnung der Natur an die menschliche Vernunft, ihr gleich zu sein im überströmenden Schaffen zweckmäßiger Arbeit. Die Ostereier liegen hinter allen Büschen, ihre Schalen sehnen sich, zu zerbrechen, damit das Leben ins Licht wachse. Wenn wir nur den Weg nicht scheuen und die Augen öffnen!“ . . .

Am Karfreitag ging ich wieder hinaus auf das Feld, wo ich den Wissenden getroffen. In der Mulde sproßte zwischen dem Gerümpel lustig allerlei Kraut, es überstieg schon die kleineren Scherben, und in den Ostertagen wird die ganze Ansiedelung im Grünen versunken sein.

Der Wissende war vor diesem revolutionärem Erwachen der Dürre geflüchtet.

Ostern 1900





Der Osterfuß.

S in der stillen Woche bin ich zu meinen freundwilligen Gönnern, den Osterhasen, hinausgewandert. Ihr, meine armen Leser, seid natürlich viel geschickter als ich und glaubt an derlei Geschöpfe der Kinderphantasie nicht. Aber Euere Ungläubigkeit rührt nur daher, daß Ihr erstens nicht wißt, wo die Hofburg der Osterhasen liegt, daß Ihr zweitens von der Osterhasensprache nichts kennt und daß Ihr Euch drittens nicht von dem, durch die geschäftslustigen Konditoren erfundenen und aufrechterhaltenen, Zuckerbäckewahn losreißen könnt, als ob die Osterhasen nichts tun, wie Eier von Zucker, Marzipan oder Schokolade zu legen. Die wirklichen und wahrhaftigen Osterhasen aber haben eine ganz andere Aufgabe, und wenn sie nicht wären, dann wäre die Welt schon längst vermodert.

Nehmt bitte eine Generalskabskarte des Universums zur Hand und sehet $24\frac{2}{3}$ Stunden starr, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, auf das Blatt. Alsdann wird plötzlich auf einer gewissen Stelle der Karte ein schwarzer Schatten erscheinen, der sich bei näherem Zusehen als ein Kaninchen oder ein Häschen herausstellen wird; dort, wo der Schatten liegt, ist die Hofburg der Osterhasen. Auch die Sprache der Osterhasen ist nicht schwer zu erlernen; man braucht nur ein wenig Geduld und Fleiß zu zeigen. Man lerne zunächst die sämtlichen Reichstagsstenogramme nebst den Anlagen, Gesetzentwürfen, Kommissionsberichten usw. wörtlich auswendig. Hat man das getan und vermag man diese Drucksachen in chronologischer Folge herzusagen, ohne einmal zu stocken oder zu irren, so nehme

man die Stammbäume der preußischen Herrenhausmitglieder und präge sie dem Gedächtnis ein; besonderer Wert ist auf die Vollständigkeit und Genauigkeit der Vornamen zu legen. Ist auch diese Aufgabe vollkommen bewältigt, so ist nur noch eine Kleinigkeit zu erfüllen: Ihr müßt angeben können, wie jedes Mitglied eines regierenden Fürstenhauses der Weltgeschichte mit jedem anderen verwandt ist. Wenn das erreicht ist, so braucht Euch nur ein Osterhase in den Weg zu laufen und Ihr versteht alles, was er sagt, vorausgesetzt, daß er Euch einer Ansprache würdigt.

Endlich sei Euch noch ein Wort der Belehrung über die Tätigkeit der Osterhasen gesagt. Sie legen den — Frühling. Wenn die Zeit gekommen ist, so hüpfen sie in einer Nacht über die Erde und behängen jeden Baum und jeden Zweig mit tausend winzigen Keimen, und auf dem Wege streuen sie verschwenderisch zu Boden lebentreibende Fülle. Aber sie schaffen auch einen besonderen Menschenfrühling. Wenn Ihr schlaft, hüpfen sie über die Bettdecke, und wenn Ihr dann am Morgen aufwacht, glänzen Euere Augen heiter und klar und Ihr scheltet Euch, daß Ihr bislang so hoffnungsstich und kleingläubig gewesen, daß Ihr es aushalten konntet in diesem erstickenden Dunst einer kranken Zeit, und Ihr reißt Euch empor und rüstig geht Ihr an die Arbeit, Euere Menschenwelt auszulüften und die gewaltige Triebkraft Eueres Wesens flug und zäh zu pflügen, die Ihr gestern noch achtlos verkümmern ließe.

Und wenn Euch an einem Morgen etwas lebendig Schreiendes im Korbe liegt, das wie ein ganz kleines, drolliges Menschenkind aussieht, danket's dem Osterhasen, der Euch über das Lager gesprungen; bei braven, tapferen, ordentlichen Leuten ist das ganze Jahr Osterhase. . . .

Als ich die Wanderung antrat, hingen die Wolken schwer vom Himmel herab. Es regnete reichlich, und wenn es aufhörte, zu regnen, begann es zu hageln. Der Sturm brauste, als wäre er direkt aus dem Anfangskapitel eines grausam spannenden Räuberromans bezogen. Mein Hut war bereits in irgend ein unbekanntes feuchtes Bett verweht, und an meinem Mantel rissen die Nässe, daß er ausfah, wie eine zerflossene Fahne. Kurz, es war einigermaßen ungemütlich.

Und nun war ich im Reich der Osterhasen. Indessen ich sah gar nichts. Sag das an der Regenfinsternis des schwarzen Himmels? Plötzlich brach die Sonne durch, und die dunklen, kahlen Bäume begannen aufzusammen in roten, grünen, gelben Strahlen; in jedem der Millionen Wassertröpfchen, die an den Ästen hingen, sprühte eine Farbenwelt, und es brannte und tanzte ringsum von lodernnden

Sternen — die Auferstehung des Lichts. Die Burg der Osterhasen war illuminiert. Jedoch trotz der blendenden Helle war keiner meiner behenden Freunde zu sehen. Alles war stumm und leer. Ich wartete noch ein wenig, dann schickte ich mich an, wieder heimwärts zu wandern, traurig und verzweifelt; denn wenn die Osterhasen gestorben oder ausgewandert, dann gibt es auch keinen Frühling mehr, keine Blüten und keine Kinder, keine Freiheit und keine Freude. Die Menschheit sinkt in ewige Verdammnis und keine Wunderkraft vermag den Stein zu lösen, der das Felsengrab der Menschheit schließt.

Auf einmal sah ich den niedlichsten und weisesten Osterhasen, den ich je geschaut, vor mir seine Männchen machen, und mit geheimnisvoller, zarter Stimme wisperte es: „Pst, Kurtchen, sei vergnügt. Wir sind noch alle am Leben.“

„Aber wo seid Ihr denn?“

„Pst! Diskretion! Wir sind — durchgebrannt. Weil Du ein guter Kerl bist, haben sie mich, als den Jüngsten zurückgelassen, um es Dir zu sagen, daß Du Dich um uns nicht zu sorgen brauchst. Wir sind eben schlauer als die da . . .“

Das Häslein kicherte lustig.

„Ich verstehe Dich nicht. Was ist denn vorgegangen?“ bemerkte ich verwundert.

„Aber so sieh' Dich doch einmal um, Kurtchen!“

Ich folgte der Weisung. Und richtig — da war der ganze Wald voll von Soldaten, Polizisten und Geheimagenten aller Nationen. Die Kulturvölker schienen wieder einmal ein Konzert zu veranstalten, und die Flinten, Säbel und Kanonen waren offenbar sorgfältig gestimmt!

„Was bedeutet denn das, mein Hase?“ fragte ich fassungslos.

„Das weißt Du nicht, Du dummes Kurtchen, und bist doch an einer Zeitung, die alles weiß!“

„Keine Ahnung!“

„Pst! Ganz leise, damit die da nichts hören. Beug' Dich herab zu mir . . . So . . . Also die Sache ist. Sie haben eine Polizeiverordnung erlassen oder wie sie so'n Ding nennen. Es soll eine Osterhasenjagd veranstaltet werden, sie wollen uns abschießen, ausrotten mit Stumpf und Stiel . . .“

„Aber warum, um des Himmels willen?“

„Sie haben entdeckt, daß wir sehr gefährliche Tiere seien. Wir machten die Menschen übermütig, erregten unerfüllbare Hoffnungen in ihnen, dieser gewaltige Aufbruch von grünendem Leben, den wir schaffen, sei wider die Ordnung, revolutionär, umstürzerisch und obendrein unsittlich. Wir hielten uns so gar nicht, wie vernünftige

Menschenregierungen und ruhige Untertanen es tun, auf der mittleren Linie. Wir machten alles auf einmal und gäben demzufolge ein böses Beispiel. Man scheint's bei Euch jetzt nicht mehr zu erlauben, daß über Nacht die Sonne aufgeht und unter einem linden Lenzregen alle Knospen springen. Darum sollen wir, so haben sie verordnet, vertilgt werden. Sie haben auch richtig unsere Burg ausespioniert; na, und weil wir keine Kanonen haben und bloß schaffen, nicht aber wie Ihr zerstören können, da haben wir es vorgezogen, rechtzeitig zu verdunsten . . ."

"O sag", fiel ich ein, "wo weilt Ihr jetzt?"

"Nicht in die Hand!" lachte das Häslein. "Ihr erfahrt's niemals, wo wir haufen. Wir machen keine Ausnahme mehr."

"Und nun werdet Ihr wohl auch nicht mehr zu uns kommen?" meinte ich traurig.

"Ost, Kurtchen, wer wird so neugierig sein!"

"Aber, liebster Osterhase . . ."

Ich sprach in den Wind. Das weiße Häslein war verschwunden, auch von den Soldaten und Polizisten sah ich nichts mehr. Jedoch vor mir auf der Erde lag ein riesiger Schuh, der zwar ziemlich zerissen, dafür aber um so geräumiger war. Ich beugte mich unter einem unwiderstehlichen Zwang und nahm ihn an mich.

War das eine Botschaft aus dem Osterhasenreich, eine tröstende Mahnung, zu hoffen?

Auf alle Fälle, ich stelle den Schuh in der Osternacht vor die Tür. Wird er sich füllen, trotz Soldaten, Polizisten und Geheimagenten?

Ostern 1902





Staatsverhaltende Ostern.

Der Herr Professor und konservative Wahlkandidat steckte seine Nase durch das Fenster und nahm den folgenden Tatbestand mit ernstester Forscheriemene wahr: Draußen war es bitterkalt. Die Bäume standen kahl. Kein Hälmlchen wuchs aus der Erde. Die weite Ebene schien nur eine ungeheuerere Schutthalde. Bisweilen regnete es mit eisigen Strahlen, die wie Dolche trafen. Bisweilen brauste auch ein Orkan von Eislücken hernieder. Ueber die Ebene aber schlichen in Lumpen, hungernd und frierend, Menschen dahin, schwere Lasten auf den gebeugten Rücken schleppend, manch einer blieb am Wege liegen und erstarrte, und die Last wölbte sich über ihn zum Grabmal, bis die Raben, die Totengräber, herbeislogen. Wie aus unendlichen Abgründen klagte ein stummes Weinen durch die verödete Welt.

Höchst befriedigt von dem Ergebnis seiner empirischen Forschung schloß der Herr Professor das Fenster, um das schön gewärmte Zimmer nicht auszukühlen. Dann holte er ein Dutzend dicke Bücher und las sie mit hingebendem Eifer, ohne sich Ruhe und Raß zu gönnen. Alles stimmte, alles bestätigte sich, wie er es sich gedacht hatte. Er war seit jeher der Meinung, daß das Ganze ein frecher und dummer Schwindel sei, durchaus widersprechend den Gesetzen der Natur und den Bedingungen der Kultur, eine gefährliche Utopie überdies, bestimmt, die urteilslosen Massen zu verführen, aufzuregen, sie mit ihrem Lose unzufrieden zu machen und sie anzureizen gegen die besseren Elemente der Nation.

Und wie er alles bündig festgestellt hatte, nahm er einen Ballen Papier und schrieb mit besflügelter Feder die ganze Nacht hindurch,

teils aus Begeisterung, teils weil der Bund der Landwirte ihm ein besonderes, hohes Honorar in Aussicht gestellt hatte. Er schrieb aber das folgende Flugblatt:

Ostern — eine Agitatorenläge.

Ein wohlmeinendes Wort der Aufklärung für
patriotische Reichstagswähler.

Wer mit nüchternen, unbefangenen und wissenschaftlichen Augen in die Welt sieht, wer sich insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte umgetan hat, der weiß, daß, so lange die Welt besteht, es immer geregnet, immer gehagelt hat, daß die Menschen gefroren und gehungert haben, sich qualvoll mühen mußten, daß der Boden starr war und keine Blume emporblühte. Mit einem Worte, es hat immer Winter auf Erden geherrscht. Diese Tatsache ist nicht zu bezweifeln. Der Geschichtsforscher kann Jahr für Jahr nachweisen, daß es so gewesen. Kein Jahr ging vorüber, in dem es nicht regnete und hagelte und über die unfruchtbare Erde hungernde und frierende Massen wandten. So war es, so ist es und so wird es sein. Wie könnte es auch anders sein! Ist es doch Gottes Wille, daß, seitdem Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben, die Menschen im Schweiß ihres Angesichts — trotz der niedrigen Temperatur — kein Brot zu essen haben sollen. Wer etwas anderes verlangt, der lehnt sich gegen den Willen Gottes auf und veründigt sich an dem Heiligsten, was die Menschen besitzen: der Not, der Wintersonot.

Indessen hat es, so weit wir die Geschichtsquellen verfolgen können, immer gewissenlose Heizer und Verführer gegeben, die den betörten Massen vorgaukelten, plötzlich über Nacht könne es Frühling werden, alle Leiden würden versiegen, und in drei Tagen wüchse aus dem Tode selbst die strahlende Auferstehung des Lebens und der Freude.

Glaubt den Elenden nicht, die Euch versichern, daß sich plötzlich durch den Umsturz aller Dinge der naturnotwendige Winter in einen utopischen Frühling verwandeln könne. Wäre so etwas selbst möglich, so bedeutete das ein Versinken der Menschen in einen groben und gemeinen Materialismus, der jedem Ideale, vornehmlich jedem christlichen Ideale entfremdet ist. Der Beruf eines Christen und Staatsbürgers ist es nicht, das sogenannte Menschenglück zu schaffen, sondern die bestehende Ordnung aufrecht und die nationalen Güter hoch zu halten.

Niemals hat es so etwas wie Frühling gegeben, vor allem niemals etwas wie Ostern, in welchem Begriff sich die ganze Gemeingefährlichkeit des Umsturzwahns verdichtet und entblößt.

Wie verderblich solche Träumereien und Hezereien sind, wie sie geeignet sind, die reale Erkenntnis der Dinge zu verdunkeln und zu verwirren, dafür zeugen die phantastischen Spielereien mit Fabelwesen wie den Osterhasen. Man sage nicht, daß solche Erfindungen nur kindliche, harmlose Märchen seien. Nein, es birgt sich in ihnen eine hinterlistige revolutionäre Tendenz. Diese Osterhasen zaubern aus dem Nichts des Waldes unzählige bunte und süße Schätze, Eier von Zucker, Schokolade, Marzipan. Man rechnet damit, daß schließlich auch der König der Tiere, der Löwe, der bisher sich stolz und machtvoll von blutigem Fleisch nährte, an diesen leckeren Dingen Gefallen finden würde. Dann würden seine majestätischen Zähne stoßen und ausfallen, so daß er schließlich auch nur ein niedriges Nagetierchen würde, ein gleicher nur im Gewimmel der gemeinen Herde. Die Welt ist aber um der Löwen willen da, und wer die Löwen durch den Osterhasen verweichlicht und zähmt, der prostituiert die Menschheit. Mit dem süßen Zeug des Frühlings- und Osternglaubens wird das Blut der Erde verwässert. Was wäre das Dasein ohne die Pracht der großen Raubtiere, dieses Inbegriffs wahrer und echter Religiosität!

Ist somit die Idee des plötzlichen Frühlings, die Ostern-Auferstehung, die zwischen Sonnabend und Sonntag den Winter vergißt, unvereinbar mit den geschichtlichen Tatsachen, so ist sie auch naturwissenschaftlich unhaltbar. Gewiß, die Natur entwickelt sich allmählich. Aber das geht nur langsam, Schritt für Schritt. Keine Knospe sprengt in einer Nacht die Hülle. Dazu bedarf es tausender von Jahren. Die Agitatoren, die Euch vorerzählen, plötzlich werde aus dem Winter Frühling, bezwecken nichts anderes, wie Euch gegen den Winter aufzuheizen. Nach hundert Jahren spricht vielleicht ein Blatt auf, und nach weiteren hundert Jahren wieder eines, die Sonnenstrahlen rücken alle Jahrtausende etwas näher, und so wird in ferner, ferner Zeit vielleicht ein ganzer Wald grünen und eine ganze Weide voll goldener Käßchen hängen, und auch die Vögel werden mit der Zeit lernen, zu singen, einer nach dem andern. Das innerste Gesetz aller Entwicklung ist die Langsamkeit. Und wer Euch das Märchen vorgaukelt, es könne alles auf einmal sich wenden, der ist ein Sozialdemokrat, ein Anarchist, und zerstört die Grundlagen der menschlichen Ordnung. Natur hält nicht auf einmal Auferstehung, sondern stückweise, in weiten Zeiträumen. Das ist die wahrhaft konservative Ordnung in der irdischen Wirtschaft.

Was würde auch aus der Ordnung der Weltregierung, wenn heute die Erde grün wäre, die gestern schwarz war; wenn tausend Vögel auf einmal zu singen anheben würden und das Land lebendig

würde von zahllosen glitzern-sprudelnden Bächen und Rinnsalen, die eben noch nicht da waren. Müßte das nicht heillos verwirren und das Vertrauen in die Sicherheit und Stetigkeit des autoritativen Systems des Winters für immer erschüttern! Zudem beruht eine weise und gerechte Weltordnung auf dem Ausgleich der Interessen, es ist gewissermaßen die mittlere Linie zu finden zwischen den berechtigten Ansprüchen des tausendjährigen Winters der Geschichte mit dem tausendjährigen Reich des Frühlings, der vielleicht in ferner Zukunft einmal kommen wird. Ist es erlaubt, die uralten Rechte des Winters zu misshandeln, mit einem Schlage aufzuheben? Das ist Expropriation, Revolution! Sicherlich, es ist erlaubt und bis zu einem gewissen Grade auch geboten, den Winter, dessen Uebelstände nicht zu leugnen, zu reformieren, aber Schritt für Schritt, unter voller Aufrechterhaltung der ewigen Grundlagen, auf denen er ruht. Den Winter aber aufzuheben, das widerstrebet aller göttlichen und menschlichen Ordnung, das würde unsägliches Unheil über die Menschheit bringen.

Darum hört nicht den Verführern, die Euch sagen, daß es möglich und herrlich sei, in einer Nacht den Frühling der Ostern-Auferstehung hervorzuzaubern, sondern glaubt vielmehr denen, die das historisch gewordene Recht des Wölkewinters mit den berechtigten Bedürfnissen eines langsam aber sicher nahenden maßvollen Reformfrühlings zu vereinigen und zu versöhnen streben.

In dem Sinne wählt mich!"

* * *

Der professorale Wahlkandidat legte erschöpft die Feder hin. Durch die heruntergelassenen Jalousien leuchtete es purpurn. Die Sonne des Ostermorgens war bereits aufgegangen. Das Gesicht des Mannes reflektierte den roten Glanz grünlich.

Ein linder Regen war während der Nacht gefallen. Uergerlich über den Anbruch des Tages wollte sich der Professor wenigstens an der erquickenden Kahlheit und Kälte der Natur erlaben. Er zog eine Jalousie empor und legte sich ins Fenster. Aber erschreckt prallte er zurück. Wie ein Wirbelwind von leuchtenden Farben brach es über ihn herein. Die weite Ebene blühte hell. Und unter der Sonne sangen die Vögel.

Das war eine höchst peinliche Störung seiner eben vollendeten Flugchrift. Er hatte den Frühling und die Auferstehung zwingend widerlegt, und nun war er da. Einen Augenblick dachte er daran,

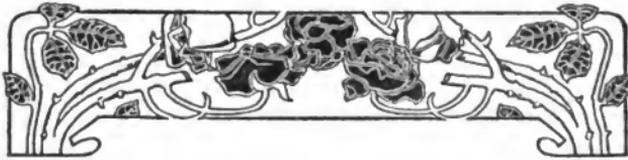
die Blätter zu zerreißen. Aber nein, das war nicht möglich. Durfte er mit dem Umsturz fraternisieren?

In diesem Augenblick zog ein Trupp lachender und singender Mädchen die Straße entlang, zu frühem Osterpaziergang. Da erkannte der Wahlkandidat, was seine Pflicht war. Er lehnte sich weit hinaus und schrie schrill und gellend:

Hilfe! Mörder — Schutzleute — Feuerwehr — Soldaten!

Ostern 1905





Der Protest der Osterhasen.

Vor genau vier Wochen, in einer hellen Mondnacht, hat sich die Begebenheit ereignet, von der ich erzählen will. Es war tief in der Nacht. Ich saß allein in meinem Zimmer und schrieb. Meine Familie, die in der Naturgeschichte der Ehe und in unserer Nachbarschaft deshalb eine große Merkwürdigkeit behalten wird, weil sie in der Produktion von Geräuschen Unerhörtes leistet, schlief friedsam. Selbst Hans — aber Ihr kennt Hans noch nicht? Ihr wißt nicht, daß in diesem Wesen ein ganzer Zukunftsstaat schlummert? Vorläufig sieht er zwar noch wie ein rasierter Schimpanse aus, aber er — Nr. 5 in dem Stammbaum, dessen Ahnherr ich bin! — ist auch erst vier Monate in der Welt. Ich schwöre darauf, daß sämtliche anderen Kinder in diesem Alter erst bis zur Stufe des Pavian, des irgendwo feuerfarbigen, gediehen sind, — eine Verwandtschaft, die nur mühsam für wenige Minuten weggepudert werden mag. Also auch Hans hatte gerade zwischen zwei Futterzeiten eine Stunde der Ruhe und des Schweigens gefunden. Nur bisweilen drang es durch die dünnen Wände wie ein am Ufer glucksender See. Wenn Hans nämlich zufällig nicht diniert, lutscht er träumend am Daumen und spiegelt sich so köstliche Genüsse vor — ein Illusionist und Idealist von vier Monaten, Hans im Glücke. . . .

Also ich konnte ungestört nach Herzenslust arbeiten. Am Tage hatte ich natürlich über parteitaktische Fragen diskutiert, und ich weiß nicht, ob es auch anderen Leuten so geht, auf dem Gebiete gerate ich sofort in Wut. Um mich zu beruhigen, blieb ich die

ganze Nacht auf und unterhielt mich mit einigen tieffinnigen Menschen, die den Vorzug haben, mir nicht widersprechen zu können, weil sie schon an hundert Jahre tot sind und es dulden müssen, daß man mit ihren Büchern und Gedanken machen kann, was man will.

Man wird feinhörig in solchen nächtlichen Arbeitsstunden. Die Sinne beginnen geheimnisvoll zu brausen, die Monddämmerung rauscht in sputhaften Sinfonien und die Geister der Welt halten ein summendes Parlament. So achtete ich auch nicht sonderlich, daß sich an der Haustür ein Scharren und Rütteln erhob. Nervöse Einbildung — dachte ich erst. Hans lutscht — vermutete ich dann. Oder der Wind. Aber das Geräusch wurde eindringlicher. Sollte jemand mir die Ehre erweisen und in der Wohnung eines Zeitungschreibers andere als geistige und seelische Schätze vermuten? Für alle Fälle holte ich aus dem Schrank ein paar mangelhaft quittierte Rechnungen, um sie freiwillig den durch verschlossene Türen eindringenden Gästen auszuhändigen, vielleicht daß sie Abhilfe für die unbezahlte Menschheit wissen. So bewaffnet ging ich an die Tür, laufchte, hörte wieder das Krachen und Schurren, und öffnete schließlich. Ein kleines dunkles Wesen huschte bei mir vorbei. Eine Katze? Ein Hund? Das Tier rannte stracks in mein Zimmer, und wie ich es bei Licht befehe, sitzt auf dem Stuhl, unter sich als Kissen einen der riesigen Schmöcker, ein Häslein und macht sehr manierlich und anmutig seine Männchen. Es schien, als wollte mich der Hase in aller Form interviewen.

Er fing auch gleich an. Seine Sprache klang, wie ich den Zweiflern an der Wahrheit meines Berichtes im voraus sagen will, genau so, als wenn so ein Tier an üppigem Kohl nagt. Daß ich diese feine und weiche Sprache verstand, wird den Leser nicht weiter in Erstaunen setzen, der sich erinnert, daß ich zuvor über Parteitaktik diskutiert hatte, mithin keine Schwierigkeiten mehr kannte. Immerhin übersehe ich das Gespräch aus dem Hässischen in mein Sonntagsdeutsch.

„Entschuldigen Sie“, begann das Häslein, „daß ich so spät störe. Aber des Tags ist man ja nicht sicher, ob man mich nicht unterwegs abfängt, und käme ich noch glücklich an, so würde mich Ihre Hilfe zweifellos vor Liebe erdrücken! Hat das liebe Kind nicht schon drei Hühner auf diese Weise aus dem Dasein geliebt?“

„Sie ruhen auf dem Friedhof meines Gartens, die Opfer der menschlichen Zärtlichkeit“, bejahte ich düster, „niemand wollte sie essen.“

Bei dem letzten Worte begann mein Hase unruhig zu werden, faßte sich aber und fuhr hurtig fort:

„Ich bin aus dem Grunewald herübergelaufen. Ich weiß nicht, wie lange wir noch dort wohnen können. Die Hirsche und Rehe sind bereits alle fortgeschleppt. Wer weiß, ob nicht auch wir bald daran kommen. Man sagt, wir sollen durch Denkmäler ersetzt werden. Da wollte ich denn, ehe es zu spät ist, mit Ihnen noch reden. Sie müssen mir versprechen, daß Sie es in den „Vorwärts“ setzen. Es liegt uns außerordentlich viel daran. Und es ist die reine Wahrheit.“

„Was denn?“

Die Kohlknabbersprache wurde ordentlich feierlich, als der Hase antwortete:

„Es gibt keine Osterhasen!“

„Ach!“

„Ja, es gibt keine Osterhasen“, fuhr der Hase eifrig fort, „das ist entschieden ein trauriger menschlicher Aberglaube und für uns verhängnisvoll.“

„Warum legen Sie Wert darauf, daß das an die Öffentlichkeit gebracht wird?“

„Nun, erstens aus künstlerischen Bedenken, aus, ich möchte sagen, Rassenstolz. Wir können unmöglich die Verantwortung dafür übernehmen, daß so ziemlich die ganze Welt zu Ostern aus Schokolade, Marzipan, Pappe, Seide, Zucker, Glas nachgemacht und dann geglaubt wird, wir hätten den Unfinn erzeugt. Was hat das beispielsweise für einen Sinn, aus Marzipan zerrissene Stiefel mit Mäusefüllung herzustellen? Wir protestieren dagegen, daß wir solche Ungeheuer auf die Welt bringen. Auch seidene Eier legen wir nicht. Wir sind überhaupt nicht so tief im Tierreich stecken geblieben, daß wir uns darauf einlassen, Eier zu legen. Wir setzen lebendige Junge ins Dasein wie Ihr.“

„Das ist interessant“, bemerkte ich lächelnd.

„Ja, und dann“, eiferte der Hase sehr erregt, „denn kostet uns Euer dummer Aberglaube das Leben.“

„Ich ahne nicht —“

„Das ist doch ganz selbstverständlich, daß Ihr uns tötet, wenn Ihr glaubt, daß wir diese süßen Sachen erzeugen. Offenbar meint Ihr, daß unser Bauch mit derlei Zeug gefüllt sei. Und so mordet Ihr uns schuldlose Wesen ohne Zweck. Denn, ich schwöre, niemand von uns hat nur das winzigste Zuckerei im Leibe, geschweige denn diese Riesengeheuer, die Ihr zu Ostern verschenkt.“

„Aber, lieber Hase, bildet Ihr Euch denn wirklich ein, daß wir an die Osterhasen glauben? Wir wissen doch ganz genau, daß wir den Tand selber machen. Wir fressen Euch einfach deshalb, weil Ihr uns gut schmeckt, viel besser als das süßeste Marzipan.“

Der Hase wurde wild:

„So seid Ihr also Schwindler und Lügner! Jetzt wirds mir auch klar, was ich nie begriffen: Daß Ihr uns so grausam behandelt, uns abschachtet, obwohl wir doch, nach Eurem Glauben, die Spender aller bunten Osterfröhlichkeit sind, die besten Freunde Eurer Kinder! Ihr glaubt gar nicht an uns, und verbreitet doch das Märchen. Was für eine abscheuliche Brut!“

„Dafür sind wir Menschen“, entschuldigte ich beschämt.

„Nun, sagen Sie mir doch, warum spielt Ihr die Komödie? Warum bekennet Ihr Euch nicht zu dem, was Ihr selbst schafft? Wer macht denn diese Ostergeschöpfe? Eure Könige, Eure Künstler, Eure Gelehrten oder Eure Gardeoffiziere? Ihr freut Euch doch darüber und Ihr werdet wohl die Menschen, welche Euch Freude bereiten, am höchsten ehren?“

„Das kann ich gerade nicht sagen. Niemand kennt die Leute, die so etwas fabrizieren. Es sind arme Personen, die im Dunkel wohnen, oft Kinder, die hungern.“

„Ah, jetzt verstehe ich alles!“ rief der Hase. „Darum lügt Ihr, daß draußen tief im Walde Fabelwesen Eure Ostereier legen, damit niemand fragt und forscht, aus welcher Not sie wirklich stammen. Mir scheint fast, als macht Ihr das immer so. Ihr wollt nur, daß Eure ganze Erde voll bunter Ostereier sei, von Märchen gewebt und Hirngespinnsten erzeugt. Keiner soll merken, wie diese reiche Fruchtbarkeit zustande kam. Das Spiel machen wir nicht mehr mit. Dazu geben wir uns nicht mehr her. Wenn Ihr begehrt, daß Euer Osterfesten in Licht und Harzduft und Waldfröhlichkeit wie ein holdes Spiel und Wunder erstehet, so gebt doch den Schöpfern Licht und Harzduft und Waldfröhlichkeit — Ihr Lügner!“

Das letzte Wort pfliff mir in die Ohren. Ich wollte erwidern. Aber der Hase war verschwunden, und ich war jäh von schwerer Müdigkeit befallen. Zwar hörte ich noch immer ein seltsames, im gleichen Rhythmus sich wiederholendes Geräusch. Aber diesmal war kein Zweifel: Hans trank wieder seinen Daumen. Da ging ich leise an seine Wiege. Das Kerlchen sog unbändig. Neben ihm aber lag ein arg zerbeultes pappenes Osterhäschen, dem zwei Läufe fehlten. Den hatte ihm sicher Hilde aus ihrer Schatzkammer vom — Vorjahr gnädig geopfert.

Ostern 1904





Nach dreien Tagen.

Die Erlösung, die, gekreuzigt, nach drei Tagen das Grabgewölbe sprengt, ist ein menschliches Symbol, das auch derer Herz bewegt, denen das formulierte Dogma leer und tot ist; vielleicht daß die Geschäftsträger der kirchlichen Versteinerung eigentlich am wenigsten berufen sind, dies Sieges- und Heldenlied des Lebens innerlich zu verstehen, des Lebens, das am Kreuze nicht gebrochen, im Felsgemäuer nicht vermodert. Auf jeden Fall war es der Beruf der Kirche in der Menschheitsgeschichte, nur den ersten Teil des gewaltigen Daseinswunders immer wieder zu erproben. Im Kreuzigen bewährte sie ihre Kunst, nicht in der Wiedererweckung zum Leben. Der Karfreitag wurde verewigt, nicht das Opfern des fruchtbaren Lebens, das seine heidnisch-fröhliche Art, sein vergnügliches, mit derben Wahrzeichen des Irdischen spielendes Bekenntnis zum Leben durch alle jenseitigen Verzückungen hindurch triumphierend behauptet hat.

Ein gut Stück des Schicksals der Menschheit in zwei Jahrtausenden erschöpfte sich darin, die Kraft des Menschlichen zu erproben, indem man es tot schlug. Der Auferstehungsglaube bot die Rechtfertigung für das Experiment, in Martern die Beglaubigung des Lebens zu erproben. Die Umkehrung der mephistophelischen Weisheit galt als göttliches Gesetz: Alles was zugrunde gerichtet wird, ist wert, daß es bekehrt. Was nicht aufzuerstehen vermag — trotz Kreuzigung und Gruft — hat keinen zureichenden Grund seiner Existenz, verdient also erst recht ausgerottet zu werden. Im Martyrium wurde der tiefste Zauber der menschlichen Natur gepredigt. So fand man immer einen triftigen, christlichen Grund zum Morden,

Qualen und Würgen. Jrgendwo, irgendwie, irgendwann wird Auferstehung lohnen! Freilich die Mächte und Klassen, die Kreuz und Kette als Werber ihrer Interessen errichteten, zogen für ihre Person das Leben dem Opfertode vor und sie steckten lieber die ganze übrige Welt in Brand, ehe sie sich selbst zu dem Experiment hergaben, durch irdischen Untergang das Wunder der Auferstehung an sich zu versuchen. Der Glaube war der Trost für die Massen, die für eine fremde Sache in den Tod geschickt wurden, er ward aber auch in der höchsten Veredelung und Vergeistigung der idealistischen Zuversicht in den Kulturbetrieb der Menschheit Stab und Stütze der großen Befreier. Der Glaube an ein helleres Diesseits, an eine Auferstehung ihrer Gedanken in der Wirklichkeit, an eine Rückerstattung der Opfer in der Zukunft des Menschengeschlechts — dieser revolutionäre Enthusiasmus ließ Pein und Tod, Entfagung und Verkümmern leicht ertragen und der Held des Aufstiegs der Menschheit fand im Untergang so die feinste Wollust des Daseins: Nach dreien Tagen muß die heilige Sache dennoch auferstehen!

Und diese Hoffnung, daß alle Not nicht umsonst vertan, daß das aus den Adern entströmende Blut nur den Acker der Zukunft befruchtet, ist vielleicht die herrlichste Kraft der menschlichen Natur und sie läßt sich durch keine vernünftelnde Nüchternheit beirren, die rechnend beweist, daß einmal Verlorenes unwiderbringlich verloren ist, daß der Tod nicht auferstehen kann und das Leben nur einmal blüht und reift. Gewiß, im individuellen Dasein bleibt die Gruft für ewig geschlossen, aber im Dasein der Menschheit geht keine Arbeit und Mühe verloren und auch jede Vernichtung, die an sich eine Minderung des Menschheitsgutes ist, wird — für ein großes Ziel gewagt und ertragen — ein Element der Auferstehung

* * *

Wie das große Wunder der neuen Bewegung, geformte Kräfte zeugenden Lebens im gemeinen Gebrauch wohl zu den läppischen Wundern geweihter Zeugnisse und unsauberer Kurpfuscherei erniedrigt wird, so spielt die Spekulation gern auch Fallstricke der Auferstehung aus. Im Grunde ist die ganze Geschichte der christlichen Kirche solch eine unterschobene Auferstehung der christlichen Schöpfung. Die Vergangenheit ist wehrlos, und der Tod muß jeder Mißhandlung gefügig sein.

Hundert Jahre schon genügen, um die geschichtliche Persönlichkeit und Richtung ins Wolkenhafte aufzulösen, dem jeder Windhauch eine neue Gestalt gibt. Je ärmer geistig eine Gesellschaft ist, um so

eifriger bemüht sie sich, die Geister der Vergangenheit zu zitieren, ihre Oede mit den toten Heroen aufzupuhlen, die man zur Auferstehung zwingt, nachdem man sie gemäß dem eigenen Bilde geknetet und verstümmelt. In den Särgen der älteren Brandenburger Fürsten sollen statt der Gebeine von Gottes Gnaden, damit doch etwas Stoffliches darinnen sei, das der Anbetung fähig wäre, Hundeknochen deponiert sein. Ein Kult der Hundsknochen kommt allemal bei uns heraus, wenn unser Bürgertum das Bedürfnis empfindet, an den Altären der Vergangenheit zu schwärmen. Die Toten, die auferstehen, sind gefälschte Puppen. Und je unwiderbringlicher ein Genius sein wirklich wirkendes Leben verloren hat, um so mehr wird er angelärmt, bis er aus dem Frieden seines Grabes hervortaumelt. Der Leichnam wird so lange mit Ruten gezüchtigt und immer aufs neue ans Kreuz geschlagen, bis er aufersteht.

Schon sammeln sich die Gruppen zum Festzug Friedrich Schillers. Alles ist dabei. Voran marschirt der Minister des preussischen Geistes. Auch die Pfaffen sind von der Partie, und im Festauschuß für den Sänger der Götter Griechenlands sitzen die Anbeter des Serippes, das den Olymp gestürmt. Die ganze feiernde Welt der großen Glocke, die windigen Ruhm in den Tag hineinheult, huldigt dem Poeten, der in einer Stunde des Niederganges einmal die Philister-Glocke geläutet!

Auferstehungen, die den Tod besiegeln! . . .

* * *

Daß die Wissenschaft den Affen im Menschen auferstehen lasse, das beschwerte den frommen im Lande die Trauer der Karwoche mit verstärktem Gram. Es war in Wahrheit ein Aufstand des Affen im Menschen! Auf der einen Seite umtoben Leute, die die Jhrigen selbst höchst sorgsam taufen oder beschneiden lassen, und gar nicht daran denken, der kirchlichen Genossenschaft zu kündigen, den „Monisten“, der zugleich den Moneyismus in seiner Person bewährt zu haben scheint, wenn es wahr ist, daß er sich von einer Konzertagentur — jeder Vortrag Stück für Stück 1000 Mark — hat anwerben lassen. Im anderen Lager leiften die Inhaber der rechten Lehre gegen den Affenprofessor, diese seltsamen Prediger der aristokratischen Abstammung des Menschen, die es für vornehmer halten, daß der Mensch seine Familie von einem aufgeblasenen Erdenkloß als von einem Schimpanfen ableite.

Unter diesen Umständen ward die Argonautenfahrt zur Wahrheit und zur wissenschaftlichen Erkenntnis jener blöde Häckellärm, der

ein paar Augenblicke auflebt, um spurlos zu verwehen. Und die Menschheit, die mit Erfolg um ein Bisslet sich die Hälse gebrochen hatte, zieht weiter die Wege des Wahns.

Wie immer es um die wissenschaftliche Beglaubigung der Deszendenztheorie bestellt sein mag, sie ist die einzige Lehre über die Herkunft der Menschen, die geeignet ist, dem aufrechten Kulturstolz der Menschheit zu schmeicheln. Indem die Kirche die „Affenshande“ des Menschen als eine Erniedrigung seiner Natur zu verheimlichen sucht und die höhere Vornehmheit der göttlichen Urzeugung behauptet, handelt sie insofern konsequent, als sie den Uebermut des Bewußtseins der eigenen Kraft und der selbstschöpferischen Kulturarbeit seit jeher zu brechen bemüht ist. Nur sollte sie nicht behaupten, es sei vornehmer, inspirierter Gnade als mühseliger Entwicklung das Menschentum zu verdanken.

In der Entwicklungslehre reißt vielmehr der Auferstehungsgedanke zur Vollendung. In jedem Menschen steht die gesamte Lebensarbeit der organischen Wesen und der Ertrag der Menschheitsgeschichte wieder auf. Das ist nicht in dem Sinne einer groben, die Rätsel nur noch mehr verrätselnden Mystik gemeint, daß in der Keimzelle des Menschen bereits alle Arbeit der Vergangenheit übertragen wird. Als Aufgabe jedes Individuums vielmehr ist es gegeben, daß es in sich den Gesamtertrag vergangener Kulturarbeit zur lebendigen Auferstehung bringt und ihn durch die eigene Leistung, wie bescheiden immer, vermehrt. In dieser ewigen Wiedergeburt der Kollektivarbeit der Menschheit liegt die Möglichkeit der Entwicklung zur höheren und reicheren Form des Daseins. Und in den Dienst dieser erhabensten Aufgabe sind letzten Endes alle politischen und sozialen Bestrebungen gestellt, die darauf abzielen, eine Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu beseitigen, die es auf alle Weise verhindert, daß der einzelne Mensch die Arbeit der Vergangenheit in sich auferstehen zu lassen vermag, geschweige, daß er den übernommenen Schatz vermehrt. Die allen Reichtum der Vergangenheit lebendig erneuende Auferstehung aller Menschen zur Höhe der Zukunft — das ist die Menschheit der Entwicklung, die Oster-Erde.

Ostern 1905





Das Fest der Hetzer.

Holler und üppiger als sonst, so scheint es, rauscht heuer über uns das Grün der Bäume. Selbst schwächliche Stämme bauen in die brennende Sonne kühle Schattenäste und ihre Kronen schließen sich zu dichterem Dach. Dieses Pfingsten vermag nicht mehr das flockig sprossende Grün der Birken zu plündern, das ausschaut, als sei ein linder Regen plötzlich im Fall in Blätter verzaubert: Groß und in die Einheit der Sommerfarbe gedunkelt erinnert das Laub schon an die Zeit der Frucht, nicht mehr ans Blühen. Eine feier der Erstlinge des Feldes war ja auch in seinem Ursprung das Fest, mit dem in unserer unruhigen Zeit bereits vor der Höhe des Jahres die großen Feste abschließen; in den folgenden sieben Monaten wird der Staatsbürger nicht mehr auf zwei volle Tage der Arbeitsfron entzogen.

Auch heute ist Pfingsten noch ein Opferfest der Erstlinge. Nur sind es nicht die Gaben des Landes, die man hingibt. Vielmehr pflegt man an diesen Tagen die Erstlinge der Textilindustrie den Elementen zu weihen. Niemals findet ein plötzlicher Gewittersturm ein so reiches Feld verwüstender Tätigkeit wie an den Pfingsttagen, allwo die lichten Sommergewänder zum erstenmal in den rauhen Kampf ums Dasein hinausgestoßen werden. Das Wort von den geschmückten Pfingstochsen hat übrigens in diesem Brauch nicht seine Quelle. Und solch festliches Unwetter vermag um so ergiebiger mit den Schöpfungen des Menschenfleißes sein Spiel zu treiben, als in dieser Zeit jeder Sterbliche auf Grund eines zwingenden Naturgesetzes überall zu finden ist, nur nicht zu Haus. Man ist Pfingsten immer unterwegs und jegliche Kreatur wird darum auch stets unterwegs vom Regen betroffen. Es ist das Fest der Freizügigkeit und

zugleich eine symbolische Vorfeier der Zerstörung der großen Städte, die man für ein paar Stunden überwindet, indem man sie verläßt.

Vom alten geistigen Gehalt ist dem modernen Pfingsten nichts verblieben. Es ist nicht mehr der Siegestag der Idee, die den Hohen und Niedrigen stets in fremden Zungen zu reden scheint, die dem befruchtenden Blütenstaub gleich über die Welt weht und die Geister begeistert, daß ihr Denken, Fühlen und Wollen in Flammen erlodert. Man steigt nicht mehr auf die Berge, um in die weiten Lande den Jubel der Erlösung aus der Knechtschaft hinauszurufen, und nicht mehr predigt in erhabenem Erfüllsein die Menschheit den Glauben an die siegende Macht des Gedankens, an die Gewalt des Guten und die unzerstörbare Gewalt der Vernunft. Zum mindesten sind jene Klassen dem Kult des heiligen Geistes entfremdet, die sich zu seinem Buchstaben bekennen, während gerade die ihm innerlich dienen, die sich von der äußeren Form losgesagt haben. Pfingsten ist in seinem tiefsten Gehalt recht eigentlich das Fest der Hezer und Wühler, die von den Herrschenden verhöhnt und verfolgt, unbeirrt die Botschaft der Erlösung im heiligen Glauben an eine große Sache allen Künden, zu deren Ohren sie dringen können. Wie Pfingsten an die Gesetzgebung auf dem Sinai und die Propaganda des Christentums erinnert, so mag es in unseren Tagen zu neuer Geltung und jungem Wert gelangen, indem es zum Fest jener Kämpfer sich erhebt, die abermals zu einer befreienden Gesetzgebung die leidende Menschheit auf den Sinai zu führen streben. In jedem Flugblatt, in jeder Volksversammlung lebt der moderne Pfingstgeist, der die ernste wissenschaftliche Erkenntnis, die Köpfe klärend und die Hände lenkend, in die Massen hinausträgt und den großen Gedanken zur Triebfeder ihres wegbewußten Handelns macht.

Freilich nicht im Rausch, nicht in ekstatischer Verzückung ergiebt sich heute der neue Geist über die Menschen; durch nüchterne Besonnenheit und durch zähe Arbeit gewinnt er das Volk, und der träumende Glauben ist zum zuversichtlichen Wissen geworden. Gleichwohl glüht auf dem Grunde still und tätig die Pfingstbegeisterung, sie läßt sich nicht durch die Ueberlast der Werkeltagsmühen ersticken und wartet nur auf die Stunde, daß sie in ungestümer Tatkraft hervorbreche. Im Proletariat lebt der göttliche Funken der Begeisterung für das menschheitliche Ideal, wie ruhig, klug berechnend und sorgsam prüfend es auch für sein Ziel arbeitet. Es scheut nicht die tausend peinlich erwogenen Hammerschläge, um die Kultur zu schmieden, aber der Glauben an die Sache lenkt den Arm, bewahrt vor dem Ermatten und Verzagen, und in dieser Begeisterung liegt die Gewähr des endlichen Erfolgs. Gewiß ist es Pflicht, all die

unendlichen Schwierigkeiten und Hindernisse zu sehen und zu erwägen, aber armselig die, denen die Mähmal nicht den Trost erhöht, denen nicht in der Gegenwehr die Kraft wächst. Es gibt keine größere Gefahr für die menschliche Entwicklung, als die müde, verzagte Gewöhnung an unerträgliche Zustände, die schließlich wie ein unentrinnbares Naturgesetz scheinen und in deren kleinlicher Ausfüllung die einzig mögliche Aufgabe erkannt wird. Nein, man darf nimmer die Fähigkeit verkennen, sich aus dem Gegenwärtigen völlig hinauszudenken, und den Flug ins Reich der freien Vernunft zu unternehmen. Man muß es, trotz allem Spott der Philister und Feiglinge, der Brutalen und Phantasielosen, wagen, pfingstfreudig in fremden Zungen zu reden — der Heimatsprache der Begeisterung.

Es ist das Zeichen niedergehender Klassen, daß der Geist ihnen nicht heilig ist und daß sie seine Ausbreitung fürchten und hemmen. Auch in unserer bürgerlichen Gesellschaft glüht es nicht pfingstlich; das, was man Realpolitik nennt, ist die Verleugnung und Verneinung des freien Gedankens. Begeisterungslos findet man sein Gemühen, dem niedrigsten Interesse wirr verschlungene Maulwurfsgänge zu graben. Der Schwärmer ist ihnen ein lächerlicher Gesell oder der Todfeind, den zu vernichten die wichtigste Aufgabe der Staatsmacht ist. Statt zu der Gewalt des Geistes bekennet man sich zu dem Geist der Gewalt, der da ist der Ungeist. Man glaubt an die Religion der Kanone, des rauchlosen Pulvers und der Panzerplatten. Leben vernichten ist ihnen der Inbegriff der Weltgeschichte, und der Zweck des Daseins liegt ihnen darin, die Aktienkurse zu steigern. Die Faust entscheidet alle Fragen über Recht und Unrecht — ein Tor, der sich für Ideale ereifert. Der heilige Geist ist ein Ammenmärchen, an dem allenfalls die Schulkinder noch das Lesen lernen mögen, weil's nun einmal Herkommen ist. Aber im praktischen Leben höhnt man nur über die fromme Legende vom heiligen Geist.

In dieser Pfingstwoche hat sich das Schicksal der Buren vollendet. Herr Chamberlain, der noch zu Weihnachten ein großer Verbrecher war, weil er der Anstifter schwerer Niederlagen, ist inzwischen zum Heros gewachsen, seitdem England mit Hilfe der Zahl gesiegt. Die triumphierenden Briten aber werden fromm niederknien, nachdem sie die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik gebrochen, Tausende von Menschenleben zerstört, und zum Feste des heiligen Geistes aus dem Gefangbuch singen:

Im Geiste laßt uns Pfingsten halten,
Geheiligt werde unser Sinn.
Denn ließt ihr noch die Sünde walten
Wo bliebe dann des Heils Gewinn?

Nur das heißt neu geboren werden,
Wenn Christi Geist auch in uns lebt,
Und unser Sinn, schon hier auf Erden,
Durch himmlisch Tun zum Himmel schwebt.

Nach der Predigt aber werden sie singen:

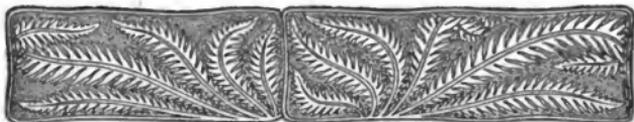
Du Himmelstau, ergieße dich
In unsre Herzen kräftiglich
Und mach uns sanft und milde;
Daß unser Herz mit Lieb und Treu'
Dem Nächsten stets verbunden sei
Nach unsres Heilands Bilde.

Kein Meid,
Kein Streit
Dich betrübe,
Fried' und Liebe
Müssen walten;
Freude wollest Du erhalten.

Danach werden die englischen „Himmelserben“ ohne Meid und Streit, friedlich, lieblich und im Geiste Pfingsten haltend durch himmlisch Tun Transvaal annectieren — die Goldminen eingeschlossen. —

Pfingsten 1900





Helle Kleider.

Shr lieben hellen Kleider!

Vielleicht wißt Ihr noch gar nicht oder glaubt es mir nicht, daß ich Euch liebe. Verstehst denn so ein kalter Tintenfisch etwas von hellen Pfingstkleidern oder sieht er sie auch nur, selbst wenn in ihnen 18 oder seien es selbst 20 Jahre blühen? Den Tintenfisch kann ich nicht leugnen, aber gerade weil das Dunkle sein Element ist, hat er eine Sehnsucht nach den hellen und lustigen Geweben, in denen junge freie Herzen schwärmen.

Ein helles Kleid, strahlend in dem milden Licht von Mandelblüten, ein unzerkunitertes, neues, mit glänzenden Bändern war meine erste dämmernde Knabenliebe. Ich habe niemals gewußt, wie das holde Wesen hieß, daß in der zarten Hülle steckte; mag sein, daß es die höhere Tochter eines abscheulichen Schweiglederfabrikanten war. Aber das helle Kleid verfolgte mich und beseligte mich. Es war für mich der Inbegriff alles Schönen, Zukünftigen, Unermeßlichen und Unbändigen. Und mit niemandem sprach ich von meinem Glück. Erst zehn, zwölf Jahre später fragte ich meine ältere Verwandte, bei der ich damals das helle Kleid geschaut, und ich glaube, ich errötete und zitterte dabei: „Sag mal, wie hieß das Mädchen eigentlich, das damals deine Freundin war und an Deinem Geburtstag ein rosa Kleid trug?“ Die Verwandte lachte verwundert: „Du haßt aber ein Gedächtnis!“ Sie selbst aber wußte nicht mehr recht, ob es die Else oder die Käthe oder die Nelly gewesen, jedenfalls waren sie alle verheiratet, und diejenige, auf der der begründetste Verdacht ruhte, daß sie an jenem herrlichen Tage ein rosa Kleid getragen, hatte richtig einen erwischt, der in elastischen Korsettstangen reiße.

Seitdem liebe ich alle hellen Kleider, mit Ausnahme derer, die ich bezahlen muß. . . .

Das ist auch gar nichts Außerliches und Oberflächliches. Ich sage Euch, die mechanischen Webstühle und die Färbereien, die diese feine Textilpoesie für das Pfingstfest erzeugen, weben und färben ein Stück ewiger Jugend und starken freundigen Zukunftsglaubens ins Dasein. In den Gefängnissen herrscht die fahle Farbe und in den Brutstätten verdorrter Arbeit, so lange Ihr aber noch den Mut habt, Blumen ins weiche, volle Haar einzustecken und Rosengewänder zu tragen, so lange seid Ihr noch stolz und unbefleglich und setzt den Fuß auf Euer Elend, das Euch ins graue Nichts verschlingen möchte. Nenn es nicht Pugsucht — Freiheit ist's und Freude und Tapferkeit, das quellende Selbstbewußtsein der Jugend, die die Schönheit ist.

So wünsch ich euch allen, ihr lieben hellen Kleider, die mit so viel Fleiß und Opfern zusammengespant werden müssen, helle Pfingsten, in denen die Sonne tanzt. Und ich kann euch gute Botschaft künden!

Heute Nacht ging ich an einem niedrigen Gebüsch vorüber, in dem eine Nachtigall schlug. Das Tier flatterte schier ungeflüm von Zweig zu Zweig, so daß ein Rascheln und Rauschen durch die Blätter ging; es war eine sonderbare Unruhe, die in die weite Totenstille schier lärmend fiel; dermaßen steigerte die schweigende Nacht die Kraft des einzig wachenden Daseins. Und auf jedem neuen Zweig stimmte das Tier einen neuen Takt der Nachtigallenmelodei.

„Du fliegst aber niedrig“, meinte ich, „'s wird wohl regnen?“

„Dummer Kerl“, antwortete der Vogel — natürlich in seiner auch beim Schimpfen zart stötenden Tiu-Tiu-Sprache — „ich bin doch keine Schwalbe, die vor dem Regen Mücken jagt. Ich sitze von Natur so niedrig. Ihr einfältigen Menschen glaubt immer, man müßte immer ganz oben sitzen oder schweben, um so recht überirdisch zu sein. Siehst Du, ich haufe nicht höher als Deine Schulter, und glaubst Du, daß ein Adler überirdischer singt?“

„Sicherlich nicht, Frau Nachtigall. Es wird also nicht regnen!“

„Jedes Hälmchen an meinem Nest ist trocken. Gar keine Feuchtigkeit in der Luft. Und ich bin nicht ein bißchen heiser. Gewiß, Ihr werdet schöne Pfingsten haben. Nun seid aber auch dankbar, und brecht nicht die Zweige ab, die mein Reich sind. Auf Eueren Blumengläsern kann ich nicht singen. U tiu! U tiu!“

Das sollte wohl Adieu heißen und bedeuten, daß ich entlassen war. Seid getroßt, ihr hellen Kleider und ihr 18 Jahre!

Ich weiß ja, wie Ihr es treiben werdet! Schon vor Sonnenaufgang erwacht Ihr in ungeduldigen Händen. Ihr werdet in Frühkonzerten flattern, Euch lustig blähen, wenn Euere Trägerinnen über die schon am Morgen geschminkten Komödianten der Pfingstpossen lachen, Ihr werdet beim ersten Kaffeekochen ums Morgenrot den ersten blaßbraunen Tupsen kriegen, und am Nachmittag den zweiten. Bei der Fahrt in den Wald wird auf dem Bahnsteig schon zierlicher Flatterschmuck sich ablösen, unter den rauhen Tritten der drängenden Vergnügungsbataillone. Unter mutwilligen Rudererschlägen wird der See in Euch flüchten, bis Ihr schließlich tanzwirbelnd kocht, auf der Heimfahrt mit Buddes Plättelchen gebügelt werdet und nachgedunkelt wie ein altes Gemälde müde und voll Narben aus dem vierundzwanzigstündigen Krieg der Pfingstluft zur Ruhe niedersinkt. Ihr armen lieben, lichten Kleider!

Oder soll ich Euch einen schöneren Beruf weisen? Bitte, ich lade Euch ein; zehn, fünfzig, hundert, auch tausend und zehntausend, wenn's so viel gibt, die auf Frühkonzerte und Kaffeekochen und den Känguruktanz verzichten. Ich zeige Euch den Weg. In der Nacht vom ersten zum zweiten Pfingsttag. Wir wollen eine Expedition rüsten zum Pfingstgeist. Der einsame Gesell hat sich dort irgendwo zwölf Meilen hinter Nimmerland, im Kreise Hoffnung, im tiefsten Walde angesiedelt. Er ist ein wenig verärgert. Er wähnt, daß er den Menschen überflüssig geworden.

„So lange Ihr Eueren Bülow und Podbielski habt“, vertraute er mir neulich, „braucht Ihr mich wahrhaftig nicht. Ihr macht Euch Eueren Geist ja jetzt selber. Außerdem bin ich nicht einmal Hoflieferant, und wer weiß, ob ich ohne polizeiliche Konzession überhaupt zu Euch darf. Ich bin ja so grenzenlos, halte niemals auf der mittleren Linie kläglich inne und strebe gleich zum äußersten und letzten. Kurz, ich wäre nur ein Einbrecher in Euere gute maßvolle und besonnene Gesellschaft. Nur in der tiefsten Waldeinsamkeit wird der freie, stürmende Pfingstgeist noch geduldet. Ihr lernt die fremden Zungen bei einem Sprachlehrer, für eine Mark die Stunde. Mein Unterricht ist euch zu wild und unbehaglich. Laßt mich nur in meiner einsamen Ferne.“ Ich bat und drängte vergebens. Er blieb verstockt und weigerte die Fahrt ins Menschenreich. „Kocht Kaffee und laßt mich ungeschoren!“ schloß er grob die Unterhaltung.

Aber ich glaube, Euch lieben hellen Kleidern wird der Grämliche nicht widerstehen. Also kommt und wandern wir singend durch Wald und Nacht zwölf Meilen hinter Nimmerland! Zum Pfingstfeste zwar kann er nicht mehr kommen, aber vierzehn Tage später brauchen wir ihn, daß er hineinbläst in die amtlich gestempelten

Wahlkuverts, die Urnen und Isolierräume, daß alles rot erglüht und die Perrücken verbrennen und die Kassenscheinseelen zerfliegen.

Suchen wir den Pfingstgeist. Locken wir ihn mit Jugend und Schönheit und glänzenden Augen und lichten Kleidern. Das wäre die herrlichste Fahrt. Aber erzählt's niemandem weiter, nur den hellen Kleidern und den 18 Jahren. Lasset die anderen in Frühkonzerten schwelgen und beim Tanzen schwitzen. Euch, meine tapferen Geheimbündlerinnen, führe ich zum Pfingstgeist, daß er uns Schutz herr werde für die kommende Zeit. Und dann werden wir um unseren Sieg tanzen, der eine neue Erde schaffen soll.

Seid Ihr bereit? Wohl an, am Sonntag um Mitternacht treffen wir uns an dem Gebüsch, in dem die Nachtigall schlägt. Ihr hellen Kleider seid durch Euch selbst Erkennungszeichen. Ich aber werde, damit Ihr nicht einen anderen Mann als Führer erwischt, einen Tintenflask auf der Blase zeigen. Kommt!

Pfingsten 1903



A decorative rectangular frame with ornate, symmetrical scrollwork at the top and bottom centers, and smaller scrolls at the corners. The frame is empty except for the text in the center.

Mūziggānge



An der Riviera.

Der Asphalt blüht wieder. Sein an Sodom erinnernder Geruchstaub weht zwischen den steilen Häuserabhängen und bettet sich dann in den Schleimhäuten der geduldigen Nasen der Großstadtmenschen. Das ist die Lenzfruchtbarkeit der unorganischen Natur. Unten an den Häusern wachsen aus den Mauern die grauweißen oder rotgestreiften Riesenblüten, die sich dachartig über die Schaufenster breiten und die hinter ihnen gestapelten Schätze vor den entfärbenden Strahlen der Sonne schützen: die Markisen sind die Frühlingsblumen der City. Die Industrie erzeugt der Stadt die Frühlingsgewandung, wie für die kleinen Mädchen das Jubelgefühl der knospenden Zeit sich dann und darin entfaltet, daß sie zum erstenmal wieder den dicken gestrickten Wollunterrock ausziehen. Die größeren Mädchen der Stadt wenden besorgt ihr Antlitz vor dem schmeichelnden Koselicht, sie hüllen sich in dichtere Schleier von Tüll, Puder und Fettschminke; denn dieser sanft werbende Gefell läßt auch die Sommerprossen treiben und schadet der Haut.

Draußen aber, allwo es noch andere Tiere gibt als Akkumulatoren, erwacht in den Lüften ein unendliches Singen und Zwitschern. Wenn das Gemüt sich die köstliche Schwelgerei erlaubt — sie ist selten in der Ueberhaft moderner Arbeit — für Minuten völlig zu schweigen und tief zu lauschen, dann tut sich eine neue junge Welt auf. Wie aus Märchenfernen hallt ein wunderbares Zusammenklingen zarter Vogelstimmen, die ineinander weben und flattern wie das Laub der Buche im leisen Wind. Und der Hahn kräht unablässig, daß er, wenn nicht schöner, so doch lauter zu singen verstehe, als das ganze leichtfertige Vogelpack zusammen. In der Stille erst redet die Natur, und der Mensch von heute, der niemals den Weg

zu sich selbst findet, erstaunt über die plötzliche Entdeckung tausendfältiger Schönheit, für die er sonst weder Ohr noch Auge gehabt. Die pausbäckigen Knospen der Kastanie erzählen ihm liebe, lustige Kindergeschichten, die sich reckenden Blätter werden ihm zu dicken, rankenden Armen und der feuchte Glanz, der auf der hellen, in bebender Sehnsucht sich entfaltenden Hülle schimmert, scheint ihm wie ein Auge, das in Freuden weint. Wenn die Nacht kommt, strömen die Balsampappeln geheimnisvollen Duft, als wollten sie den Dom der Welt weihen für das Fest des Erwachens. Die Stille raunt von unermeßlicher Seligkeit. Am nächsten Morgen aber schließt das Wunder des Schweigens schein den Kelch. Aus der Stadt rollen in lückenloser Folge zwei-, drei-, vierfach nebeneinander auf geraden Straßen die Fahrräder, die jungen glänzenden Blätter der die Wege säumenden Bäume erblinden im Staub, niemand hört mehr die Vögel, und das Motorgefähr, der schreckliche Hai der aus Berlin führenden „Drachstraßen“, stürmt toll in pfauchendem Eärm zwischen die ängstlich fliehenden menschlichen Motore — Furcht, Schrecken und Benzingeruch um sich verbreitend. Die Störche, die oben im sonnigen Blau segeln, von niemand beachtet — der Radler denkt nur an die Lenkstange — können getrost wieder nach Egypten zurückfliegen; sie sind entbehrlich, denn ihr Geschäft wird sicher demnächst durch Motore ersetzt. . . .

Unser heimischer Frühling ist übrigens nur noch für die Proletarier da. Die Leute von gebildetem Besitz essen keine Kirschen, wenn sie auch in Werder reif sind. Frische Erdbeeren schmücken im Dezember ihre Tafel, im Frühjahr sind sie bei den Weintrauben angelangt, und im Hochsommer speisen sie Schneehühner. So genießen sie auch die Jahreszeiten zum mindesten ein paar Wochen früher als die Menschen, die nur das formale Recht aber nicht die Möglichkeit lustiger Freizügigkeit haben. Wenn wir ihnen entzückt von dem ersten warmen und hellen Frühlingmorgen schwärmen, zucken sie verächtlich: Ach, das haben wir schon im Februar viel schöner gehabt. Zeigen wir ihnen begeistert die schlanken, bunten Krokusblumen, die in den Vorgärten sich eben von der Erde aufrichten, als wollten sie das Gehen lernen, so erklären sie uns hochmütig, sie wären schon vor sechs Wochen zwischen Rosen gewandelt, und sie sprechen von Ajaccio, Capri, Rom, Neapel, von der Riviera, und wie sie in Monaco scheußliches Pech gehabt. Seitdem der wirtschaftliche Aufschwung Deutschland vergoldet, erlebt jeder rechtschaffene Deutsche den Frühling nicht auf dem Spittelmarkt, ja nicht einmal in Neubabelsberg, sondern dort unten im Süden. Nur wer die Sehnsucht kennt!

Auch ich kann es durch meinen Militärpaß beweisen, daß ich ein Deutscher bin. Auch ich bin ein Zeitgenosse des wirtschaftlichen Aufschwungs. Aber merkwürdig, so oft ich auch des Abends mit der sicheren Erwartung zu Bett ging, am Morgen in Nizza aufzuwachen, das Naturgesetz, das den Deutschen in der Ära des wirtschaftlichen Aufschwungs zwingt, den Frühling am Mittelmeer zu erleben, machte bei mir eine unheimliche und unbegreifliche Ausnahme. Ich blieb am Spittelmarkt haften, und das höchste war Schlachtenfee; hier stellte das Naturgesetz seine Funktionen ein, ich kam trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht weiter. Ich mußte warten, bis es dem Norden gefiel, den späten Frühling ins Land zu lassen. Nachdem ich aber endgültig das Versagen des Naturgesetzes in meinem Fall erkannt, nachdem ich mich mit dem schmerzhaften Verzicht vertraut gemacht, daß ich auch heuer nicht an die Riviera reisen würde, entschloß ich mich, die Riviera nach Berlin kommen zu lassen. Und das Mittelmeer strömte in der Tat nach Berlin, und ich habe so den südlichen Frühling genossen. Dabei kostete diese Reise nur ein paar Pfennige, so daß mein wirtschaftlicher Aufschwung für den Zweck vollkommen ausreichte.

Wollt Ihr das Rezept solcher wohlfeilen Frühlingssahrt kennen lernen? Nichts einfacher als dies. Ich habe mir die Fremdenlisten der Riviera schicken lassen, und indem ich sie studierte, fühlte ich mich in südlicher Sonne, ich tollte mit im Karneval von Nizza, und am grünen Tisch zu Monaco durfte ich das Zehnfache meines erträumten Vermögens verlieren. Es sind große und interessante Blätter, diese Fremdenlisten, die sich betiteln: „La vie pratique. Courrier des Étrangers. Organe des Stations Hivernales de la côte d'azur, publiant seul la liste générale officielle des étrangers sur tout le littoral, Nice, Cannes, Menton, Monaco, Monte-Carlo, Beaulieu, St-Raphaël, Grasse, Hyères, Juan-les-Pius, Tamaris, Ajaccio, San Remo, Bordighera, Ospedaletti etc.“ — Es jauchzt das Herz, wenn es nur die Namen hört: Nizza, Cannes, Monte-Carlo, San Remo, Bordighera . . .

Indessen nicht nur die Zauber des Mittelmeerfrühlings erstehen in diesen Blättern, der internationale Kapitalismus, der genießt, taucht auf mit all seinen verwüstenden Leidenschaften. Die ganze Welt hat ihre Aristokraten des Besitzes hierher gesandt. Handel, Industrie und Großgrundbesitz sind auf diesem Parlament des Genusses vertreten, Offiziere und Staatsmänner, Bankiers und Sprößlinge des Feudaladels drängen sich zwischen den männlichen und weiblichen Abenteurern, den Wegelagerern der Spieltische. Die Fremdenlisten sind verräterisch, wenn auch die edel geborenen oder

edel gewordenen Herren und Damen häufig infognito reisen. Niemand fragt in Monte Carlo nach dem wirklichen Namen. Gleichwohl läßt sich mancherlei aus den endlosen Listen lernen, vor allem die Erscheinung, daß gerade die Deutschen auffällig zahlreich sind: der wirtschaftliche Aufschwung ist doch eine Tatsache. Und was sollte so ein deutscher Aufschwümgling Besseres tun, als zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Monaco beizutragen, als der Nervenbrunst sinnlosen Spiels zu fröhnen, das für die einen ein Vergenden, für die anderen ein Erwerb ist! Die Arbeit und die — Politik der ganzen Erde muß für den Spieltisch von Monte Carlo feuern, wo die Harmlosen der Gesellschaft ihre Frühlingsgefühle kultivieren.

Wenn man die Fremdenlisten aus dem Paradies des Spiels durchmustert, so fühlt man sich förmlich geadelt — so vornehm ist die Spieltischrunde. Da ragen die Berliner Herzöge der Finanz, die Bleichröder, Schwabach und Goldberger. Da stutet aber auch das blaueste Blut preussisch-deutscher Aristokratie, diese Prinzen, Grafen und Barone, die den Familien derer von Hellendorf, Hasfeld, Hohenthal, Ballestrem, Hohenlohe, Königsmarck angehören. Ein tüchtiger Statistiker, der zugleich ein bißchen Kulturhistoriker und Politiker sein müßte, sollte einmal eine Saison von Monte Carlo in zuverlässigen Zahlen und Namen gründlich darstellen — man würde eine Triebfeder politischer Strebungen erkennen. Leichengeruch mischt sich in den Frühling der Riviera. Es sind nicht nur die ausgeraubten Spieler, die man eines Morgens oben an einem Baum oder mit einem Loch in der Schläfe findet — das ist eine bedeutungslose Berufsfrankheit jener Gegend —, auch die glücklich Genießenden schleppen mit sich unsichtbar die Opfer, die ihnen das schwelkende, üppige Leben erarbeitet haben.

Nein, ich will lieber den Frühling verspätet genießen und mir im April genügsam Weidenkästchen ins Wasser stellen — statt der rauschenden Pracht dort unten. Ich kehre von der Riviera zurück: ich lege die aufrührerischen Fremdenlisten beiseite. Sie mögen gut zum Frühstückspapier für den Buben dienen, der gestern zum erstenmal in die Schule gegangen und das erstemal etwas vom lieben Gott erfahren hat. Ein Buch über Deutschlands Seegelung hat er bisher noch nicht als Prämie erhalten; es ist aber auch erst der zweite Tag seines Eindringens in die Wissenschaft. Michaeli, hoffe ich, wird er die Prämie kriegen.

Frühling 1900





Eine Gletscherwanderung 40 Meter übere Meer.

Ich bin nicht etwa am Nordpol gewesen und auf den Eisbergen spazieren gegangen. Nur zur nordwestlichen Grenze des Deutschen Reiches bin ich gefahren, dort, wo als einer der Trümmersplitter des dereinst bis Helgoland südwärts und bis England westwärts reichenden Friesland die Insel Sylt aus dem gefräßigen Nordmeere ragt, als der Torso einer reichen verjunkteten Kultur, als die verfallende Brücke zu einem nahen Tode. Während in dem Weltbad Westerland Tausende strandgemäß aufgeputzter Erholungsmenschen auf bequemer, langgestreckter Bretterstraße — Trampelpfad im Jargon der Badebörse genannt — sorglos promenieren, als wäre es im Rat der Ewigkeit beschlossen, daß für alle Zeiten dort ermüdete Großstadt-Leiber von der Kraft der Nordseewogen stählen massiert werden sollen; während dort üppige Gasthäuser emporgewachsen sind mit marmornen Treppenhäusern und elektrisch flammenden Glühblumen; während dort alle Delikatessen der Welt in zahllosen Restaurants feilgeboten und selbst der „Lokal-Anzeiger“, die „Woche“ und die „Morgenpost“ Saisonfilialen unterhalten; während die erfrischten Seelen eifriger und feuriger dem rauschenden Gaukelspielen der Geschlechter huldigen, sehnsüchtige Augen Blickfeuer senden, rote Lippen girrend scherzen und die gebräunten Gesichter kühner, straffer und fesselloser einander jagen; während in dem feuchten Sand gewaltige, buntbesagte mit Devisen voll Budapest Poffentheatergeistes gekennzeichnete Burgen von Kindern

im Alter von 4 bis 80 Jahren ausgebuddelt werden, in den doppelstigen Strandkörben, windgeschützten Nestern, herrlich müßig sitzende Paare verloren träumen und mit hoher polizeilicher Genehmigung seit diesem Jahr sogar Mann und Weib, sofern sie durch das Standesamt mustergeschützt sind, gemeinsam im „Familienbad“ den Kampf mit den Wellen aufnehmen dürfen — mit meinem (Bade-)Mantel in dem Sturm beschützt ich dich! — — während so eine lustige behagliche Gesellschaft dem Heute sonder Furcht und Grauen lebt und sich sicherer wähnt als in der Großen Friedrichstraße, nagt die Flut wild und tückisch, zäh und unablässig; denn ihr gehört das Land samt allem, was auf ihm blüht und wirkt. Gerade in der allerletzten Zeit haben die von Nordwesten und Südwesten eindringenden Hochfluten den Westerlander Vorstrand fast völlig verschlungen; wenn nicht bald andauernde östliche Winde dem Meere den Raub wieder abjagen, so ist das bunte Strandleben dem schnellen Untergang geweiht. Schon jetzt treibt jede mäßige Flut die Wasser weit zwischen die Pfähle, auf denen die Wandelbahn und Strandrestaurationen ruhen.

Aber die Schauer der Vernichtung reifen nicht an dieser menschenvollen Stätte ins Bewußtsein. Erst der leere öde Norden der Insel lehrt die zerstörende Gewalt des Meeres. Eine flache Dampfbarlasse trägt uns über das Wattenmeer — versunkenes Land, das bei der Ebbe weithin trocken liegt und bei der Flut zum stillen Binnensee wird — zur nördlichen Halbinsel, dem Eisterland. Der vollständig verlandete Hafen bildete einst den mächtigen Königshafen, in dem noch am Ende des 17. Jahrhunderts ein Chronist 1673 Schiffe von 12 Nationen gezählt hat. Jetzt ist die weite Bucht ganz einsam. Ein paar Boote sieht man in der Ferne und in den Sommermonaten bringt ein Dampferchen etliche Touristen hierher. In den Himmel zeichnen Ketten von wilden Enten (Krickenten) dunkle geheimnisvolle Runen, wie Worte einer fremden Sprache.

Eine kleine Schar blondhaariger, blauäugiger und rotbäckiger Kinder lagern am Strande und mustern neugierig, aber stumm die wenigen Gäste, die dem unmittelbar auf den Sand auflaufenden Schiff entsteigen. Vor uns taucht das Dorf Neu-Eist auf, wohl ein Duzend Häuser mit etwa 50 Bewohnern. Mit Ausnahme eines neueren Gasthauses zeigen alle Hütten den altfriesischen Stil; hier stören noch nicht die abscheulichen neueren Neubauten und modernen Gebäude, die wie architektonische Verbrechen an der schönen schlichten, in alter Tradition wurzelnden Volkskunst aussehen. Westerland ist zu einem wüsten Trödelbazar solcher gebauten Ruchlosigkeit geworden, auch in den anderen Dörfern der Insel stören vielfach die

elenden Zutaten neuerer Betriebsamkeit. Hier hat man einen plumpen Vorbau angeklert, mit unechtem Schmuck, rohen Holzschnitzereien, ausgestattet. Dort hat man einen alten Giebel mit schwarzer Dachpappe überzogen und ihm den feinen alten Zug der Linie barbarisch verstümmelt. Hier aber in Eist lebt noch ungeföhrt die Volkskunst, die etwa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts triebkräftig bleibt und dann plötzlich versiegt.

Es ist ein fast gespenstisches Problem, warum die neueste Zeit fast überall den Instinkt für sinnvollen, zweckmäßigen, einfachen und natürlichen Stil verloren hat. Diese alten Friesenhäuser scheinen wie von der Heide und dem Seesturm selbst erbaut. Ursprünglich bildeten sie eine gerade Linie. Dann hat man in der reicheren Zeit, da die Inselriesen als Seefahrer Geld und Schätze in die Heimat brachten, vornehmlich im 18. Jahrhundert, einen Flügel für die Stallungen im rechten Winkel angebaut. Die beiden Flügel vollenden Steinwälle, in denen allerlei Gräser und Heideblüten Nahrung finden und auf denen wohl auch Schafe paarweise angebunden weiden, zu einem Rechteck, in dem nun, von allen Seiten gegen den Sturm eingefriedigt, ein Gärtlein anwächst: Fliederbüsche, Rosen, Nelken und Leokojen und ein paar zergauste, oben tellerartig sich ausbreitende Bäume, die nicht über den Giebel hinauszuwachsen vermögen. Die Häuser selbst, die getrennt sich über die Heide zerstreuen, ragen nur wenig über den Erdboden hervor. Ein paar Schritte entfernt, und man sieht nur noch die hohen, schilfgedeckten, schön und schlicht gegliederten Giebel, und noch ein paar Schritte weiter, dann sind sie in den linden Hebungen und Senkungen der rotknospenden baumlosen Heide versunken. Diese Hütten scheinen stets bereit, vor den furchtbaren Herbst- und Winterstürmen sich in den bergenden Schutz der mütterlichen Erde zu flüchten. Innerlich aber sind sie wahre Heimsstätten, schühend gegen aller Wetter und größte Gewalt. Die Stuben sind nicht kubische Löcher, die man willkürlich nebeneinander gereiht hat, sondern sie zeigen nach innen die äußere Architektur des Hauses. Die Umfassungsmauern sind nach außen aus roten Ziegelsteinen gebildet — die Ziegelei ist die einzige Industrie der Insel, außer der Fremdenindustrie — innen aber zierlich und behaglich mit blaugemusterten Delfter Kacheln verkleidet. Die einzelnen Räume sind durch hölzerne Zwischenwände abgeteilt, auch die Decke ist getäfelt, alles mit einem fröhlichen, sauberen Blau überstrichen. Die Schränke sind in die Wände eingelassen, mit Scheibentüren verschlossen. Auch die Betten waren früher in solchem Wandschrank untergebracht. Freilich der Hausrat stammt zumeist schon aus der modernen Fabrik. Gußeiserne Röhren-

ofen und Herde haben die alten Feuerstätten verdrängt. Nur selten sieht man noch ein Spinnrad. Die Nähmaschine herrscht auch hier. Und schreckliche „Regulatoren“ hängen an den Wänden. Auch die Nationaltracht ist schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in wirtschaftlichem Niedergang, weil allzu kostspielig, verschwunden. Aber alle diese häßlichen Neuerungen haben die warme, sichere Traulichkeit der Häuser nicht zu zerstören vermocht. Mag draußen die See wüten und der Gischt weithin ins Land an die wie mit ehernen Säulen in die Wände gepreßten Fenster flattern, hier spottet der Mensch als Baumeister den Tücken des Elements, und die hohe, blonde, schlanke Friesin, mit den seltsam feinen und ernsten, fast schwermütigen Zügen beugt sich beruhigt über die Wiege ihres Kindes, dessen Vater weitab in fernen Meeren ein Schiff steuert . . .

Geschichtslos scheint das Dasein dieses winzigen einsamen Dorfes. Was wissen die Kinder der Lister Halbinsel von Gestern und Morgen, kein noch so leises Echo — so wähnen wir — hallt vom rauschenden Strom der Zeit in dem versprengten Menschenhäuflein wieder. Ein Wahn! Denn über diese einsame Halbinsel sind größere und wildere Ereignisse, Jahrhundert für Jahrhundert, hinweggegangen als irgendwo in den menschenwimmelnden Ländern, wo gedrängte Schloten rauchen und das Leben lärmend tobt. Ich denke nicht daran, daß in der Lister Tiefe gegen Ende des dreißigjährigen Krieges die schwedische Flotte von den Dänen vernichtet wurde, auch nicht an die anderen Seetaten, die bis hinauf zum Kriege von 1864 sich bei dieser Halbinsel ereignet haben. Gewaltigeres als solche rohen Katastrophen menschlichen Irrsinns hat hier sich ereignet. Das Dorf List selbst ist nur eine jüngere dänische Kolonie. Einst aber blühte hier weithin reiches Leben, fruchtbare Felder, leuchtende Dörfer, glückliche Menschen. Da brach im vierzehnten Jahrhundert die erste jener verheerenden Sturmfluten aus, der seitdem mehr als 150 folgten. Den Friesen wandert die Heimat aus — ins Meer, in die Dünen. Die See überfällt das Land, verschlingt unerfätlich ungeheuere Stücke, dann aber türmt sie in gaukelndem Hohn, scheinbar zum Schutz gegen die eigene Gewalt, riesige Dünen auf. Doch die Schützer sind nur willige Diener und Vollender der Seetyrannei. Was das Meer übrig ließ, begräbt die Düne. Die Sandmassen wälzen sich langsam landeinwärts, überschütten Acker und Häuser und dringen unerbittlich weiter. Der Menschenwitz sucht sie zu binden und zu bannen, indem er sie durch Anpflanzung von Sandrohr und Sandhafer festigt — aber vergebens. Diese Dünen werden weiter pilgern, wie eine ungeheuere, langsam rollende Lawine, sie werden das außernreiche Wattenmeer zur unfruchtbaren Einöde machen und

in Schleswig-Holstein ihr Werk fortsetzen, die grünen Marschen verdrängend . . .

Seit dem vierzehnten Jahrhundert ist die Eister Halbinsel unter Dünen verschüttet, die 40 bis 50 Meter hoch sich erheben. Aber indem die Natur zerstörte, schuf sie zugleich ein Wunder unheimlicher Größe und Schönheit.

Hinauf in das Gebirge des weißgelben Todes! Ueber die Heide und einen schmalen fruchtbaren Wiesenstreifen geht es einen sandigen Hügel hinan. Oben befindet sich eine Hütte, in der man Bier und Schnaps schänkt, als letzte Spur menschlicher Tätigkeit. Und nun — narrt uns einer von den vielen friesischen Unholden? — sind wir mitten in den — Hochalpen. Himmelstrogend ragen schneebedeckte öde Kuppen, tiefer in den Tälern grüne Weiden, dort Mulden dunklen öden Gerölls, und breit und steil fließen weiß leuchtende Gletscher am Himmel. Das Auge hat alles Maß verloren. Es sieht in dieser blendenden Oede, während hinter einer fahlen Wolkenwand die Sonne klein und silbern gleitet wie der Mond, Meilen statt Meter, jähe Abgründe statt leicht geneigter Flächen. Ist es nicht wirklich ein Gletscherwanderer, die schwarze Gestalt, die in weiter Ferne mühsam und vorsichtig die unendliche weiße Wand Schritt für Schritt emporklimmt? Die Täuschung wird vollendet, als wir an einem Abhang die Blume der Hochalpen, den stahlblauen Enzian entdecken.

Erst als wir die Dünendistel bemerken, die die Farben des Meeres, des Himmels und des Strandes in sich spiegelt, werden wir uns des Truges bewußt. Diese Alpen sind aus Sand geschichtet. Sand bildet den Firnenschnee und den Gletscher. Die hellgrünen Weiden sind das im Winde wogende Sandrohr, und das Geröll, zwischen dem Schneefurchen aufleuchten, ist nur dunkles Moos und dürres Heidekraut. Daß aber hier die alpine Flora gedeiht, erklärt man daraus, daß die aus Norwegen herantreibenden Eisschollen keimfähigen Samen der dortigen Gebirge mit sich bringen.

In einem Tale lagere ich mich und träume in dieser spukhaften Einsamkeit. Ich begreife, daß hier einst — im 17. Jahrhundert — die ans Land gestiegenen Mannschaften der schwedisch-holländischen Flotte entsetzt flohen, weil sie die Dünen ringsum mit Tausenden von Männern, deren Waffen in der Sonne strahlten, besetzt sahen. Ueber solches Mirakel schrieb der ehrsame Sylter Schiffer Geise Peters: „1644 den 25. Mai, am Tage Urbanus, hat Gott durch wunderbare Schickunge zugelassen, daß bey hellem Sonnenscheinenden Licht, als die Schweden auf Eist gewesen und aldar geschaffet, worselfst sie wahren vor den Dähnischen mit ihren Schiffen eingeflüchtet,

wie gesagt, doen ist oder sind ein Gespenst von Sylt ausgemarschiren kamen bei dem Standt von der Seelant langs, als wollten sie nach Eist, gleich als ein großes Kriegsheer von etlichen Tausend Menschen mit Gewehr und Harnisch und dergleichen und ist wie berichtet worden, von etlichen hundert Menschen gesehen worden. Dies hat die Schweden so verschrecket, daß sie alles verlassen, in ihre Schiffe sich begeben und nach See gegangen.“ — Es waren aber nur ein paar Sylter und Sylterinnen im gleißenden Sonntagsstaat, die den Spul veranlaßt. . . .

Schwärme von Möven flattern zu meinen Häupten. Sie haben in den Dünen ihre Nester, einfache Löcher mit Seegras leicht gepolstert. In zierlichem Flug, die Brust wie Marmor schimmernd, kreisen sie paarweise. Aber ihr wimmerndes Schreien zerreißt jäh und unheimlich die sacht atmende Stille dieser Düneneinsamkeit. Woher so furchtbare Stimmen in so anmutigen Wesen? Ich glaube, die tausendfältigen Todeschreie der vom Meere vernichteten Menschen leben in der Mövenstimme. Die Möven waren seit Jahrhunderten die einzigen überlebenden Zeugen des menschlichen Untergangs. Die Möven haben das Wimmern der mit dem wild hereinbrechenden Tode Ringenden gehört und — nachgeahmt. Der Mövenschrei ist die erinnernde Geschichte der zahllosen Menschen, die in den Sturmfluten umkamen. Ihr Untergang prägt sich in ihm ab, wie die prähistorischen Tiere im Gestein. . . .

Wohl eine Stunde bin ich in dem Eister Dünengebirge gewandert, bis ich endlich den Weststrand des freien offenen Meeres erblickte.

Die vorchristlichen Friesen dachten sich die Welt als ein großes Schiff, das in dem Himmelsmeer schwamm und das Gott Valdh, der Alte, als Kapitän regierte. Sie nannten das Schiff de Mannigswaldh, die Mannigfaltigkeit.

Die Mannigfaltigkeit bleibt der Welt, auch wenn nur Möven über das Sandgebirge des Todes fliegen, in deren Tiefen die Dörfer der Menschen schlafen.

August 1900





Bienenchen.

Die dunklen Wogen stürmen heran, sie recken sich auf, beugen sich weit vor, als wenn sie die rotgelb emporsteigende Nordsee-Insel ganz genau auf ihre Widerstandsfähigkeit prüfen wollten, und zerschellen, eine gewaltige Wölbung türmend und zerschmetternd, in schimmerdem, sprühendem Schaum; gelbliche Gischtstößen, die von der mitgespielten Kiefelerde zu losen Riesenschwämmen geballt sind, streifen leicht über den Strand bis an die Dünen und hängen sich an das dürre Gras. Die Welt scheint aufgelöst in ein Toben und Heulen, in ein Zischen und Branden, alle Kraft treibt in einem ungeheueren schreienden Strudel verheererender Bewegung.

Und doch wirkt dieser Aufruhr wie eine große Stille, wie ein entatmendes Schweigen. Der Knall einer Peitsche, das Knarren eines Stiefels, ja der sanfte Ton einer Geige scheint wie ein ungebührlicher peinigender Lärm gegenüber dieser ruhevollen Erhabenheit des aufgewühlten Meers, diesem segenden Sturm, der die Worte von den Lippen raubt und vernichtet. Das ist die Heimat der armen Menschenseele, sie wühlt sich hinein in den Wirbel dieser ungebändigsten Kraft und entschlummert im Schoße der wiegenden Woge.

Die Welt draußen ist verschollen; ich erkläre sie für tot. Wie heißt doch diese Hauptstadt des Deutschen Reichs, aus der ich komme? Der Name läßt sich nicht mehr bannen. Ich habe Vergessenheit getrunken und der Inhalt meines Daseins ist nur noch Sturm, Welle, Düne und Heidekraut. Wie gleichgültig ist alles übrige! Ich weiß nicht einmal mehr die Namen der sämtlichen Bundesprinzen des Deutschen Reichs. Mich fesselt nur noch Eines: Wie hoch mag die nächste Welle steigen? Wann wird sie sich überflürzen? Wie weit

wird der Schaum treiben? Ich bedarf keiner weiteren Spannung, keiner anderen Anregung. Und wenn jeden zweiten Tag einmal am weiten Horizont die weiße „Cobra“ aufdämmert, welche überflüssige Menschenfracht von Hamburg bringt, dann ist mein Bedürfnis nach Sensationen und Abwechslungen vollauf gesättigt.

Dieses uralte, immer gleiche Spiel der Bewegung, das ist die unerschöpfliche Wollust der unstill verlangenden Menschensehnsucht. So brauste die See schon vor Jahrtausenden, im ewigen Wechsel des Gleichen, so fand seit jeher die Menschheit den Frieden im Sturm. . . . Ich weiß wohl, das ist ein historischer Irrtum. Wir entzücken uns erst an der zügellosen Kraft der Natur, seitdem wir verstehen, sie zu bändigen. Früher ängstigte das Ungeheure die wehrlosen Menschen und sie flehten zu den Göttern um stille Fahrt, die nah an der Küste bang dahin schlich. Aber dieses Wissen unserer Gelehrsamkeit kann ich mir nicht empfindend vorstellen. Und ich glaube daran, muß es glauben, daß die Menschen seit Anbeginn sich vor der Größe des Meeres in begeisterter Andacht niederworfen, die Schmerzen und Wonne ihres Daseins in die tosende Brandung hineingesunken und alles Erhabene der sterblichen Kreatur von diesem Schauspiel gelernt haben. . .

Und eines Tages, in traumhafter Wandlung, ist die unerschöpflich reiche Oede des winzigen Inseldorfs verschwunden. Aus dem stimmernen Herbstnebel des Rheins steigt das lichte Mainz empor. In erster Arbeit reden und hören wir uns müde, und alsdann sitzen wir tief in die Nacht hinein in irgend einem Weinwinkel. „Bienenchen“, die junge Schenkfin, — das ist die schöne Vermainzerung von Philippine — stellt uns fleißig Stempelblättchen auf den Tisch, wir schnacken unschuldigen Unsinn, ein verwachsenes Männchen mit blassem, klugem Gesicht erhebt sich von Zeit zu Zeit und spendet in knapper Pointierung einen Karnevalspag — dieses Mainz ist ein lebendes Wigblatt. O Bienenchen, steck' an die Brust Dir diese bleiche Rose, sie hat zwei Blüten und vier Knospen und duftet süße, dann aber, hurtig, ein neues Stempelblättchen! Hollah, auch ich will einmal ein Schlemmer und Praffer sein und zwei Glas goldenen Weins hintereinander trinken.

Sagt glaube ich, daß man in diesem ungebildeten Berlin nicht einmal weiß, was ein Stempelblättchen ist; ja ich fürchte, man ist so tief in Unwissenheit versunken, daß man selbst nicht den Unterschied zwischen einem Schorlemorle und einem Stempelblättchen kennt. Das ist ein tief betrübendes Zeichen norddeutscher Barbarei, und ich fühle mich als erhabener Kulturträger wie nur irgend ein Khakitrieger, wenn ich meiner Weisheit die norddeutschen Brüder

teilhaftig werden lasse. Also höre! So Du ein großes Glas nimmst und füllst es zu zwei Dritteln mit hellem Wein, tuest aber ein Drittel gesäuerten Wassers hinzu, dann hast Du ein Stempelblättchen. Mischst Du aber Wein und gesäuertes Wasser je zur Hälfte, so gewinnst Du ein Schorlemorle, das den Leib erquickt und die Seele beflügelt. Vor allem aber vergiß nicht, daß das Glas groß sei; sonst ist es weder ein Stempelblättchen noch ein Schorlemorle, sondern eine Niederträchtigkeit . . .

Hohdes Bienchen, verrät es nicht, daß ich au einem Abend 3wei Stempelblättchen getrunken und Dir eine blasse Rose mit zwei Blüten und vier Knospen geschenkt habe — sonst muß ich es morgen in der „Post“ oder der „Staatsbürger-Zeitung“ lesen, wie unsfätig sozialdemokratische Heßer schwelgen und schmarrögen — unter dem Vorwand eines Parteitags. Allerdings verpürte ich eine gewisse sittliche Verpftichtung, mich an der Aufräumung der noch vorhandenen Weinvorräte zu beteiligen, um Platz zu schaffen für den Segen dieses Herbstes, der der reichste sein soll seit Menschen-gedenken.

* * *

Es ist schlimm, aber ehrenvoll, wenn man vaterlandslos ist. Aber es ist eine Qual, vaterstadtlos zu sein. Auch ich bin ein Berliner, das heißt: ich bin vaterstadtlos; denn dieses Berlin fängt erst in der Gegend von Naumburg an erträglich zu werden. Wenn man ein paar Wochen draußen gewesen ist, begreift man nicht, wie eine menschliche Natur fähig sein kann, dieses Paradebrachfeld für schlechte Gerüche und üble Geräusche zu ertragen, wo man vor lauter Leben nichts erlebt.

Ich bekenne ohne weiteres: An Reichhaltigkeit abwechselnder Genüsse läßt sich die wässrige Eintönigkeit der Nordsee und das weinige Behagen von Mainz nicht mit dieser weltstädtischen Titanen-firmes vergleichen. Welle bleibt Welle, Wein bleibt Wein, vor wie nach Christus, aber Berlin ist ein Sprudel von Neuigkeiten, die uns das Leben darstellen.

Welche Fülle von stetig wechselnden Genüssen quillt allein an einem Tage aus so einem „Vorwärts“-hof. Was will die ewig gleiche staubfreie Luft des Nordseestrandes gegen diese Sensationen rastlos wechselnder Luftsorten besagen. Bald glaubt man sich auf einem ungeheuren Schlachtfeld, auf dem 10000 Gänse gleichzeitig wohlduftig gesengt werden. Bald wähnt man sich in einem Vulkan, der brennende Räucherkerzen auspeit. Eine Wolke von holdem Schmierölatem umfängt uns jetzt lieblich, und im nächsten Augen-

blick schlürfen wir den köstlichen Hauch schwitzender Pferde oder die Lieblichkeiten sich zersetzender Stoffwechselprodukte. Ein Berliner Hof ist unerschöpflich an tiefsinnigen Einfällen. Er beschäftigt alle Sinne gleichermaßen und schafft förmlich eine Ueberbürdung mit Lebensgefühl. Ein Sängerkrieg, der plötzlich zwischen einem auf die zwölfwache Wiederholung des Pariser Einzugsmarsches eingeübten Eierkasten und einem am Fenster nach Lo—o—o—o—ra schreienden Papagei ausbricht, vermag das beschauliche Gemüt für eine halbe Stunde in interessanter Weise anzuregen. Ist der Wettstreit zu Ende, so folgt als Ablösung ein Trompetenterzett, das in stetig schwellender Wucht neue dekorative Harmonieebenen zu entdecken strebt, übertönt am Schluß von dem grandiosen Zischen einer Maschine, deren Dampf freudig den Weg in die Freiheit sucht. Mählich kommt der Abendfrieden, dort an der grauen Wand, an der die sinkende Sonne ein magisches Alpenglühn malt, öffnen sich zugleich zwei Fenster; aus dem einen stürzt gleichsam mit gepanzertem Kehlkopf das Heldenatenorlied „Strömt herbei, ihr Völkerscharen“ — die Generalprobe für die Darbietungen einer Variététruppe; aus dem anderen wimmert verstört unter den letzten Zuckungen eines zusammenbrechenden Klaviers der schmachtende Liebeswalzer der kleinen Geisha. Während dessen schreibt drinnen in der mit dem Echo aller Dünste und Schreie angefüllten Stube, in trauriger Nachbarschaft dröhnender Maschinen, ein Mann einen giftgeschwollenen Leitartikel über China; sein Herz bebt noch von dem frohen Stolz über eine vor ein paar Stunden rühmlich überstandene Todesgefahr, war er doch kühnlich die steinerne Redaktionstreppe emporgestiegen, von deren Stufen jedwede einen Genickbruch kündet.

Jetzt ist das Tiegianische Zeitalter angebrochen und die publizistische Pflicht huldigt dem neuen Herrn, der durch Konerven die Landwirtschaft und durch 10 Pfennig-Romane die Kunst rettet. Tieg stellt noch mehr Hummermajonnaise, Kaviarbrötchen und Sekt der publizistischen Pflicht zur Verfügung, seine Schaufenster — das eigentliche Haus steht in einem Glaskasten — sind noch größer, seine Warenhaufen höher, seine Glühlichter und Bogenlampen zahlreicher als bei Wertheim, bei dem auch keine Riesendirnen am Eingang ihre kolossale Nacktheit feilboten.

Berlin ist durch den Tieg-Bau wieder an jener lärmenden Architektur reicher geworden, welche die Stadt zu einer zoologischen Schauausstellung durcheinander schreiender Vögel macht. Bei Wertheim hatte sich die vornehme Zweckmäßigkeit fast zu einer Art neuer Schönheit gesteigert, Tieg ist der Held des großen Einmaleins, der künstlerische Größe auf dem Wege der Vervielfachung erzielen zu

können glaubt. So wird Berlin nach der Weise einer Auktion überbietend emporgetrieben, bis es am Ende doch die schönste Stadt der Welt wird, die nichts von Schönheit mehr weiß. Und die Männer der publizistischen Pflicht, die einst Wertheim priesen und jetzt Tieg vergöttern, werden sich wandeln mit jedem höheren Angebot und immer das letzte Weltwunder mit geldäufiger Goldfeder als den Gipfel bürgerlicher Herrlichkeit feiern.

Ich aber gedenke, fern von Tieg und Wertheim und Jandorf und derer, die da kommen werden, des friesischen Strohhauses auf der Sylter Heide, dem der Sturm die Fenster flammernd zuhält, und träume von einer Schönheit, die der Jahrtausende verwehender Neuigkeiten spottet . . .

September 1900





Der unsittliche Frack.

Man muß nämlich wissen: Ich gehöre zu den außerordentlichen, vom Schicksal bevorzugten Menschen, die einen Frack eigentümlich besitzen. Es ist der modernste Frack, der sich denken läßt, es ist geradezu der Frack des neuesten Kurses. Denn er ist jederzeit fähig, irgend ein prächtiges, erinnerungsreiches, geschichtschweres Jubiläum zu feiern. Am 18. Januar beispielsweise waren es gerade fünfzig Jahr her, daß er zum erstenmal an einer Hochzeit teilnahm. Und heute, da ich diesen Gedenkartikel für meinen Frack schreibe, sind genau fünfundzwanzig Jahr verfloßen seit jenem bedeutsamen, für seine ganze künftige Entwicklung entscheidenden Tage, da an ihm zum erstenmal eine schneiderliche Reparatur vollzogen wurde.

Drei Generationen haben in diesem Frack geschwelgt, gehofft und gefürchtet. Seit 16 Jahren bin ich sein Besitzer; ich bin der Majoratsherr des Fracks. Ich habe ihn in Examensnöten getragen, er zierte mich, als ich mich auf dem Standesamt darein ergab, für eine ganze Ewigkeit — und als ich in Leipzig vor dem Reichsgericht dagegen anlämpfte, für drei Viertel Ewigkeit ins Gefängnis gesperrt zu werden. Ja, mein Frack hat sogar wiederholt Umwälzungen in der Mode hervorgerufen. Ich habe des öfteren die Erfahrung gemacht, wie sorgsam man mich anschaute, wenn ich mich in meinem Frack an öffentlichem Orte zeigte. Vier Wochen darauf trugen alle Modelöwen der Stadt einen Frack solchen Schnitts, dieweil sie wähten, der meinige sei allerletzte Neuheit. So hat sich denn der Majoratsfrack meines Geschlechts bis zu diesem Augenblick seine unverweilliche Jugendfrische bewahrt.

Aber so ein Frackbesitz verpflichtet auch. Es geht von ihm ein unwiderstehlicher Anreiz aus, ihn aus den Finsternissen des Schranks hervorzuholen, ihn abzubürsten und ihn irgend wohin zu führen, allwo solche Kleidungsstücke als Uniform vorgeschrieben sind. Da ich mich nun um meines Besitzes willen nicht häufiger verheiratet oder Prozesse provozieren kann, so treibt mich der schwarze Kampfgenosse dreier Generationen eben in andre Gelegenheiten. Und in diesem Sinne sagte er neulich zu mir: „Kurtchen, ich langweile mich, fähr' mich auf den Metropolmaskenball. Das soll ja das Feinste sein, was gegenwärtig in Berlin zu schauen ist — ein Hundertmarkbazar.“

Natürlich gehörchte ich, das bin ich dem ehrwürdigen Alter schuldig, und ich redete mir zugleich ein, um den Unsinn zu rechtfertigen, daß es ja auch des wissenschaftlichen Interesses nicht entbehrete, einmal zu sehen, wie das begüterte Berlin karnevalistisch vergnügt ist. Draußen im Westen und Süden Deutschlands, da hab' ich die Tollheiten des Karnevals, der das ganze Volk packt, lachend geschaut — aber wie wird sich die eingesperrte Lustigmacherei in Berlin äußern?

So schleppte mich denn mein Frack zum großen Maskenball des Metropol-Theaters.

Kurz nach Mitternacht erschienen wir beide, mein Freund und ich, in diesem üppigsten Theaterraum Berlins, dessen Ebnen und Wüchler orgiaßisch schwelgen, wo Liebesgötter aus allen Nischen und Winkeln sichern — ich meine architektonisch. Der Theatersaal ist wie aus Parfüm, Puder, Schönheitspflasterchen, weich kosendem Lachen und galanten Küffen gebaut!

Eine Mark Garderobe . . . Hm, kein ehrlicher Trödler würde meinen Mantel und Hut höher beileihen als hier das bloße Aufbewahrungsgeld kostet. Würde ich dreimal den Ball besuchen, so wäre auch der Liebhaberwert meiner Garderobe durch den Garderobentribut überholt. Indessen, diese Mark macht Stimmung. Ich bilde mir bereits ein, daß ich gewohnheitsmäßig Bakkarat spiele, auf allen Rennen meine Pferde laufen lasse und die Ballettkunst fördere.

Schon auf der teppichbelegten lichten Treppe tut sich die Zauberwelt auf. Es wandelt hinauf — sehr viel Hals, sehr viel Rücken und äußerst viel Bein — weiblichen Geschlechts.

Drinne spielt man jußt den Opiumwalzer. Die Bühne ist in eine Art japanisches Teehaus verwandelt. Reißige Herolde, denen baumwollene Perrücken um die geschminkten Helbengesichter wißt flattern, grenzen mit hölzernen Speeren eine Tanzbahn ab. Und

zwischen den Speeren tanzen etliche Paare: Eine Griechin, deren Gewand bequem durch den Hühneraugenring gezogen werden kann, den sie offenbar unter den fleischfarbenen Seidenstrümpfen in den bedrückend winzigen Schuhen tragen muß, ein paar roffeurige Satanelen, Kolossalgestalten in schwarzen, roten, bronzefarbenen Dominos, ein Khatimädchen, viel hagere Jugend und verfettetes Alter, das meiste recht kostspielig, Seide, glitzernde Steine, rosige Fettsminke. Die Weiblichkeit tanzt mit Vorliebe untereinander, mit gewerbsmäßiger Leidenschaft und studierter Grazie. In gemessenen Pausen lachen sie auch, lachen in jener aufgezogenen Fröhlichkeit, wo man innen die schnarrenden Räder rasseln zu hören glaubt.

Die Herren stehen, Zylinder auf den edlen Häuptern, gruppenweise zusammen und starren. Wären sie selbst nummeriert, man könnte sie nicht unterscheiden, so gleich sind sie in ihrer Uniform gelangweilter Geislosigkeit. Aber sie sind sehr aufmerksam, tauschen laut ihre Ansichten über die Vorzüge der einzelnen weiblichen Masken; sie reden Steckbriefe, nur daß sie sich nicht auf die Feststellung der Gesichtseigenheiten beschränken, sondern gewissenhafter und vollständiger verfahren. Die Herren sind höchst sorgsam, gilt es doch, die Wahl für die nächste Zukunft zu treffen.

Aus den Logen werfen vergnügungssüchtige Damen krampfhaft ohne Unterlaß die papierernen Riesenschlangen in den Saal; es ist göttlich. So etwas von Heiterkeit ist nur in Berlin denkbar. Ein früh Betrunkener drängt sich redselig durch die Menge. Er ukt alle Damen an, ist entzückt über die Fülle ihrer Reize, umarmt eine nach der anderen und, wenn er lallt: „Liebste meines Herzens, ich vergehe vor Liebe, Du Schönste des Paradieses“ — dann birst alles vor Lachen, und die Griechin hat alle Mühe, die Reste ihres Gewands am Schlüsselbein festzuhalten. Diese Griechin muß überhaupt über hervorragende Geisteskräfte verfügen; denn wie wäre es sonst möglich, daß sie ihre lockere Kleidung nicht irgendwo in einem Winkel vergißt. . . . Der Betrunkene ist augenscheinlich ein Kunstprodukt, er ist vermutlich von der Direktion angestellt, um Leben in die Bude zu bringen.

Blumenmädchen drängen sich an die Männer und setzen ihnen revolverartig ihre weißen Nellen auf die Brust, jede Blume kostet ein kleines Vermögen. Jeden Augenblick soll man Pralinés, Zigaretten oder Cigerstöße kaufen. In den Wandelgängen schreitet ernst und wachsam der Feuerwehmann, der einzige Mensch in dieser Versammlung, der einen vernünftigen Zweck erfüllt. . . . Karneval, Karneval, Karneval!

Allmählig finden sich die Herzen. Man hat geprüft und gefunden. Die Paare ziehen sich in die Nebenräume zurück, und die goldenen und silbernen Sektproppen fliegen. Ich erwische einen stillen Winkel und richte mir dafelbst eine Einsiedlerklaufe ein. Als ich mir beim Kellner den billigsten Rüdeshheimer bestellte — sechs Mark die Flasche! —, gleitet ein Zug der Verachtung über sein Antlitz — niemand anders unter den Hunderten trinkt Rheinwein, alle berauschen sich im Heidsiefl Monopol oder zum mindesten an einer anständigen moussierenden Hausmarke. Jedoch mein Rüdeshheimer hat sein Gutes, er wirkt abschreckend, als Warnungstafel. Ab und zu verirrt sich ein Kolläppchen, eine Schwarzwälderin, ein Pierrot, eine Königin der Nacht in meine Nähe und sind aufrichtig gewillt, meine Einsamkeit zu erheitern. Sobald sie aber die Flasche sehen, fliehen sie erschreckt: Bloß Rüdeshheimer, nein, das lohnt nicht. Nur Sekt!

In meiner Nachbarschaft haben sich drei Herren mit ihren Damen niedergelassen, der eine ist ausgezeichnet durch Gigantenhände, er redet kein Wort, trinkt nur und klatscht mit seinen Gigantenhänden unaufhörlich seinem Mädcl auf den quabbligen Nacken, die diese Crommellei mit himmlischer Geduld erträgt. Dann führt er sie in den Saal, tanzt ein paar Runden, kehrt wieder, schweigt, trinkt und beginnt von neuem das Werk, den atzistisch gut veranlagten Rücken seiner Dame mit den Gigantenhänden zu bearbeiten. Wer mag diese Fröhlichkeit ermesfen! Die zweite Dame ist von einer nervösen Geschwätzigkeit, sie entdeckt an ihrem Partner Märchenaugen, lacht grell, in den Ausbrüchen ihrer Wonne von Hustenanfällen unterbrochen. Die dritte endlich trägt den neuesten Sternberg-Witz vor, mit einer sanften Selbstverständlichkeit, die erschreckt; sie ist wie eine Märtyrerin der Sote. Aber ihr Opfermut hat auch bei den Herren stürmischen Erfolg. Dann berichtet sie von etlichen Bekannten, man hört etwas von Emil, Hugo und Julius — es müssen wohl gewöhnliche Sterbliche sein, denn sie gönnt ihnen nicht einmal den Herrntitel. Indessen sie weiß auch, was sie Standesperfonen schuldig ist, und so erzählt sie: „Als ich vorgestern mit meinem Herrn Grafen nach Hause ging . . .“

Dann steige ich wieder in den Saal herab. Dort hat sich die Stimmung inzwischen verändert. Der Sekt hat seine Schuldigkeit getan, und bei wilder Musik tanzen sie ausgelassen. Man tanzaniert sogar ein wenig, voll des süßens Weins. Jetzt sieht man auch eine erotische Schönheit, ein Mischlingsmädchen, halb Siam, halb Mulatstraße. Ihre Augen glimmen wie unter schwarzer Asche — man fürchtet sich mit dem Graukärmel in ihre Nähe zu kommen, er könnte

fengen. Ihr Gesicht ist schon fast licht, nur am Kinn und unter den Augen sind noch schwärzliche Stellen, als hätte sie ein Schornsteinfeger angefaßt oder als wäre ihr ein rahmiger Topf ins Gesicht geflogen. Die Schwarzweige ist viel umworben.

Jetzt endlich, unter dem Zwang des Alkohols brechen auch die Leidenschaften hervor und rasen nackt. Dort an der Bühne entwickelt sich eine schöne Eifersuchtstragödie. Sie ist ein ganz junges Weib, frisch, kräftig und temperamentvoll, eine eigensinnige Stirn, große braune Rehhaugen mit Tigerappretur. Wenn sie lächelt, blickt sie aus sanften Rehhaugen; zürnt sie aber, so erwacht der Tigerblick. Und sie zürnt zumeist. Ein greisenhafter Lebesängling hat sie schwer beleidigt. Bis her war dieser Lebesängling recht munter. Er hüpfte auf einem Bein, holte alle Augenblick die Banknotentasche hervor, in der die Tausendmarkscheine sich drängten, und wenn er eine Nelke bezahlte, nahm er ein paar Hundertmarknoten zwischen die Lippen, weil er aus Raummangel nicht wußte, wohin sonst damit. Dann krieg ihm leider der Champagner allzu heftig in den Kopf, seine Eifersucht erwachte und er herrschte die Rehägige an: „Wer war gestern morgen bei Dir? Gesetze, Weib, Du hast einen —.“ Ach, Seine Majestät König Ludwig der Fromme würde sich un-aufhörlich im Grabe herumdrehen, wenn er wüßte, wie schlimm sein Name heruntergekommen!

Die Rehägige bekam wegen der Beschuldigung einen Wutanfall, der in der Folge aus ihrem benebelten Hirn nicht mehr wich. Sie erhob drohend die Arme, schrie, heulte, vergoß Tränen, sprühte Tigerblicke. Entsetzt floh der Lebesängling, und saß zitternd mit aschfahlem Gesicht in einer Ecke. Aber die Beleidigte ließ ihn nicht los, bewachte und verfolgte ihn mit ihren Augen und erklärte feierlich, sie würde ihn erwürgen und wenn sie sechs Wochen dafür ins Kittchen käme.

Ich suchte die Rasende zu trösten. Einen Augenblick lächelte sie süß, und das Reh kam wieder zum Vorschein, dann aber verfinsterten sich ihre Mienen, und sie klagte mir ihre Not unter stürzenden Tränen: „Nichts zu machen, mein Herr, nichts zu machen, ich tanze nicht mehr und will auch nichts trinken. Ich muß den Schuft haben, der mich so beleidigt hat. Weil er ein reicher Kerl ist und ich ein armes Mädchen, glaubte er sich alles herausnehmen zu können. Ich erwürge ihn und wenn ich sechs Wochen ins Kittchen komme.“

„Das ist nicht sehr angenehm“, bemerkte ich aus persönlichen Erfahrungen.

„Das ist mir ganz gleichgültig, mein Herr. Nichts zu machen. Er muß mir 'ran! Er hat mir gesagt, ich hätte einen —! Mein

Herr, ich soll einen — haben. So eine Gemeinheit. Und bloß weil er gestern bei mir einen Freund gesehen. Aber ich versichere Ihnen, es war ein anständiger Herr, der gestern bei mir war, ein hochanständiger Herr. Sieben Kinder hat er, verheiratet, und Offizier ist er. Es ist ein anständiger, hochanständiger Freund, der mich besucht, wenn er nach Berlin kommt. Er ist 'n Offizier, hat 'ne Frau und sieben Kinder. Ein hochanständiger Herr! Und dieser Schuft behauptet, das wäre mein —. Erwürgen werde ich ihn . . .“

Die Musik spielte die sinnige Weise:

Auf dem Baume
Sitzt 'ne Pflaume,
Die möchte ich gerne haben!

Da sagte mein Frack zu mir: Kurtchen kehre heim, Du hast genug!
Ich folgte dem Befehl.

Die Dämmerung lag über Berlin, und das erwachte Leben der Arbeit wehte mit reinem Atem. Eine dürftig gekleidete Frau sprach mich an, und als ich vorbei gehen wollte, bat und bettelte sie flehentlich: „Nur eine Tasse Kaffee schenken Sie mir, mein Herr! Ich bin die ganze Nacht umhergelaufen — umsonst. Ich friere so, seien Sie gut, mein Herr!“ Und als ich sie anblickte, sah ich in ein Gesicht, das nicht log . . .

Karneval, Karneval, Karneval!

Januar 1901





Die Bank.

Die Bank — ich bitte nicht zu verzweifeln. Ich beabsichtige weder über die Leipziger, noch über die Dresdner, noch über die Deutsche Bank zu schreiben, auch nicht über die Kasseler Trebertrocknung. Ich werde nicht über diesen gigantischen Gespensterpalast des Kapitalismus, über den himmelstimmenden Turm von Babel grübeln, um den in allen Sprachen der Welt die menschliche Seligkeit und Würde verschachert wird, über dieses riesenhafte Spukhaus, das ausstieht, wie aus Quadern der Ewigkeit getürmt und doch über Nacht von einem Hauch jäh erschüttert wird, daß es kracht und birst und aus den Rissen das wilde Heer der Teufel und Hegen schreiend in höhnendem Gelächter herausquillt. Ich will nicht malen, wie dann all den Großen der Erde aus den schlotternden Händen die Couponscheren entfallen und unten in der Tiefe die erzwungene Muße der Arbeit mit der Befreiung von verwüstender Mühsal zugleich in Not und Hunger sinkt. Ich verzichte entsagend darauf, meine Sonntagsmeinungen über die hohe Bank zu äußern, obwohl ich vom Bankwesen nichts verstehe. Allerdings weiß ich, daß manche Leute in solch ein Bankgebäude gehen, wenn sie Geld brauchen und es dann auch bekommen. Ich habe das neulich gleichfalls versucht, trat in irgend eins der schön eingerichteten und noch unvertrachten Institute und erbat mir eine hübsche runde, wenn auch bescheidene Summe. Der Mann sah mich erstaunt an, blätterte in verschiedenen großen Büchern, fixierte mich scharf und sagte: „Machen Sie gefälligst, daß Sie raus kommen.“ Und ich trollte mich, ohne einen Pfennig erhalten zu haben. Seitdem bin ich mißtrauisch gegen das ganze Bankwesen. Ich habe mich offen-

bar schmähslich über den Endzweck dieser Einrichtung getäuscht. Sie gibt nicht Geld, sondern sie ermöglicht es vielmehr jedermann, seine Reichthümer mit allem Komfort der Neuzeit gleich im großen, statt nickelweise auf der Straße zu verlieren. Ein Bekannter, der Beziehungen zur Börse unterhält, hat mich auf Befragen dahin belehrt, daß man Geld nur dann von der Bank holen könnte, wenn man es zuvor hingebracht, und auch dann erst unter besonders günstigen Umständen. Wenn diese unglaublich widersinnige Behauptung meines Bekannten wahr sein sollte, dann frage ich jeden urteilsfähigen Menschen: wo liegt denn der berühmte Segen der hohen Bank? Das kann jeder, Geld nicht wiedergeben, nachdem er es erst erhalten hat. Dann bin ich auch imstande, ohne Vorbereitung, doppelten Boden und sonstige Apparate eine Bank zu sein; wenn Ihr wünscht, laß ich mich selbst sogar auf Aktien gründen. Einsteuilen aber pfeife ich auf alle hohen und höchsten Banken, die nicht einmal imstande sind, einem liebenswürdigen und höflichen Bittsteller, wie ich bin, ein paar Millionen zur Verfügung zu stellen, und das bloß aus dem lumpigen Grunde, weil ich nichts bei ihnen eingezahlt habe . . .

Indessen, wie gesagt, ich schweige über dieses widersinnige Bankwesen, und ich wollte vielmehr von jenen hölzernen Erzeugnissen eines ehrbaren und soliden Handwerks reden, die zurzeit — im Gegensatz zu dem finanziellen Wahnsinn — den höchsten Aufschwung und den Gipfel ihres edlen Daseins erreicht haben. Denn die Linden blühen und mit ihnen das Bankwesen auf den Plätzen und in den Parks Berlins. Und wenn der Lindenduft, der über Qualm und Staub mit der sinkenden Nacht siegreich diese schöne Erde erfüllt, sich mit einem bißchen Mondschein, einer angemessenen Entfernung von Laternen und den tiefen, weiche üppige verschwiegene Nester bauenden Schatten vereinigt, dann gibt es keine nützlicheren und beneidenswerteren Wesen auf der Welt, als diese groben, unbequemen mangelhaft gefärbten hölzernen Bänke der Parks und Plätze, obzwar für sie die geschmackvoll stilisierte Morgenröthe der dekorativen Kunst noch nicht angebrochen ist.

Ich liebe diese Bänke, wenn die Linden blühen. Auf ihnen träumt nach der harten Arbeit unsere Großstadtjugend ihre Paradiese, auf ihnen treibt es gewaltig von trunkenen Schwüren, holden Dummheiten und zarten Liebfosungen, hier reißt die Zukunft. Was die Gaisblattlaube draußen ist auf dem Lande, die verschwiegenen Heckengänge, die Schlupfwinkel des Waldes, die Dünen am Meer, die Heuhaufen und die Getreidemieten, das ist für die Jungen und Starke der Großstadt-Arbeit die Bank, die der Lindenduft und das

Dunkel gnädig beschützt und von den Steinhausen der ringsum ragenden öden Kiefernhäuser scheidet. Die Oberleitungen der Straßenbahn reifen unablässig, Menschen werden überfahren, lärmende Betrunkene rufen Aufmäufe hervor, Schutzleute rücken an, Droschkensperde stürzen, endlos trollen lieblose, langweilige Passanten vorüber — dort auf der Bank im Schatten dunkler Büsche schmiegt sich eng lichter Kattun an dunkles Mannsgewand, dort schwagt es und neckt es und kichert es und küßt es und blüht es voll Sehnsucht, verloren, für sich verschlossen, wie meilenweit entfernt von dem wässren Menschengetriebe, verschwiegener Waldzauber inmitten von toten Kasernen und lärmenden Straßen, und die Linden duften. . . .

Gefegnet seien die Bänke in diesen Nächten, da die Linden blühen! Und daß alle Schwüre lautere Wahrheit seien und die Freude noch dauere, wenn längst der lebende Duft zu ehrbarem und bekömmlichem Lindenblütentee verarbeitet ist!

Es gibt aber Leute, die diese Bänke hassen, sie mit Verleumdungen verfolgen und sie als Bänke der Unsitlichkeit schmähren. Soll man es glauben, daß für manche Lebweisen hölzerne Bänke und Lindenduft bloße Ausgeburten der Hölle und Gaukelspiele menschlicher Sündhaftigkeit sind? Ja die Frage der Unsitlichkeit solchen Bankwesens hat sogar bereits in der Kommunalpolitik nächst Berlin eine Rolle gespielt, und ein Ort, der stolz darauf ist, in gerader Linie von Schilda abzustammen, hat das Problem in einer Weise gelöst, die der Nachwelt bekannt zu werden verdient, um so mehr, als diese Tat bisher gar keine Beachtung und Nachahmung gefunden hat.

Neulich an einem heißen Sonntag wanderte ich mittags durch den Berliner Vorort, in dem es gelungen ist, die Unsitlichkeit des Bankwesens radikal zu beseitigen. Ich spaziere gern an diesem Ort. Er hat so etwas Zukunftsstaatliches an sich, lauter kleine zierliche Häuschen mit wenig Insassen, in hübsch gepflegten Gärten verborgen, aus denen sich jeder Bewohner seine Rosen vom Strauch und seine Kirschchen vom Baum pflücken kann —, das Ganze weitläufig behaglich verstreut, die Straßen wie schattige Laubengänge, kein Rauch, kein Dunst, kein Lärm, keine rasselnden Wagen und quieschenden Straßenbahnen . . . fast zum Ueberfluß sind zwischen die Gärten noch große öffentliche Plätze verstreut, die prächtig gepflegt, mit ernstern weitspannenden Bäumen und lustig und bunt blühendem Strauchwerk geschmückt sind. Hier hatte die löbliche Verwaltung also auch Vorsorge für die wenigen Mitbürger geschaffen, die an diesem Ort behäbiger Fülle nicht im eigenen Garten lustwandeln könnten. Und auf den Bänken, die reichlich dargeboten

waren, saßen an den Sommertagen Mütter und Kinder, rastende Arbeiter, und wenn der Abend kam, die Jugend, die hier mitunter auch Uniform trug.

In dem erwähnten Sonntag nun gelüftete es mich, nach weiter Wanderung auf einem der schönen Plätze meine erhitzte und ermüdete Körperlichkeit ein wenig auszuruhen. Bald erreichte ich den nächsten Platz, aber — äffte mich mein durch die Blut verwirrter Sinn? — keine Bank bot sich dem Suchenden. Hatte ich nicht im Vorjahre hier gefessen? Es mußte wohl eine Täuschung sein. Das wird auf dem anderen Platz gewesen sein. Ich ging zum nächsten — keine Bank —, ich suchte den dritten, vierten, fünften, suchte alle Plätze des Ortes ab, nirgends auch nur der Schatten einer Bank. Erschöpft ließ ich mich schließlich auf einem niedrigen Eisengeländer nieder, der Rasenflächen rahmte, bis sich Schwielen und Striemen zu bilden anfingen. Kein Zweifel! Ich war einem eigentümlichen Wahnsinn verfallen, der Bankblindheit oder dem Bankwahn. Entweder sah ich jetzt die Bänke nicht, obwohl sie da waren, oder ich hatte im Vorjahre mir eingebildet, welche zu sehen, wo in Wirklichkeit keine da waren. Graufend verließ ich den verzauberten Ort.

Am späten Abend desselben Sonntags kehrte ich in der Bahnhofswirtschaft des Ortes ein und da hatte ich das unerwartete Glück, mit einer Autoritätsperson der banklosen Gemeinde zusammenzutreffen. Es war der Nachtwächter, der dem augenblicklichen Befund nach zu schließen die Gepflogenheit hatte, die Nacht, die keines Menschen Freund ist, in dem Wartesaal des Bahnhofs zuzubringen. Den ganzen Nachmittag über hatte mich das Bankrätsel gequält — man begreift, wie erfreut ich war, endlich einen Mann zu finden, der sicherlich über die Verhältnisse und Probleme dieser merkwürdigen Kommune unterrichtet war. Ich bestellte Bier, geriet bald ins Gespräch mit dem Nachtwächter und nach einigen Vorbereitungen stellte ich ihn direkt vor die Frage:

„Sagen Sie mal, gibt's denn hier an all den schönen Plätzen keine Bänke, auf denen man sich ausruhen kann?“

„Woll, schön sind de Plätze — aber Bänke, is nich!“

„Ja, aber warum denn, wozu sind denn die Plätze da?“

„Sitzen kann hier jeder auf sein eigenet Irundstück.“

„Hm! Aber es gibt doch auch Leute, die keinen eigenen Garten haben.“

„Die jiebt's. Ehent deshalb!“

Die Logik meines Gewährsmannes blieb mir dunkel, und ich mußte das Verhör in einer anderen Richtung fortsetzen, nachdem ich die Absicht des Nachtwächters bemerkt hatte, über das „ebent des-

halb“ hinaus keine weiteren Aufklärungen zu geben. Er stand offenbar unter dem Druck des Amtsgeheimnisses.

„Ja, lieber Mann“, fuhr ich also fort, „gab es denn nicht noch im Vorjahr zahlreiche Bänke hier? Es kann doch also nicht Knauserigkeit sein, die die Leitung der Gemeinde veranlaßt, derart mit Sitzgelegenheiten zu sparen.“

„Gewiß, die gab es früher bei uns haufenweise. Im vorchten November haben wir se aber alle nach Berlin verfloppt, vor alt natierlich.“

„Aber das ist doch geradezu verrückt“, warf ich ziemlich erregt dazwischen.“

„Erloben Se mal“, fuhr die Autorität gemächlich fort, „keene Beamtenbeleidigung nich! Det is nich verrückt, det is, sage ic Jhnen, sittlich.“

„Was ist es?“

„Sittlich! Jd meene nämlich, wir haben die Bänke von wejen det Poussieren weggenommen. Uf'n Rathaus hat sich erst 'n Hauptmann un denn 'ne Kommerzienratsjattin über die Niederlichkeit uf'n Bänken beschwert. Denken Sie sich, sogar aus Berlin sind de Mächens hieher jekommen un haben, wenn's schummerich wurde, uf unsre Jemeindebänke jeseßen, un ic sage Jhnen, nich alleene: Na, un mit det Jas is so nich velle los hier, ufpassen konnte ic ooch nich uf allens, un 'n Mitbürger zu befehlen, wegzujehen, wenn er mit'n Mächten uf de Banke poussiert, konnte ic doch ooch nich — na, un da haben wer denn de Bänke weggeschafft. Jetz haben wer ooch Ruhe; denn uf'n Rasen lassen wer se nu nich ruff. Det wird nich jeduldet. Die Sittlichkeit der Jemeinde is de Hauptsache, un werm Sie sich in der Hitze uf 'ne Banke setzen wollen, so fahren Se ebent nach Berlin, da stehn se . . .“

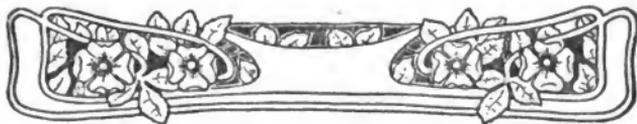
Der Nachtwächter hatte gesprochen. Tief erschüttert stieg ich in den Zug nach Berlin. Erst als ich am Dönhofsplatz — übrigens o hne lichten Kattun — auf einer Bank saß, beruhigte ich mich allmählich über das ebenso geniale wie einfache Mittel, die kommunale Sittlichkeit in der Umgegend von Berlin zu heben.

Bis zum nächsten Jahre, vermute ich, wird diese sittliche Gemeinde auch all die zahlreichen, gefährlich unsittlichen Eindenbäume fällen, deren Duft heuer noch die Jugend zur Sünde lockt.

Juni 1901







Herbst.

Der Hauch der Weinbeere schimmert über der Welt. Eine göttliche Fensterputzergesellschaft hat alle Scheiben blank gewischt, und über der grellen Sonne sind mildernd feine Silberschleier gebreitet, ganz zarte, blasse, still lächelnde, die lauer, feuchter Wind sacht heben läßt. Die Stimmen der Menschen klingen reiner, und selbst die Hähne krähen aus melodischeren Kehlen. Ein verhaltenes, aus innigen Tiefen drängendes Jauchzen fliegt durch die Welt und löst wieder die fast schon zusammengepackten, eingekampfterten Lungen der verdrossen Atnenden.

In den Gärten tollten die Blumen. Einmal noch vor dem Ende! Sie tanzten auf Gräbern, ihre weichen Blütenblätter glühen im Sieberrausch. O, wie überquellend reich ist der Tag, der der letzte ist! Georginen, Astern und Chrysantemen wirbeln feuerfarben. An den spröden Nestern klammern sich schmeichelnd, in tiefem Rot und leuchtendem Braun, die Blätter, deren Adern immer voller hervortreten in den zerfallenden Geweben, wie die blauen Bäche des Lebens auf müden Greisenhänden. Der Tod naht — es raufche das Leben! Dort unten häufen sich bereits die Massengräber des gefallen Laubes, und jeder Windhauch rollt es raschelnd über die Straße, gleich einer willenlosen toten Herde von Tiergespenstern, die ein Geisterhund umkreisend treibt. Natur hält Standrecht und ihre Geschöpfe schwelgen in dem letzten Augenblick des revolutionären Gestaltens.

Die Kinder haben die letzten Kastanien von den Bäumen heruntergeholt. In den Körbchen und Kistchen daheim beginnen die leuchtenden braunen Schalen bereits trüb zu verwittern und der prächtige Halschmuck der aufgereihten Früchte wird schrumpelig und gartig, bald liegt das köstliche Spielzeug, um dessen Gewinn die kleinen Konkurrenten grimmig haderten und sich schier die Hälse brachen, im Feuer des Herdes. Draußen aber im königlichen Park von Sorgenlos, den man Sans souci heißt, liegen die Kastanien

noch eng gesät am Boden, niemand sucht sie auf in der weiten Einsamkeit. Es ist das einzig Gute an der Monarchie — ich bitte mich nicht aus der Partei ausschließen zu wollen —, daß sie einst diese Parks schuf. Nirgends raufchen die von niemandem zu verbietenden Märchenbrunnen des Herbstes üppiger wie in den Hofgärten um Potsdam. Auf den Terrassen brennen in gleicher Farbe die letzten Blumen. Die Obstbäumchen in den Käbeln tragen gewaltige Äpfel und Birnen edelster Art; ihr strotzender Saft scheint den zarten Schmelz der feinen Haut sprengen zu wollen. Und kennt Ihr die Villa des Glaukus, um die jetzt Böcklins Capri-Farben lodern? Wenn ich nicht am „Vorwärts“ wäre, möchte ich wohl Hofgärtner sein und in der Villa des Glaukus hausen. Ueberall lugen die nackten Kokodomännlein und Weiblein hervor, recht dämlich-schelmisch die süßen Damen und weichlich die mythologischen Herren, aber der Zauber der Sorglosigkeit einer Welt, die am Abgrunde verliebte Schäferpiele trieb, sichert noch unter den schwarzen Pockennarben hervor, die tausende von herbstlichen Regensürmen dem lästern buhlenden Marmor gruben. Und wäre ich verpflichtet, als Schlossgärtner in der Villa des Glaukus an die Leichenfelder der Friedericianischen Kriege zu denken, an den Hunger und die Wunden der zertretenen Untertanen, aus denen all dieser Glanz wuchs? Brauchte ich in der Villa des Glaukus das Weltgericht der großen Revolution zu schauen, in der das tanzende, schleckende, küßende, zierliche, grausame, tändelnde, streichelnde, blutsaugerische, verwüstende Kokoko erschreckt untertauchte, ohne doch für immer zu versinken? . . . In den Wundern des Herbstes, in seinem Feuerzauber glimmen die Scheiterhaufen für das Verwehungsreife. Im Herbst vollzieht sich die reinigende Wiedergeburt, und es ist Opferblut, das die welkenden Blätter rötet . . .

Des Abends steigen die Nebel hernieder und weben junger Liebe heimliche Verstecke. Im Nebelheim der Herbstnächte läßt sich wohl Liebe haschen. Man träumt nicht mehr auf Bänken und noch nicht in engen Stuben. Die Liebe wandert jetzt, ungesehen in der Tarnkappe des Nebels, und wo er ganz dicht und geheimnisvoll wird, da bleibt man wohl stehen und die Herzen halten, aneinander lehrend, klopfsend selige Zwiesprach. „Wie feucht Dein Bart ist!“ „Das ist der Herbstnebel.“ In den dümmsten Worten zittert eine andächtige Unendlichkeit von Tiefsinn, wenn in dem Herbstnebel sich Liebe hascht. Ich kann nur jeder unberührten, sehnsüchtigen Seele zwischen 17 und 22 Jahren empfehlen, sich diese Herbstzeit auszuwählen, wenn heimliche Liebe, von der niemand nichts wissen soll, zum ehern schmiedenden Schicksal zu wachsen begehrt. Laßt's Euch von einem

Erfahrenen raten. Der Herbst ist ja ohnehin das Jahr- und Wahrzeichen der — Vergänglichkeit.

Freilich, in Berlin vermag selbst der Nebel nicht mehr die Indiscretionen der unheimlich fortschreitenden Beleuchtungstechnik zu sämftigen. Seitdem vollends die scheußliche Seuche des neuen gelben rucklosen Kneipenlichtes, das Strychnin und Cyankali leuchtet, in den Straßen um sich greift, gibt es hier keinen Abend und keine Nacht und kein Dunkel mehr, und der dichteste Herbstnebel vermag dawider gar nichts. Darum kann hier nur jene mit allem Raffinement des industriellen Aufschwunges ausgestattete Funktion gedeihen, von der der seelenvolle, wenn auch ein wenig heifere Sänger der Leipzigerstraße schwärmt:

Ach Irma, Irma, Irma,
Dich liebt die ganze Firma.

Weder Irma noch die Firma bedürfen zur Betätigung ihres Gemütslebens der Heimlichkeit und Einsamkeit schaffenden Herbstnebel. Das neue gelbe Strychninlicht gibt ein besseres Mittel für ihre Zärtlichkeit, und das Zentrum der von zehn Straßenbahnlinien durchquerten Kreuzungsstelle am Dönhofsplatz genügt völlig als lauschiger Ort ihres Stelldicheins. Seitdem Irma à la Schlange geschnürt ist und ein künstliches Knochengerüst als Skelettfortsatz trägt, findet sie trotz ihres verkehrstörenden Haarwuchses auch in dem engsten Weichenwinkel der Straßenbahn genügend Raum zur Ausstrahlung ihrer Huld. Die glückliche Firma!

Aber ich beneide die ganze Firma nicht. Ich bin ein altmodischer Herr. Erst wenn ich die Banneile der Stadt hinter mir habe und dort wandere, wo man so herrlich früh die Laternen löscht, und wenn ich dann in der erhabenen Ruhe der rauchfreien Herbstnebel zweiteilige Menschenschatten huschen und weilen sehe, dann neide ich ein wenig die Jugend, die sich ihre Luftschlöffer in die graue schimmernde Nacht baut und die beseligt zittert bei den Worten des Tieffinns: „Wie feucht Dein Bart ist!“ — „Das ist der Herbstnebel!“ Ach, Irma, Du kennst nicht die Märchenblüten des Herbstes, und die gerichtlich eingetragene Firma noch weniger! Ich aber stecke mir daheim das Licht an und schaue in des Hofrats Kürschner dunkelgrünem Kalender nach, wann ich geboren bin. Mengßlich rechne ich an den Fingern die Jahre. Das Ergebnis schmerzt. Wach liege ich im Bette und vor mir gleiten im Nebel die zweiteiligen Menschenschatten. War es nicht erst gestern, als ich noch zwanzig Jahre war? Schon Herbst? . . .

Am nächsten Morgen hängen die Wolken schwer herab. Es regnet, als ob es seit Jahrhunderten nichts anderes auf Erden ge-

geben hätte, als diesen gleichmäßigen Tropfenfall. Das fällt so geläufig, so virtuos, so böseartig selbstbewußt, so höhnisch endlos. Alle Farben sind jäh gestorben. Der Herbstzauber war eitel Spuß und Gaukelei. Schlaf kleben die rostigen Blätter an den Bäumen. Es riecht nach Moder. In den Zeitungen liest man von untergegangenen Schiffen und Selbstmördern. Der Ofen hat sich in ein hungriges Ungeheuer verwandelt. Man denkt an den Kohlenwucher, an die durchlöchernten Stiefelsohlen, den fehlenden Mantel, an Kälte, Hunger, Arbeitslosigkeit und Asyl für Obdachlose.

Ist's wirklich mit dem jungen Ungeßüm vorüber? Liebt ich nicht sonst auch diese herbstlichen Regentage, die jetzt mir sonder Trost scheinen? Lief ich nicht ohne Schirm hinaus in den Tiergarten und ließ mich dort erfrischend durchnässen? Lockte es mich nicht allemal, mich in den damals noch vorhandenen Graben an der Charlottenburger Chaussee, der bis an den Rand mit wellen, feuchten Blättern gefüllt war, hinein zu werfen und all die stürmende Blut zu kühlen? Hinaus in den Tiergarten!

Die armen, marmornen Askanier, Bayern, Luxemburger und Hohenzollern! Zu trauriger Unsterblichkeit verurteilt, müssen sie in Reih und Glied erstarrt den Regen an dem weißen Leib heruntergleiten lassen. Nicht einmal die heroische Beinstellung dürfen sie ändern. Sie klappern in ihren Rüstungen und mit ihren Orden. Ihre Augen triefen. Die Arme martert das Zipperlein. Nur Otto der Faule, der Genialste der Potentaten, bleibt sich in seinem schläfrigen Lächeln gleich, ihm kann auch der Regen nichts anhaben; er ist zu träg, um sich zu unangenehmen Empfindungen zu entschließen. Er trauert nicht einmal um den verschwundenen Tiergarten.

In der Tat — wo ist der Tiergarten geblieben? Nichts mehr von dem einstigen Wald, in dem der Herbst ein wildes Chaos schuf, in dem man so schön umherlaufen konnte, wenn es galt, der Trübsal oder dem Glück Befreiung zu schaffen. Nur Straßen noch und Wege, deren zivilisierte Zugänglichkeit durch ein paar verstreute Bäume behindert wird. Nirgends ein Dickicht, eine umschirmte Stelle. Durch die Zahnlücken pfeift der Wind. . . .

Ein uralter Mann begegnet mir. Gramvoll sieht er aus, erschöpft, wie nach langem, vergeblichen Suchen. Traurig geht er auf mich zu, und indem er den Schlapphut lüftet, aus dessen Randgräben Sturzbäche hervorbrechen, fragt er mich mit verzweifelter Stimme: „Entschuldigen Sie, mein Herr, können Sie mir sagen, wo hier der nächste Baum steht?“ —

Oktober 1901



Prag.

Sine Stunde bevor der Zug in Prag einlaufen sollte, mußte nach den Vorschriften des Kalenders die Sonne aufgehen. Aber der Morgen weigerte sich aufzuwachen, der blieb verschlafen unter der grauen Decke liegen, räkelte sich und gähnte: Frau Zeit muß am letzten Abend böß gebummelt haben, daß sie durchaus nicht aus den phantastischen Nebeln des Dämmerns heraus wollte.

So sah ich Prag nur recht teilweise. Die gewaltige Masse des Hradschin am anderen Ufer der Moldau, die das künstlich gestaute Wasser zu einem gewaltig wirkenden Strom umschafft, erschien nur um die Mittagszeit entschleiert, als es der Sonne mit vieler Mühe gelang, einen runden, bleichen Goldteller in das einförmige Grau der Wolken zu brennen.

Aber was tut's? Wenn ich einsam reise, still für mich wandere, beginnt mir die Welt neu zu leben. Jedes Menschenantlitz erzählt mir seine tiefen Geschichten, seine schweren Schicksale und befreiten Seligkeiten. Jede Gasse plaudert mir die wunderbarsten Begebnisse, und jedes Haus erzählt die tollsten Romane.

Soll man es glauben? Selbst der österreichische Offizier in Zivil, der mit mir von Berlin aus zusammen fuhr, erweckte mein Interesse. Als er von seinem jungen Weibe, das in Berlin zurückblieb, Abschied nahm, erbebte die Halle des Anhalter Bahnhofes unter dem Sturm seiner Gefühle. Nicht anders, als wenn es in eine Schlacht ginge! Und die Frau lächelt traurig und scheu mit den dunklen Augen und ruft ihm leise zu: „Leb' wohl, Liebbling!“ Einen Offizier,

Es ist nicht leicht, sich in Prag zurecht zu finden, wenn man in Berlin auf der Schule nicht tschechisch gelernt hat. Die Stadt ist in den letzten beiden Jahrzehnten völlig tschechisch geworden. Eine aufwärts strebende und steigende Nation übt hier ihr Herrenrecht aus. Alle Straßenschilder sind ausschließlich tschechisch, die Plakatafeln tschechisch, die Schilder der Straßenbahnen tschechisch, die Geschäftsfirmen tschechisch. Auf den Gassen hört man nur tschechisch. Es gibt in Prag jetzt weniger deutsche Geschäftsbezeichnungen als in Berlin russische. Nur die vornehmsten Hotels tragen deutsche Namen. Wären die Schaufenster nicht, die verraten, was in den Eäden zu verkaufen, kein unböhmischer Mensch wüßte, wo er seine Einkäufe zu machen hat. Dabei hat das tschechische Idiom die Eigentümlichkeit, daß die in ihm getauften Straßennamen immer das Gegenteil von dem wirklich bedeuten, was man in ihnen vermutet. Wenn man sich in einem deutschen Führer orientiert, so ist es unmöglich jemals zu wissen, in welcher Straße man sich eigentlich befindet. Man will beispielsweise zu der berühmten Straße „Am Graben“. An der Ecke buchstabierst Du unter großen Anstrengungen: „Na prikopá“. Wer kommt auf die kühne Vermutung, daß das gleichbedeutend mit „Am Graben“ ist? Unsere trefflichen Prager Parteigenossen freilich, die in der Wirrnis des Nationalitätenstreits das allein schöpferisch gestaltende Programm der Sozialdemokratie flug, opferwillig und unermüdet durchzusetzen bemüht sind, haben auch auf diesem Gebiet den Weg der internationalen Verständigung eingeschlagen: unser Partei-Organ haust in der Myslikova ulice. Es ist nicht schwer, in diesem Namen die deutsche Mystik-Gasse zu entdecken. Sonst aber ist eine zweistündige Wanderung in Prag wie eine Vorbereitung zu einem Examen in philologischer Interpretation.

* * *

Prag ist die Stadt der architektonischen Sagen und Märchen. Die Menschen sind nicht viel anders als in großen industriereichen Orten sonst. Die bunten Kopftücher der vom Lande kommenden Frauen sind die letzten Reste einer Volkstracht. Die Schutzleute tragen an den steifen Filzmützen flotte, dunkelgrün schillernde Federn, und vor dem Rathaus — es sind gerade Stadtverordnetenwahlen — stolzieren in riesenhohen Pelzmützen mit langen, blitzblanken, silberglänzenden Gewehren zwei Bürgergardisten, denen das Ehrenamt zuteil geworden, die Wahlfreiheit symbolisch zu schützen. Im übrigen entdeckte ich keine besonderen Kennzeichen in der Einwohnerschaft.

Aber in den Gebäuden der Stadt wird die Geschichte wunderbar lebendig. Die zahllosen Kirchen künden stolz die ungebrochene

Herrschaft der katholischen Weltmacht. Durch die Spitzbogen der Tortürme schaut man in winklich verschörkelte Gassen. Hinter den mächtigen Haustüren öffnen dunkle Flurgewölbe den Blick in geheimnisvolle Höfe und Gänge. Doch über dem alten grauen Prag spinnen sich bereits die Leitungsdrähte der elektrischen Bahn als Träger der modernen Zeit. Bald werden auch hier nur noch die Staats- und Prunkbauten von der Vergangenheit erzählen, die Heimstätten der Menschen aber wandern ins Gerade und Rechte, wenn Prag auch niemals die immer frischgestrichene Stadt von 20 Jahren werden wird, wie es das heutige Berlin ist.

Schon lichtet sich das alte Judenviertel. In das dumpfe, erstickende Gemäuer wehen befreiend zugleich und zerstörend die Forderungen der Hygiene und der — Begierden der Grundstücksspekulanten. Auch das Prager Ghetto ist dem Abbruch verfallen, wie das in Frankfurt a. M. bereits verschwunden ist. Indessen ein krauses Nest eng verschlungener Judengassen existiert heute noch. Und wie vor Jahrhunderten sitzen und stehen vor den schwarzen, übel riechenden Gräften der Trödeläden die armseligen Söhne und Töchter Israels — erinnernd an die Zeit grenzenlosen Elends. Ihre Gesichter haben nichts von dem Reiz der Schönheit und der Jugend. Der Geist der traurigen Waren, mit denen sie handeln, hat sich in ihren Mienen eingegraben. Es sind alte modrige Kleider in dunklen Kerkern, „getragene Sachen“, die zufällig Mensch werden. Dennoch kniee ich erschauend vor Eurer Häßlichkeit — Märtyrer der Jahrhunderte!

Und diese Welt dumpfer, öder, verkümmerter Tage und niedrig quälender Sorge endigt in einem Garten voll seltsamer Weihe. voll erhabenem Ernst und fast lieblicher Schönheit: der alte Friedhof, in dem die Prager Juden bis ins 18. Jahrhundert hinein des ächtenden, gelben Zeichens ledig wurden.

Zu tausenden ragen hier die verwitterten grauen Grabsteine hervor, schief, gesunken, dicht nebeneinander, eine Anzahl immer wie aus einer gemeinsamen Wurzel auseinanderstrebend aufwuchernd. Es wurden immer fünf Tote übereinander gegraben; darum drängten sich die Male. Auf den Steinen sind Tierbilder eingemeißelt, Namen kündend: Wölfe und Hirsche, ein Karpfen zeigt an, daß ein Karpeles in der Erde ruht. Zwischen den Hügeln und Steinen des Todes aber wachsen üppig die noch grünen Hollunderbüsche. Ein alter Mann sitzt zwischen zwei Steinen, in seinem Schoß ein Drahtgeflecht, auf dem er die schwarzen Hollundertrauben lieft. Warum soll man auch nicht nährendes Mus kochen aus den Früchten, die der

Menschen dänger vieler Jahrhunderte reifen ließ. Man darf nichts umkommen lassen — außer die Menschen.

* * *

Die Weltanschauung, die Prag beherrscht und die da betet zu dem allmächtigen, allgnädigen und allgegenwärtigen Gott Trinkgeld, sorgt dafür, daß ich mich nicht zu tief in die bannende Mystik des alten Judenfriedhofs vergrabe, obwohl ich an diesem trüben Herbsttag nur der einzige Gast bin. Die Toten werden nur gegen Entree gezeigt, und ein lästiger Fremdenführer heßt mich in wenigen Minuten durch die „Sehenswürdigkeiten“ des Totengartens. „Deutsch oder böhmisch?“ so beginnt der Kerl rätselhaft die Unterhaltung. Erst nach einigen Mißverständnissen begreife ich, daß er mir die Wahl der Umgangssprache freistellt. Und nun leiert er mir deutsch, was zu wissen ich niemals begehrt. Ich Tor, warum verlangte ich nicht die böhmische Erklärung! Dann hätte der Mann schwachen können und ich wäre durch seine Wissenschaft nicht gestört worden, die zudem längst entlarvten Schwindel mir aufreden wollte, wie etwa der Leichenstein aus dem 6. Jahrhundert, der doch nur einem Lesefehler seine Existenz verdankt und in Wahrheit dem 16. Jahrhundert angehört.

Mein Fremdenführer hat in seinem Vortrag eine fatale Tendenz. All die zahllosen armen Juden übergeht er schweigend. Aber auf „die Großen von unseren Leuten“ weist er stolz hin, die es auch in der Ghettozeit schon zu Ehren und Würden gebracht. Da ist ein kaiserlicher Rat, der zu dem Hof irgend eines Habsburgers gehörte, da ein Kriegsmann, der Prag gegen die Schweden verteidigte, selbst eine geadelte Jüdin ist vorhanden, denn der Frau Hendele Schmieles Gemahl ward von Ferdinand II. Anno 1622 zu einem von Treuenberg erhoben. Vermutlich gehören die heutigen Nachkommen der braven Hendele Schmieles zum hochkatholischen antisemitischen Feudaladel.

Vor allem aber ist da der Grabstein eines gelehrten Rabbi, um den seine 33 Lieblingsschüler gelagert liegen. Dieser Rabbi war ein Freund des großen Tycho de Brahe, der den Himmel eroberte. Des Rabbis Totenmal ist mit vielen kleinen Steinen übersät, die Zeichen der Verehrung; denn es ist eine orientalische Sitte, daß jeder, der an das Grab eines bedeutenden Mannes tritt, ein Steinchen auf das Mal legt. Eine tief sinnige Huldigung. . . Der Ruhesteinigt!

November 1901



Episoden von der Vorortbahn.

Eisenbahnlektüre. Am schönsten fährt's sich morgens zwischen 7 und 8 Uhr nach Berlin. Der Morgen selbst zieht dann in die Stadt. Das junge Geschäftsfräulein, das aus dem Vorort in die Warenhäuser eilt, beherrscht die Situation. Alle Bänke voll von ausgechlafener Jugend. Die Freundinnen feiern wortreiches Wiedersehen. Der Tag blüht noch rein und frisch, nichts von der welken Abspannung der Erwerbsmühsal. Es sind noch die lustigen Bräute der Arbeit, die ins Land des Unberührten, Ahnungsvollen, Sehnsüchtigen schweifen, nicht die verkrüppelten Ehefrauen der Arbeit, die zermürbt wurden im Joch. Auch das „Geschäft“ scheint ein verlockendes Paradies, wenn man am Morgen zu ihm strebt, schimmernd von rosigem Tau der nächtlichen Ruhe.

Diese Morgenmädels sind alle hübsch, auch wenn sie schief sind und eine dicke Nase haben. Jedes hat auf dem Schoß, in Papier eingewickelt und sorgsam verschnürt, sein Frühstück; es ist ja das Schicksal des weiblichen Menschengeschlechts, daß seine Kleider nimmer auffindbare Taschen haben, kaum daß es für die Abonnementskarte in einer Rockfalte Unterschlupf findet. Alles sonstige Gepäck wird neben, über, unter irgendwie hingelegt, als wär's kein Stück von ihr. In der Hand aber hat jedes ehrliche Morgenmädchen ein Buch, einen Roman, ein Theaterstück, und die Zarteste der Garten wohl ein Bändchen Gedichte.

Außer den beiden Freundinnen, die über irgend einen Hugo allerlei merkwürdige Betrachtungen austauschen, sind die Morgenmädels tief und stumm in die Lektüre gebannt. Mein Gegenüber

liest einen Roman. Ich beneide den Verfasser, daß er eine so andächtige Leserin gefunden hat. Obwohl vor leidenschaftlicher Spannung ihr Gesicht glüht, verweilt sie doch anscheinend mit hingebender Geduld auf jedem Buchstaben. Denn bisher hat sie noch nicht ein einziges Mal umgeblättert, und ich beobachte sie doch schon zehn Minuten.

Der Zug fährt über eine Kurve. Es gibt eine kleine Erschütterung, und der gänzlich versunkenen Romanleserin gleitet das Buch aus den Händen auf den Boden. Hastig bückt sie sich. Den Roman hat sie glücklich erwischt. Aber im Fall ist dem Bande ein Blatt zierlichen Papiers entflattert: ein Brief. Dem jungen Mann neben dem Morgenmädel ist der Brief zwischen die Füße geraten, er holt ihn hervor, und indem er einen flüchtigen neugierigen Blick auf die erste Seite wirft, überreicht er ihn der Adressatin mit der schmachtend spottenden Anrede: „Süße Mizzi!“

Das Morgenmädel schaut hilfsehend nach der Notbremse! . . .



Augen-Überfall. In den ersten Nachmittagsstunden sieht man die Geschäftsfrauleins wieder. Sie haben zu Hause gegessen und kehren nun in den Dienst zurück. Eine leichte Schläfrigkeit hält die Seelchen. Mit geschlossenen Augen lehnen sie sich rückwärts.

Das ist die Zeit, wo ich nach Herzenslust in Menschenköpfen lesen kann. Es ist eine der schlimmsten Dummheiten, daß eine Klösterliche Anstandsregel künstliche Blindheit gebietet. Wie fromme Sekten sich zu ewigem Schweigen kasteiend verurteilen, so fordert die Schicklichkeit, daß der Mensch nicht den Menschen recht herzhast ansehen darf, namentlich nicht, wenn der eine Mensch ein Mann, der andere ein Weib ist. „Sizieren“ gilt als frech und beleidigend, und hat nun jemand gar das Unglück, wie ich, ein alter kahler Ekel zu sein, so macht er sich eines nichtswürdigen und zugleich lächerlichen Verbrechens schuldig, wenn er ein Wesen, das weder alt noch kahl und auch kein Ekel ist, ernst und gewissenhaft betrachtet. Warum verurteilt man uns zu so törichter Selbstblendung? Ist es nicht viel schöner und interessanter, in fremden Gesichtern zu forschen als mit den geistreichsten Bekannten tiefsinnige Gespräche zu führen? In der Anschauung des Unbekannten wird die Phantasie schrankenlos und fruchtbar. Was für ästhetische Offenbarungen enthüllen diese Mienen, die aus der Flut des Lebens zum erstenmale auftauchen, um flüchtig wieder zu verschwinden! Welche Wunder und Märchen lassen sich in diese fremden Lippen und neuen Stirnen

hineinträumen. Im Vorübergehen wird der stärkste Reiz geweckt, und in der huschenden Berührung des Fremden flammt das Glück auf. Das unbekannte X wird zum Quell unendlicher, geheimnisvoller Deutungen. Im Reich des Bekannten aber langweilt uns immer dieselbe bekannte dürre Eins, dieselbe krumme Drei und dieselbe dicke Neun.

Und da raubt man uns durch ein bödes Gesetz des guten Cons den höchsten Genuß, durch die Begnadung des Fremden, Menschen zu entdecken, Schönheiten zu enträtseln, bunte Abenteuer, gigantische Schicksale und fühne Leidenschaften hinter Mädchenstirnen zu suchen, deren Inhaber sich bei näherer Bekanntschaft vermutlich als Geschöpfe entlarven, die nicht nur baumwollene Socken verkaufen, sondern auch als Seelen tragen. Wahrlich, das wäre weit gescheiter, wenn man uns verbieten würde, unsere lieben Vertrauten anstarrend zu belästigen, da hingegen das Recht der weder Verwandten noch Verschwägerten noch irgend wie Bekannten unumschränkt ließe, sich nach Herzenslust zu beschauen.

Aber wenn sie ihren Nachmittagschlaf im Eisenbahn-Coups abhalten, dann benutze ich die Gelegenheit und veranstalte Forschungsreisen. Ich setze mich etwas schräg in die Ecke und lese in meinem Gegenüber. Da der junge Mann neben mir teilnahmslos hinter einer Zeitung vergraben ist, habe ich keine Konkurrenz zu befürchten und keine Entdeckung: Ein feines, frisches Köpfcchen, dunkles Haar über einer launenhaften Stirn. Gewiß ein ledes Fräulein, hinter dessen geschlossenen Lidern wilde, unruhige Augen glimmen. Der etwas geöffnete Mund scheint nach allerlei Seltenem, Aufregendem, Unerhörtem zu schnuppern. Dabei schläft sie ganz fest, nichts mehr von der Verstellung des Wachens, der Schlummer stellt ihr Innerstes wahr und rein zur Schau. Merkwürdig ist nur, daß sie ihr Gesicht starr meinem Nachbar zuwendet, als ob es selbst im Schlafe fühlte, daß da ein fröhlicher, derber und frischer Bursche sitze. Plötzlich aber sehe ich, wie das Geschöpf blitzschnell die Augen öffnet und hinter die Zeitung des jungen Mannes lugt, gerade in dem Augenblick, da er seinerseits über das Blatt hinweg einen Ausfall auf das holde Gegenüber wagt.

Die Blicke prallen überrascht aneinander und erschrecken. Im Nu versinkt das Mädchen wieder in ihren tiefen Schlaf und der junge Mann in seine Zeitung.

Sein Leibblatt. Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags lieben es die behäbigen Bürgerinnen der Vororte den Zug zu benutzen, um in Berlin „Besorgungen“ zu machen.

Zwei einander bekannte junge Frauen haben sich im Coupé getroffen. Jede hat die Absicht, den „Kokal-Anzeiger“ zu studieren, als sie sich aber sahen, legten sie das Blatt beiseite und plauderten: über die Dienstmädchen zuerst, dann über die Schneiderin, endlich über die Kinder. Beide sind elegant angezogen, die eine ist hager und schon ein wenig verwittert, die andere eine üppige Blondine mit einem runden glatten Gesicht, in dem kein Fältchen ist, die kleinen Schönheitsfehler der Haut mit einem Puderhauch zart verdeckt — die ganze Erscheinung sehr appetitlich.

Auf der nächsten Station zwingt sich ein breitrückiger Kolof ins Coupé. Kaum gelingt es ihm, das Trittbrett zu erklimmen und in die Türöffnung hineinzufinden. Auf dem letzten vorhandenen Platz, mitten zwischen den stattlichen Bürgerfrauen, fällt er nieder. Er hat ein graues fahles Gesicht, seine Augen flackern irr. Das ganze Coupé wird von Schnapsgeruch erfüllt. Der Mann macht den Eindruck eines herabgekommenen kleinen Handwerkers, vielleicht eines Schusters, der die Gewohnheit angenommen hat, den Frähschoppen zu verlängern. Er schüttelt unaufhörlich den Kopf, knurrt mißbilligend, ihm gefällt offenbar vieles in der Einrichtung der Welt nicht. Dabei sucht er durch galante Bewegungen die ängstlich zur Seite gewichene Blondine zu beruhigen; verständlich kann er sich zwar nicht machen, aber seine gute Absicht ist, der Dame zu bedeuten, daß sie sich nicht zu fürchten brauche und ruhig neben ihm sitzen bleiben könne.

Ein verlegenes Schweigen hat die Mitreisenden befallen. Es liegt eine Katastrophe in der Luft. Die Blondine umhüllt ihre Nase mit einem seidenen Taschentuch, blickt aber scheu, ob diese Demonstration nicht etwa den Mann beleidige oder aufrege.

Der Zug hält. Ein Herr mit goldenem Zwicker stürzt, während sich der Zug bereits in Bewegung setzt, eilig herein. Er unterläßt es, den Türhebel nach oben zu drehen, und setzt sich neben den Betrunkenen hin, obwohl die Bank bereits voll besetzt ist.

Der Alkohol verschärft, wie man weiß, das Rechtsgefühl. Der Betrunkene hatte längst auf einen Anlaß gewartet, dieses gesteigerte Rechtsgefühl zu betätigen. Jetzt war die Gelegenheit gekommen.

„Tür zu!“ brüllt er.

Der Herr, einer von den Neudeutsch-Schneidigen, bei denen man immer das Gefühl hat, als ob sie nach Afrika gehören und dort mit der Nilpferdpeitsche weltpolitisch tätig sind, blickt empört auf und rührt sich nicht. Schon wegen des holden, aufmerksam zuschauenden Damenflors darf er nicht zugeben, daß der Betrunkene recht hat.

„Für zu!“ brüllt der Mann noch einmal, dann entschließt er sich, als der Vernünftigere nachzugeben, und bringt selbst nach einigen vergeblich tastenden Griffen den Hebel in die rechte Lage. Aber sein Rechtsgefühl fordert weitere Betätigung. Er schubst mit den Ellbogen den Herrn mit dem goldenen Zwicker und sucht ihn von der Bank zu drängen:

„Hier ist kein Platz mehr, hier sitzen schon vier. — Ich habe auch mein Billett bezahlt und brauche mich nicht drücken zu lassen. 's ist alles voll.“

Wieder hat der Mann recht. Der Schneidige aber weiß, was er seiner Ehre schuldig ist und ruft: „Aeh, machen Sie sich mal nicht maufig, sonst lasse ich Sie hinausbefördern.“

Dieses Uebermaß der Ungerechtigkeit steigert die Erregung des Betrunknen, eine Flut von undeutlichen Lauten strömt aus seinem Munde und schließlich sammeln sich seine wirt übereinander purzelnden Gefühle in den Satz: „Wissen Sie was, Sie, ich werde mich beschweren, ich bring die Sache in'n — „Lokal-Anzeiger“. Damit versinkt er erschöpft in dumpfes schweigendes Brüten. Auf der nächsten Station steigt er schwerfällig aus.

Die Zurückgebliebenen atmen auf. Der Bann ist gewichen. Sie sind plötzlich alle mit einander vertraut geworden. Das gemeinsame Erlebnis hat sie genähert. Sie tauschen lebhaft ihre Empfindungen.

Die Hagere meint vornehm lässig: „Ich sag es immer, man muß zweiter Klasse fahren. Wenn ich nun allein mit dem Kerl gewesen wäre!“

Eine andere Dame erzählt einen Vorfall, wo sie einmal von Zehlendorf bis Friedenau allein mit einem Wahnsinnigen gefahren sei, der mit einem Taschenmesser eine Apfelsine geschält habe. Es war schrecklich!

Ein altes Mütterchen bemerkt mitleidig: „Mir tut nur die arme Frau von dem leid.“

Die Blondine aber sieht sehr böse aus und ruft entrüstet: „Das aller schlimmste aber war doch, daß der Mensch sich beim „Lokal-Anzeiger“ beschweren will. Der und „Lokal-Anzeiger“! Der gehört doch in den — „Vorwärts“!“

Juni 1902





Kursbuchreisen.

Die rastlose Technik arbeitet daran, elektrische Züge zu schaffen, die 150, 180, 200 Kilometer in der Stunde rasen. In schwimmenden Palästen wird der Ozean eilend durchmessen. Fahrräder lassen die längste Chaussee in einen Punkt zusammenschrumpfen. Die automobilen Höhlenmaschine, der Hai der Landstraßen, vermag in einer Stunde 50 Kilometer, 20 Menschen, 40 Hühner, 30 Gänse und 10 Schweine zu verschlingen. Ueber die Alpen fliegt der Luftballon, den Tausende von Erfindern lenkbar zu gestalten sinnen. Durch Granit und Basalt bohren sich fühne Tunnel, über tief eingeschnittene Flußtäler spannen sich gewaltige Brücken in fast zierlichem Eisensiligran. Zeit und Raum selbst scheinen sich in Verkehrsmittel zu materialisieren, und der schwerfällige Mensch gewinnt schier die Flügel des elektrischen Funkens, des Sonnenstrahls und des Schalls. Die Geseze aber gewähren den Staatsbürgern das Recht der freizügigkeit: mögen sie sausen, wohin sie wollen, bitte, nur einzusteigen! Die Menschen aller Länder sind Nachbarn geworden und die Erde ward zum Dorf, in dem man über die Wendekreise spaziert wie über eine Wiese. Die Hero, die am Südpol nach ihrem Aeander am Nordpol schmachtet, sie können sich täglich telegraphische Liebesbriefe spenden und binnen ein paar Tagen werden sie am Aequator sich in den Armen liegen.

So sieht die Welt des Verkehrs in der Idee, in der Möglichkeit aus. In der Wirklichkeit aber ist der Mensch noch immer an die Scholle gefesselt. Er wird in einer Gefängniszelle geboren, sieht immer dasselbe kleine Stück Himmel durch das enge Gitterloch und stirbt an der Stätte der Geburt. Die Erde und ihre Menschen

bleiben ihm fremd wie der Sirius und der Jupiter. Kaum weiß er, wie es eine Stunde weiter aussieht. Es gibt zahllose Großstädter, die Tag für Tag immer die gleiche Straße entlang gehen oder fahren und die außerhalb ihres Winkels nicht Bescheid wissen. Ein paar Meilen bereits von Berlin kann man in märkischen Dörfern erwachsene Leute finden, die niemals in der Hauptstadt gewesen und für die der Begriff Berlin ebenso dämmerhaft ist wie der von Peking oder Timbuktu. Denn stärker als Dampf und Elektrizität, undurchdringlicher als Stahl und Eisen, mächtiger als Wogen und Gase, gebieterischer als alle Sehnsucht der Menschen, frei über die Erde zu schweifen, Länder und Völker kennen zu lernen, ist das Gold, das seine Opfer an die Erde kettet und gebeugt im Joche gehen heißt — im engen kahlen Geviert eines Gefängnishofes, im steten gleichen Trott. Nur die Beherrscher des Goldes, die über und auf den Massen gebieten, und die Zigeuner, die unterhalb der Kultur vagabondieren, dürfen die Freizügigkeit nützen. Auch Sklaventransporte der Arbeit werden von Zeit zu Zeit vom Osten nach dem Westen und zurück geschafft. Alle anderen sind unbeweglich, sie grasen auf dem Stück Boden, in das sie ein Ohngefähr gepflanzt, und sie haben nur die Bewegungsfreiheit einer Ziege, die an einen Pfahl gebunden ist, und die sich schon frei dünkt, wenn sie nur ein wenig hüpfen kann. Sie geraten in ein Leben, auf eine Erde, die sie nicht kennen, und sie verlassen dieses Leben und diese Erde, ohne daß sie ihnen vertraut ward. Die Erfindungen des Menschengesistes, der die Schwere aufhob, Raum und Zeit überwand, sind für sie umsonst erfunden worden.

Freilich in den Tagen, da die großen Ferien anheben, scheint es, als ob der von frommen Männern der guten alten Zeit der Postkutsche und des Scheiterhaufens viel geschmähte Verkehrsdufel doch eine Wahrheit sei. Alle Bahnhöfe sind überfüllt. Die Eisenbahnzüge schleppen ungezählte Massen in die ferne. Die gesamte regierende und unternehmende Intelligenz tritt in den Streif. Die Geheime Kommerzienrätin wird zur Tippelschige und klettert in kurzem grauen Rock auf Gipselpfaden. Die Minister verwandeln sich in Stromer; das Wandern ist Erzellenz von Müllers Fuß, und sie dürfen einmal nach Willkür die Standpunkte wechseln, ohne daß eine hämische Opposition sie verspottet. Lehmanns siebzehnjährige Tochter badet heuer zum erstenmal im deutschen Familienbad am Ostseestrand mit Krügers zwanzigjährigem Sohn zusammen — unter der polizeilich verfügten Aufsicht der Eltern. Die Verfetteten und Verstopften der Börse reinigen sich in Karls- und Marienbad. Ein Gewinnel von Gymnastik, höheren Töchtern und Babys stören

den Frieden der Natur und gefährden die Unschuld des Landes. Selbst die Staatsanwälte geben ihr edles Handwerk auf, die Zuchthäuser und Gefängnisse zu versorgen, und träumen — auch Staatsanwälte träumen —, fern von Mord, Wechselfälschung und Majestätsbeleidigung in den Strandkörben der Nordsee-Inseln.

Ja sogar ein paar hundert blasse verkümmerte Volksschüler — o über die edelmütige Barmherzigkeit der christlichen Gesellschaft! — werden in die kurze Freiheit von Wald und Wasser auf Kosten der Besitzenden gelassen. Diese wenigen Wochen lassen sie ein Lebensgefühl und ein Lebensglück ahnen, das ihnen vielleicht niemals mehr beschieden ist. Aber die begüterten Erholungsreisenden empfinden die Nähe dieser gemischten Gesellschaft armseliger Ferienkolonisten unangenehm. An der Mittagstafel des Hotels unterhält man sich über die Frage. Ein alter Gymnasialprofessor spricht seine Freude über den Fortschritt aus: „So werden die Klassengegensätze gemildert, ein Strahl der Freude fällt in das Dasein der Enterbten und sie erkennen, daß auch die Besitzenden gütige Menschen sind.“ Indessen der Alte findet keine Zustimmung. Ein nervöser Fabrikant, der immer „Post“-Artikel redet, wendet sich aufgeregt gegen diese Humanitätsduselei: „Wozu dieser Unsinn! Liege man die Jöhren zu Hause, so würden sie sich an ihre Verhältnisse gewöhnen. So aber reißt man sie heraus, und wenn sie aus dem schönen Bad und der guten Verpflegung in ihre Kellerwohnungen zurückkehren müssen, dann gefällt ihnen natürlich das Leben nicht mehr, sie werden unzufrieden und neidisch. Ich sage Ihnen, die Ferienkolonien sind die Hochschule für Sozialdemokraten.“ „Gewiß“, fällt ein Kanzleirat ein, der trocken und peinlich ist, wie ein Alkenbogen, „und warum werden gerade die Arbeiterkinder in die Ferienkolonien geschickt? Den Arbeitern geht es viel besser als anderen Leuten. Ich kann mir nicht gestatten, meine Kinder ins Bad zu nehmen, und sie hätten's wirklich nötig. Das ist eine ungerechte Bevorzugung der Arbeiterkinder auf unsere Kosten.“ — „Ja, und wer hat mich in die Ferienkolonie geschickt, als ich jung war“, zürnt der reich gewordene fette Bäckermeister. „Für uns hat niemand gesorgt, und heute möchte man am liebsten, daß die Arbeiterkinder Champagner saufen und in seidenen Betten schlafen. Bei mir wohnen Arbeiter, die täglich zum Frühstück ihr Beefsteak essen, aber wenn sie die paar Pfennige Miete bezahlen sollen, schimpfen sie.“ Der Fabrikant aber schließt die Diskussion mit der grollenden Klage: „Es ist eben ein nationales Unglück, daß wir keinen Bismarck mehr haben. . .“

Alles ist verreis — so lautet die Zeitungspyrafe. In Wirklichkeit ist alles zu Hause. Nach wie vor kreisen die Räder und hämmern

die Hämmer und rascheln die Federn über's Papier. Alles arbeitet wie immer. Die Kette ist nicht im mindesten gelockert. Die Muskeln und Hirne der Millionen schürfen unablässig das Gold, mit dem die Herren sie fesseln, während jene selbst sich die Freiheit mit ihm erschließen. Die Schulkinder, die die Ferien der Familie zurückgeben, erregen durch ihren entfesselten Lebensdrang die gesteigerte Ungnade der Haustyrannen, deren Ideal der ruhige Mieter ist. Wenn der Wirt sich über die „Ungezogenheit“ der „Bälger“ während der Ferien nicht tot ärgern will, muß er schleunigst ins Bad reisen; aber dem Vizewirt und dem Hausverwalter werden strengste Instruktionen hinterlassen. Selbst die Kerkerfreiheit eines Großstadthofes wird den Kindern der Armen nicht gegönnt, die niemanden haben, der ihre nach Auslösung drängende Jugend in sinnvolle Tätigkeit und lustig harmloses Spiel verständlich leitet.

Und dennoch möchtet Ihr alle reisen, in göttlicher Freiheit, in rein und frisch wehender Luft durch Wälder wandern, bergan klettern, ins Meer hinaussegeln. Und Euch fehlt nur diese dumme Kleinigkeit: ein bißchen Zeit und ein bißchen Geld. Hört! Ich will Euch lehren, wie's sich herrlich reisen läßt, ohne Zeitverlust, Berufsflörung und Geld, ja ohne Bahnunfälle, Gewitterstürme, ohne Schweiß und Staub, ohne schlechte Wirtshausbetten und verdorbenes Essen. Ich habe selbst diese Kunst, zu reisen, ausprobiert, wenn mich die Sommersehnsucht hinaustrieb und der Zwang mich festhielt. Ihr bedürft nur eines Kapitals von zehn Pfennigen, das reicht aus für monatelange herrliche Reisen. Ihr habt nichts weiter nötig, als Euch ein altes — Reichs-Kursbuch zu kaufen. Für einen Groschen erhaltet Ihr sicher schon eines aus dem Vorjahr, wenn Ihr es nicht gar umsonst kriegt. Dann kann's los gehen. Schon die Reisevorbereitungen sind köstlich. Ihr müßt Euch nämlich auf dem Umschlag die Zeichenerklärung sorgsam einprägen. Erst dann könnt Ihr die geheimnisvolle Sprache des Kursbuchs lesen und mit Genuß reisen, Ihr werdet nicht Luxus-Expreszüge mit gemischten Zügen, nicht Tag und Nacht, nicht Schlafwagen und Speisewagen verwechseln, niemals den Anschluß versäumen, Umwege ersparen und immer die kürzeste, schönste und billigste Strecke fahren. Jeden Tag könnt Ihr Euch eine andere Route zusammenstellen. Ihr reißt durch den Gottard nach Italien, über Frankfurt an den Rhein, über Hamburg nach Helgoland. Am Sonntag macht Ihr einen Abstecher nach Schweden, nach Algier oder dem Kaukasus. Vor allem müßt Ihr darauf achten, daß Ihr pünktlich einsteigt, auf den Stationen nicht über die Aufenthaltminuten hinaus in den Restaurants verbummelt, daß Ihr bei kühler Witterung tags, bei heißer nachts fahrt. Sucht

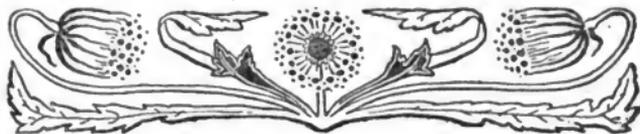
Euch immer die zweckmäßigsten Kombinationen aus, wählt die bequemsten Züge, rechnet sorgfältig die Fahrpreise und benutz die Strecken, die durch reizvolle Gegenden führen. Der Abwechslung halber werdet Ihr auch gelegentlich die mühsameren Seitenpfade auf Kleinbahnen und Posten einschlagen; hier bietet die Ermittlung des richtigen Weges besondere Genüsse. Interessiert Ihr Euch gar für die wunderbaren Rätsel der Tarifbestimmung, so wird Euch das Kursbuchreisen eine Fülle weiterer, anregender Offenbarungen gewähren. Endlich werdet Ihr Euch im Inseratenteil die verlockendsten Hotels auswählen — und mit fröhlich geröteten Wangen, erfrischten Nerven und erfülltem Kopf werdet Ihr glücklich jedesmal aus der Ferne und Weite in Eure Enge zurückkehren. Und alles dies für höchstens zehn Pfennige!

Verfuch't's einmal und — reiset wohl!

Juli 1902







Die Kinderuhr.

Srad' am ersten Vorfrühlingstag war es. Diese sonnenlose Zeit, die mir endloser schien, als jemals zuvor, war jäh verfunken. Ueber die weite Ebene, dort draußen in meiner stillen Einsamkeit, flutete schimmernde Verheißung. Die toten Bäume, die verstreut standen, atmeten und man wächte den leuchtenden Hauch wie leises hellgrünes Gewebe um die dunklen Nester geronnen. In der ferne erschlossen geheimnisvoll blauende Waldzüge Pforten neuer Welten fremder Seligkeit. Jeder Hahnenschrei und jedes Hundengebell war wie verzaubert. Irgendwo ein herüberwehender Peitschenknall erweckte die Vorstellung einer lustigen Frühlingssfahrt, da heiße Jugend begehrlieh zu zweit ins ahnende Leben kutschiert. Die himmelan steigenden Rauchsäulen, die im Thal, dort, wo der Kanal ausgeschachtet wurde, von den Maschinen wehten, schienen wie von heiligen Opferfeuern den Dank für die Wiedergeburt der Sonne zu künden.

War das alles nicht geschaffen zum freien Feiertag? Würden nicht die Menschen herausströmen aus den Häusern, den Werkstätten, den Arbeitsstuben, den Schulen, und in festlicher Gewandung singend zum Fest der ersten Sonne, der gewaltigen Lebenshoffnung strömen? Wird nicht all' das millionenfache Dasein, das unter Tage kummert, aufwachen und jubeln in der Wallfahrt des Glückes?

Ach, nichts regt sich, kein Märchen erblüht, kein Fest gebiert der leuchtende Augenblick. Die Arbeit läßt niemanden frei, und alles bleibt mürrisch und müd. Mich selbst aber, den eine mächtige Begier treibt, mich auf diesen feuchten Boden, Natur umarmend, niederzuwerfen, hält von der Verwirklichung der verzückten Sehnsucht die nüchterne Erwägung ab, daß solcher Enthusiasmus unvermeidlich

eine Woche reuevollen Schnupfens zur Folge haben würde. So ziehe ich den Vorhang vor meinen empfindsamen Lebermut, und steige, den wirren Vorfrühlingswahn als eine gar nicht originelle Angelegenheit verschleichend, in den alten Küttelzug, in dessen überheizten Wagen die geschlossenen Fenster der eingesperrten Luft den ganzen Reichtum an Miasmen reisender Menschlichkeit ungemindert erhalten.

In Berlin schwindet der letzte Rest des überschwenglichen Gefühls. Hier gedeiht kein Vorfrühling, höchstens erwächst ein mattes Gefühl, daß es leidlich schönes Wetter sei, und auf der Schattenseite an den Abhängen der grau überstrichenen Backsteingebirge weht es wie Kellerluft. Jetzt ist meine Seele fest und solide gepflastert, und wenn ich versuchen würde, einen Stein auszuheben, nichts anderes würde hervorwachsen als ein Gewirr emsig kriechender Asseln. Jetzt bin ich gewappnet, auch den Anblick jenes kleinen Saales im Gewerkschaftshause zu ertragen, wo schlicht und schmucklos die furchtbare Welt der Heimarbeit in einem Ausschnitt gezeigt wird.

Das ist die ewige Aussperrung der Sonne, das ist der lebenslängliche Kerker der Arbeit, der Dunkelarrest nie endender sozialer Entbehrung. Heimarbeit — klingt das Wort nicht traulich wie ein Bild Ludwig Richters? Heimverwüstungsarbeit sollte man diesen Bezirk des Grauens nennen. Hier verschwindet die gleißende Schaulust der Arbeit. Hier blickt man in die kranken, modernen Eingeweide der Lohnarbeit. So sollte man die Ausstellung in Saint Louis gestalten. In jedem Produkt sollte Arbeitslohn und Arbeitszeit angegeben sein, und dazu jenes Chaos kleinster giftiger Geschosse, die unablässig auf die gemarterten Leiber der Arbeitenden eindringen, scharfkantige Metallsplitterchen, tödliche Staubatome, zerfließende Gase. Anfangs entsetzt man sich, wenn man auf den Zetteln, die die Ausstellungsgegenstände erläutern, Stundenlöhne von 20, 15 Pfennigen liest. Schnell aber gewöhnt man sich, in diesen Arbeitserträgen Reichtümer zu sehen. In der Blumenfabrikation und der Papierindustrie sinken die Löhne auf fünf Pfennige, und bei den Sonneberger Spielwaren und den Schwarzwälder Uhren wird die Menschenarbeit völlig entwertet; die Ernte einer Stunde ist nur noch in Bruchteilen eines Pfennigs zu messen.

In dieser Ausstellung zerfällt aller Glanz des Lebens. In lichten Gewändern führt Ihr die Liebste zum Tanz — seht Ihr nicht das Blut der ruchlos getöteten Stunden, das aus den Poren der zarten Stoffe unablässig rieselt? Seidene Blumen ranfen an der leidenschaftlich wogenden Brust — zerquälte Nächte — die Stunde 6 $\frac{1}{3}$ Pfennige spendend — haben sie geschaffen! Undächtig sinkt

Ihr nieder, um den kleinen seidenen Schuh der Erwählten zu küssen — das anmutige, feine Kunstwerk stammt aus einer Höhle der Heimarbeit, in der fast ein Duzend menschlicher Geschöpfe haufen, arbeiten, lachen, schlafen, wo schon die Gesichter der Kinder zu alten, ernsten Karven erstarrt sind, die nie ein Lachen erhellt. Die duftenden Frauenhaare, die unsere Lyriker theoretisch besingen und unsere Leutnants praktisch genießen, lösen sich unter der Kosen der Händen, die Nadeln, die sie festhielten, fallen herab — diese Nadeln legten sauber in Papierhüllen verhungernde Arbeitssträflinge, und für 1000 Pakete zu je 20 Nadeln erhielten sie 60 Pfennig.

Auf einem der Tische, dort, wo die Kleiseisenindustrie ihre Schrecken enthüllt — die Hände der Heimarbeiter sind billiger als die Maschinen, welche die Fabrikation dieser Artikel leisten könnten — ist wie achtlos ein Häuflein wertlosen Spielstands hingestreut. Es sind jene Kinderuhren mit papiernen Zifferblättern, die man drehen muß, wenn sich die Zeiger vorwärts bewegen sollen, die man für einen Groschen kauft. So einfach dies Spielzeug ist, es sind doch kleine Maschinen, die aus Einzelteilen mühselig zusammengesetzt werden müssen. Kleine müde, mechanisch greifende Kinderfinger haben sie gefügt, und wenn sie 1200 Stück vollendet haben, beträgt ihr Arbeitsverdienst $3\frac{1}{2}$ Mark, 1200 Stück = $3\frac{1}{2}$ Mark, das Duzend $3\frac{1}{2}$ Pfennige! Der Kriegsminister sprach neulich von seinem „bißchen Gehalt“, den 36 000 Mark. Ich rechne, wie viel von diesen Uhren er anfertigen müßte, um das bißchen Gehalt zu verdienen. Er soll nur 35 000 Mark kriegen, damit die Rechnung einfacher sei. Dann hätte er 12 Millionen Uhren im Jahre herzustellen, täglich rund 33 000 — eine unlösbare Aufgabe, auch wenn er 24 Stunden des Tages ohne Pause die Finger hegen würde. So würde man sein bißchen Gehalt mit ehrlicher Heimarbeit verdienen! Diesen schuldlos zu ewiger Verdammnis verurteilten Kindern leuchtet vergebens Sonne und Freiheit. Ihr Dasein ist auf die kleinen blecherne Räder geschocken, die sie in das Uhrgehäuse Tag für Tag, Stunde für Stunde einsetzen, festgeschmiedet von unentrinnbarer Not und im grausen Kreise rundum getrieben vom Hunger. Das junge Dasein ist verengt und verdödet zu ein paar Hantierungen, die vom Morgen bis in die Nacht in gleichem Einerlei wiederholt werden müssen.

Wäre ich allmächtiger Gesetzgeber, so würde ich verfügen, daß in jeden Gebrauchsgegenstand die vergeudete Arbeit und verdienten Pfennige in flammenden Worten sichtbar eingebrannt, eingewebt würden. Diese Zeichen würden die Träger verbrennen und die brutalsten Gewissen erweichen. Das blinde Lachen der Ahnungslosen und die stumpfe Aroheit der Ausbeuter würde angstvoll in sich

zusammenbrechen. Ein Weltbrand der Welterneuerung würde hinter dem Trugbild der Schönheit die Hölle ihrer Erzeugung erscheinen lassen, aus der dann der Drang allmächtig emporflammen würde, die Menschheit von ihrer Qual zu erlösen. . . .

Ich bin wieder auf der Straße, das Herz voll Zorn. Der Vorfrühling ist bis auf den letzten Rest der Erinnerung tot. Da erzählen uns die Philosophen der Satttheit, wie herrlich sich die Gesellschaft allmählich langsam zum Besseren entwickelt. Wahrhaftig, langsam, zum Wahnsinn langsam! Und währenddessen sinken die Geschlechter ins Grab, und unselige Kinder fertigen blecherne Uhren, 1200 Uhren für $3\frac{1}{2}$ Mark. Man redet uns vor, diese Gesellschaft sei ein kunstvolles Uhrwerk, in dem der Zeiger der Geschichte vorwärts strebt. Eine Lüge ist's, eine verräterische Lüge! Das ist keine Uhr, die von selber geht. Eine plumpe, elende Kinderuhr ist dies Gefüge der Gesellschaft, eine Kinderuhr, an der die Tränen der Kinder rosten, und dessen Zeiger nur vorwärts kommt, wenn wir selbst uns zu ihrem Schicksal aufwerfen und sie drehen!

März 1904



A decorative rectangular frame with ornate, symmetrical scrollwork at the top and bottom centers, and smaller scrolls at the corners. The frame is drawn with a double-line border.

Ellerfeelen



Nebelwahn.



In einer der letzten Nächte, da ich arbeitsmüde und unfroh, in das Zeitalter der Hunnen verschlagen zu sein, heimwärts ging, erfüllte sich das Los meiner Kastanien, die mir vor dem Hause stehen und als Kalender des Lebens dienen. Sie mußten sich endlich in ihr Schicksal ergeben; längst hatten die Kinder die letzte der braunen, blanken Früchte in den grünen Stachelhüllen mit grausamem Steinwurf von den Bäumen geholt. Nun gaben sie endlich auch ihre letzten Blätter her. Es war ein spulhaftes Sterben und deutlich vernahm ich den krachenden Knochentanz des Todes. Die Laternen waren ausgelöscht, die Finsternis war noch in Nebel eingehüllt, und hinter dieser gedoppelten Nacht schied nun das Leben. Ich sah nichts in dem undurchdringlichen Dunkel, aber ich hörte das letzte Ringen. Es war, als ob Hunderte von Kägen in den schwarzen feuchten Nesten feierlich schlüpfen, die Zweige unter sich knieend. Die schweren feuchten Blätter lösten sich zögernd los, fielen auf die unteren aufstöhnenden Nester und sanken dann langsam von Zweig zu Zweig, bis sie zum Boden schwebten. Die Bäume schienen wie im Fieber des Todesphantasierens zu schreien — so wild und unheimlich verstärkt klang in der dunklen Nebelstille das Brechen des fallenden Laubes. . . .

Ich bitte die Kunden meiner Phantasie, wenn sie weiter in der kahlstämmigen Melancholie des Novembers zu schwelgen begehren, sich an einen der gangbaren Dichter zu wenden; sie werden da alles Gewünschte finden. Mich aber interessiert weniger die Stimmung als die Philosophie des Nebels; denn dieser graue Wasserdunst erzeugt Täuschungen, die in der Geschichte der Menschheit schimmer

Verwüstungen angerichtet haben. Es ist das Problem der „Aus-
erwählten“, wie es in den folgenden Versen zum Ausdruck gelangt:

Im Winternebel sonder Maßen
Schritt mit dem Kind ich durch die Straßen.
Der Bube staunt ins graue Licht,
Wie bald sein Auge heut verflecht,
Wie alle Menschen schnell verschwinden
In fremden dicken Dunstgewinden!
Ein Zauber scheint ihm diese Welt
Und grübelnd er sein Mänschen hält.
Doch endlich zündet dem Mirakel
Sein Köpfschen eine flackerfael,
Und, in das Rätsel ganz verummmt,
Er träumerisch die Worte summt:
Merkwürdig! Alle andren Leute
Geh'n in 'ner dunklen Wolfe heute
Wie'n Mantel aus 'nem Zeug von Nacht —
Nur hell hat's Gott um uns gemacht!

Ich kann die Beobachtung, die in diesen Zeilen liegt, mit gutem Gewissen der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen; denn mein Junge hat die Weisheit ausgesprochen, als er drei Jahre alt war. Leider hat sein Vater den Gedanken in einige seiner bejammernswürdigen Verse gekleidet, die mit Recht schon früher den Unwillen meiner Mitmenschen erregt haben. Indessen, man lasse den Sohn nicht entgelten, was sein Vater gesündigt. Dieser dreijährige Bube hat ausgesprochen, was man in der Weltgeschichte den Rassenkampf um die höhere Kultur nennt. Jedes Volk sieht die anderen im Nebel, sich selbst aber, in der Täuschung allzu großer Nähe, hält es für auserwählt, scheinbar wandelnd im reinen Licht. Und es wird sich nicht bewußt, daß die anderen dem gleichen Irrtum huldigen.

Allen Nebel sehen wir weißen Menschen gegenwärtig um die gelbe Rasse der Chinesen geballt, während wir selbst uns in klarer Luft wähen, und wir ziehen aus diesem Wahn mörderische Folgerungen; der Nebel muß sich blutig färben. In Wirklichkeit ist alles nur der Betrug der ferne, um uns selbst ist der gleiche Dunstkreis menschlicher Niedrigkeit, ja vielleicht würde die Analyse unseres Nebels noch eine größere Dichtigkeit und eine gefährlichere Mischung ergeben, als jener Nebel der gelben Leute.

Gerade um unsere herrschenden Gewalten, die den Nebelwahn propagieren, um die Völker aneinander zu hegen, liegt ein undurchdringlicher Nebel, der sie blendet und alles klare Urteil ihnen raubt. Es ist kaum begreiflich, wie sie nicht die Gefahren sehen, die ihnen

selbst aus der chinesischen Menschenjagd erwachsen, die sie organisiert haben. Die höllischen Hunnenbriefe, die jeden Menschen, der im Kulturbewußtsein als seiner Lebensluft atmet, zur Verweissung treiben müssen, sind zugleich auch Zeichen einer anarchistischen Auflösung aller sittlichen Konvention und aller Autoritätsgläubigkeit, die gerade den Hütern von Thron und Altar, den Predigern der Unterordnung, den Schutzherrn des Besitzes ein Grausen erwecken müßten, wenn sie zu denken imstande wären.

In diesen Hunnenbriefen tobt der fessellose Umsturz, wütet jene revolutionäre Allverwüstung, von der die Verleumder des Sozialismus zu reden pflegen. In diesen Khatileuten hat sich die herrschende Klasse die wildesten Apostel einer nihilistischen Propaganda der Tat erzogen, Menschen, die an nichts mehr glauben, vor nichts Ehrfurcht haben, denen alles Menschliche fremd ist. Die unsagbaren Grausamkeiten des überseeischen Kriegs zerstören in acht Tagen die kulturelle Erziehung, an der Jahrtausende mühselig gearbeitet haben; die Trümmer des Chaos treiben wieder.

Wer Gelegenheit gehabt hat, einige der Hunnenbriefe im Original zu lesen, der weiß, welche Auflösung aller Vorstellungen der Krieg in furchtbarer Schnelligkeit bewirkt hat. Die Zeitungen haben aus Gründen der preßgesetzlichen Verantwortung manche Äußerung streichen müssen, welche allzu brutal die moralisfreie Anschauung der Khati-Mehermenschen entblögte.

Man lehrt die deutsche Jugend, daß das Recht nationaler Selbsterhaltung das höchste Gut sei — in China lernt sie um, ist sie doch beauftragt, dieses oberste Recht einer Nation zu mißachten. Die Achtung vor dem fremden Menschenleben war bisher das oberste Gebot. Jetzt wird aus der qualenden Grausamkeit ein Vergnügen gemacht. Das monarchische Gefühl wurde sorgsam gepflegt, ein Glanz der Heiligkeit ruhte auf dem Fürsten, die Anantastbarkeit schirmte den Thron. In Peking durchwühlten die Soldaten die Schätze der Monarchie, sie reißen die Seide von dem Thron und höhnen über die Pariser Seifen und Parfüms, die in den Gemächern der Kaiserin vorgefunden wurden, sie lernen das Gottesgnadentum belachen und majestätische Hoheit verachten. Gibt es aber etwas, das sich ähnlicher geblieben wäre in allem Wandel der Zeiten und Völker als das starre Zeremoniell der Höfe und der Prunk fürstlicher Abgeschlossenheit! Nichts ist europäischer als die Schlösser der chinesischen Dynastie, wie nichts chinesischer ist als das Palastwesen europäischer Monarchien. Die Khatimänner, die in den Gottesgnadentümlichkeiten Peking's gehaust, werden künftig nicht mehr mit scheuer Ehrfurcht und gerührter Andacht der Führung des Ea-

kain folgen, wenn sie die arrangierten Herrlichkeiten heimatlicher Schlösser besichtigen; sie werden daran denken, wie ihnen solche Schätze als Beute und Hohn gedient haben.

Die Kniebeugung vor dem Altar des Herrn war vordem fromme Pflicht. Welche Wandlung! Die religiösdressierten Leute streifen mit den schmutzigen Stiefeln durch die Heiligtümer der Chinesen und dieselben Christen, die den Auferstehungsglauben als köstliches Kleinod hegen, lachen frech über die einfältigen Boger, die sich einbilden, nach dreien Tagen wieder aufzuerstehen.

Die Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Unterordnung unter die militärischen Vorgesetzten — sind diese Tugenden nicht die Grundlagen des Staates? In China heißt man die Soldaten in jedem Minister einen Schurken oder Narren zu sehen; muß nun nicht der durch solche kommandierte Entgötterung aufgeklärte Mann auch seine Autoritäten mit anderen Augen ansehen?

Und endlich der Besitz, die Heiligkeit des Eigentums! In Europa unterwies man sie, es sei verbrecherisch, eine Schrippe zu stehlen, geschweige, daß es ein erlaubter Gedanke sei, das Privateigentum überhaupt zu beseitigen. Im Reich der Mitte ist alles Eigentum freigegeben, jeder darf sich nehmen, was ihm gefällt, er kann Häuser plündern, Denkmäler schänden, die kostbarsten Kulturschätze verbrennen.

So kehrt der Khakifeldat heim, jenseits von Gut und Böse. Fürchtbar schnell hat er sich in die neue Welt der absoluten Anarchie gefunden. Die alte Erziehungsmoral ist wie ein Hauch verweht. Ist nicht Gefahr, daß auch auf heimischem Boden einmal die Zügel der Kultur auf dem Boden schleifen? Fürchten die Herrschenden nicht die Folgen dieses Umsturzes aller sittlichen Gefühle, aller religiösen und autoritären Gläubigkeit?

November 1900







Die Verleumdung des Sterbens.



eine schreckensvollere Vorstellung hat die Phantasie der Völker erdacht, als die von der unentrinnbaren Unsterblichkeit.

Unter der Hellenensonne freilich schimmerte der Unsterblichkeitstraum als höchste der Wonnen in heiterem Glanz. In ewiger Jugend freuten sich die Götter Griechenlands des endlosen Lebens, das ihnen die Gnade der Menschen verliehen. Sie schmauseten und liebten, dichteten und dachten, und bei ausgelassenen Zwischenspielen und tollen Abenteuern rann ihnen die Zeit in der unerschöpflichen Sanduhr, ein immer vergnüglicher Wechsel, ohne Verfall und Erschlaffung, in Schönheit und Kraft, und die blühende Fähigkeit, zu genießen und zu jubeln, die Gewalt, zu herrschen und zu schmieden, welkte niemals.

Aber auch schon der lichte Griechengeist sah den schwarzen Schatten der Unsterblichkeit. In der Unterwelt litten die Verdammten die Unsterblichkeit der Qual, der ewig sich erneuernden. Doch war es eben nur das leidende, das verurteilte Leben, dessen Verewigung als Schrecken empfunden wurde. Das Dasein selbst schien in der Fülle seiner bunten Reize, so lange es von jungen, starken und schönen Menschen gelebt wurde, als ein nie versiegender Born der Freude — dermaßen, daß seine Ausdehnung ins Unendliche zum göttlichen Ideal ward.

In dieses Lichtmeer der unsterblichen Seligkeit warf nun die gigantisch grübelnde Verzweiflung am Leben die Marterfrage: Ihr verwünscht die Notwendigkeit des Todes und ersehnt ewiges Dasein — wie aber würdet Ihr Euer Schicksal erst verfluchen, wenn es

Euer Los wäre, niemals sterben zu können, wenn weder Feuer noch Gift, weder Schwert noch Krankheit es vermöchte, den Tod herbeizurufen? Die lockende Hoffnung des Ewig-Leben-Könnens wandelt sich jäh in den Schreckgedanken des Ewig-Leben-Müssens. Und Ahasverus, des ewigen Juden Gestalt erstand, des Menschen, der zur irdischen Unsterblichkeit verurteilt ist, der niemals den Frieden des Vergehens findet, den Alter und Wunden und all die zahllosen Mittel der Lebensvernichtung nicht zerstören, der gezwungen ist, zu leben, die Bürde des Daseins zu tragen, wie sehr er sich sehnt, zu sterben wie die anderen Menschen. Das Tor des Todes bleibt ihm verriegelt, an dem er pochend harrt, die Jahrtausende hindurch.

Der Schlaraffengedanke des ewig währenden Lebensgenusses, der die griechische Götterwelt beschenkte, zeigt im Ahasverus-Mythus die düstere Kehrseite: die Marter des unentrinnbaren Lebens, dem die Gnade des Endes nie zuteil wird, eine Qual, die tausendfältig peinvoller ist, als die Unentrinnbarkeit des Todes, als das strenge Naturgesetz, das jedem Werden die Auflösung kündigt.

Und wahrlich, der Gedanke des Sterben-Müssens verliert den letzten Rest des Furchtbaren, wenn man sich vorstellt, das Los des Nichtsterben-Könnens wäre der Menschheit auferlegt. Das Ahasverus-Schicksal würde die Welt zur Hölle machen, und die süße Gewohnheit des Lebens würde zur Schreckensherrschaft, wenn es zur Ewigkeit verflucht wäre. So sehnt sich denn der Mensch, der den Tod fürchtet, schließlich gar nicht nach ewigem Leben. Nein, der Tod soll als Erlöser im Hintergrunde bleiben, aber er soll erst kommen, wenn man ihn ruft, man will das Dasein nach freier Wahl verzögern oder beschleunigen, man will ein wenig besser, ein wenig schöner leben, als es das naturgesetzliche Walten des Vergehens verhängt. Die Menschen wollen ein Mittleres zwischen dem finsternen Zwang des ewigen Lebens und der harten Unvermeidlichkeit des Todes. Man will mit der Notwendigkeit spielen können, und in Freiheit das Ziel seiner Tage bestimmen können.

Indessen auch dieses Gelüft erweist sich bei näherem Nachdenken ebenso als eine äffende Täuschung des schäumenden Lebensdranges wie die Vision des ewigen Seins. Es wäre eine Pein ohne Ende, wenn der Mensch die Wahlfreiheit hätte, sein Leben nach Wunsch zu verlängern und den Tod nach Willkür zu rufen. Das ganze Dasein würde dann nichts als eine folternde Vorbereitung zum Selbstmord. Es gäbe dann überhaupt keinen stillen, friedlichen Tod mehr, sondern jeder Tod würde zum ängstigenden verzweifelnden Selbstmord.

Alle Phantasien, die über die gesetzlichen Notwendigkeiten der menschlichen Natur hinausstreben, erweisen sich schließlich als Spul-

gedanken, deren Erfüllung das Leben vernichten würde. Insofern leben wir wirklich in der besten aller Welten, als am Ende des Lebens in ehernem Zwang, groß, erhaben, allzwingend und unbezwingbar der Tod aufrecht steht. Wir können uns in schweifendem Wahn wohl andere Ordnungen ersinnen, aber keine hält die Prüfung aus, wenn man ihren menschlichen Glücksgehalt denkend durchschaut. Das Leben würde entwertet, wenn nicht das Schicksal des Todes, ungerufen und aller menschlichen Willfür trotzend, über ihm waltete. So, an den phantastischen Vorstellungsmöglichkeiten der zügellosen und unklar sehenden Einbildungskraft gemessen, verliert der Tod seine Grausamkeit. Er wird zum erhabenen Fatum, das zur edlen Erfüllung des Daseins weise drängt. An der milden Fackel des Todes entzündet das Leben seinen Zauber. Weil und nur weil der Tod unser Schicksal ist, gewinnt das Leben sein Recht und seine Größe, seinen Stolz und seine Pracht. Der Tod ist es, der zur Freude mahnt, zur schaffenden Arbeit, zur vernünftigen Ordnung der Gesellschaft, zur Kunst und zu jeglicher Kulturleistung. Der Tod bedingt und gewährt all unser Menschenglück. Befäßen wir das Sterben nicht, so gäbe es nichts Unsterbliches in der Menschheit. Der Tod gebiert die Zukunft —, nicht sowohl in einem kindlichen Himmelreich als in dem irdischen Schaffen der Sterblichen.

Das Christentum hat den Tod verleumdeter. Es gab ihm die Attribute der nagenden Würmer und des Verwesungsgeruches, der klappernden Knochen und der würgenden Wildheit. Der christliche Totentanz ist eine finstere Parodie auf den lustigen Tanz des Lebens, der eigentlich nur eine unerlaubte Sünde ist. Man lernte das Leben unter dem abschreckenden Bild jener Frau sehen, die — gleichsam ein anatomisches Demonstrationspräparat für die christliche Lehre der Weltflüchtigkeit — im Angesicht von gleißender teuflischer Schönheit ist, während unter dem Gewande die Brüste vom Krebs zerfressen sind. Das irdische Dasein wurde zum verzerrten Todeskampf, dem von der frechen Sinnelust paradiesische Schönheit angelogen wird, um die sündigen Seelen dem wahren Heil zu entfremden. Der Tod selbst kommt als unholder Gesell, als grausamer Quäler und Folterknecht, und zugleich doch als Befreier und Erlöser, der aus dem Jammertal hinausfährt, der den Weg zum besseren ewigen Leben erschließt.

Der Christenheit mußte mithin das Totenfest nicht als ein Tag des Schreckens und des Schmerzes erscheinen, sondern als eine Feier der Hoffnung. Die Kirche mußte dem Volke das Recht der Freude gestatten, der Freude der Erwartung jenseitiger Seligkeiten. Das Volk mußte denn auch das Recht auf Freude, das ihm die Christlichkeit

gewährte, ohne gerade in seiner gesunden Daseinskraft peinlich zu wägen, ob es sich nun freute über das bald zu erwartende Jenseits oder das — Diesseits, dem das Grab noch fern. In katholischen Ländern hat noch heute das Totenfest ein heiteres Gepräge. Die bunten Kränze und die brennenden Lichter auf den Gräbern verleihen den Kirchhöfen den holden Schmuck des in der Helle tanzenden Lebens. Abends führt man in den Theatern Schwänke auf, und in den öffentlichen Sälen kommen die Christen zusammen, und es wird vergnüglich gesungen und musiziert. Indem man der Toten, die man geliebt, wehmütig denkt, freut man sich herzlichlich, daß man selbst noch in rosigem Lichte wandelt. Der Tag der Toten ist ein Volksfest des Lebens.

Anders ist der Totensonntag in protestantischen Gegenden. Ein grauer oder Hall bußfertiger Zerknirschung umwittert den Tag. Die Polizei wacht über das Seelenheil und die rechte Weiße, indem sie die künstlerischen Darbietungen streng fortieert. Die Polizei, nicht das innere Empfinden, bestimmt das Ritual unseres nordischen Ahnenkultus; sie zählt die Tränen, die wir zu weinen haben, und sie lenkt mit Seelenfesseln unsere Vorstellungen vom Tode und vom Leben.

Eine andere, reinere Totenfeier ziemt denen, deren Arbeit und Mühfal sich in der Erhöhung des irdischen Lebens erschöpft. Uns ist der Gedanke des Todes nur eine Mahnung, dem Leben Größe und Würde zu erringen, die beschiedene Frist der Tage voll zu erfüllen. Im Angesicht der Gräber, die unsere Freunde bergen, verweht uns das Kleinliche, Niedrige und Feige des täglichen Daseins. Der stolze Mut, der Menschheit ein freies glühendes Heldenglück zu schaffen, reckt sich empor an den Malen der unentrinnbaren Vergänglichkeit. Der Totensonntag ist eine Feier des Lebens.

✠

November 1901





Der Weistanz des Todes.



Die Unterwelt ist zur Erde empor gestiegen. Noch eben leuchteten die letzten Blätter an den Bäumen wie seltene märchenhafte Edelsteine. Nun ist die Schatzkammer des Herbstes geschlossen. Was unten im Gebüsch noch lose an den Nestern hängt, das ist nicht mehr die purpurne Abendfröhlichkeit, die in stiller Seligkeit wangengerötet zur Ruhe geht, nachdem sie alles, was ihr Tagewerk an Kraft und Schönheit barg, bis zum letzten Rest aufgezehrt. Das sind frierende, trauernde Spätlinge, an denen das große freudige Sterben vergesslich vorübergegangen. Dieser und jener Strauch wollte ja dem Tode selbst noch neues Leben ablistern. Der Klieder streckte junge grüne Triebe heraus, aber die erste kalte Nacht hat sie in bläulicher Leichenstarre gezeichnet. Man soll nicht leben vor dem Frühling.

Unendlich rieselt der schwere Nebel. Auch die Sonne ist, so scheint's, gestorben, und das welke, schattenhafte Licht, an dem die Herzen der Menschen sich erschauernd zu wärmen mühen, strömt nur noch aus den grauen Bahrtüchern, welche die tote Sonne verhüllen. Es gibt keinen Morgen mehr, kein neues Erwachen. Der Zeit selbst verstummte der Herzschlag. Und wenn nicht in den verlassenen Nestern der Schwalben die Spatzen lärmten und schwächten, über Tod und Leben sich erfrechend, so wär's, als ob die Natur die Stimme verloren hätte.

Das sind die leeren Tage, in denen wir den Totensonntag im Kalender verzeichnet finden. Aber auch den Tod wissen wir nicht zu feiern. Wir ehren den Tod, indem wir das Leben schmücken. Wir kränzen die Gräber durch das kühn und groß braufende Dasein.

Unser Totenkult ist eng und furchtsam, das Gedenken an Familienkatastrophen, er lebt allzu fest am häuslichen Herd, er wächst uns nicht empor zur Weltmahnung des ganzen Menschheitschicksals.

Der Tod ist für uns ein nachdenkliches Geschehnis, wenn er uns selbst trifft, unsere Eltern und Kinder, ein paar Freunde, die wir kennen, und ein paar Große draußen, die wir ehren. Nur dann fließen die Tränen, wenn der Tod Müller und Schulze heißt, Hans und Grete. Wir hadern mit dem Schicksal, wenn in unserem Kreise die gewaltige Bewegung des Lebens irgendwo erschöpft versiegt, oder wenn die Unfähigkeit des Lebens sich in jähem, frühem Zusammenbruch ankündigt. Der Totentanz ist für uns ein Hausball des persönlichen Unheils. Die Todesfurcht entfremdet uns der Wirklichkeit des Lebens, und wir halten für Schicksal, was unser eigen Werk. Nicht dem Tod, der sanft die Fackel verlöscht, nachdem die Kraft des Brennens und Leuchtens aufgezehrt, sollten wir bang ins geheimnisvolle Antlitz starren, der Tod ist ein Göttergeschenk der Natur, der letzte Segen des Daseins. Nicht sterben wollen, heißt begehren, daß man nicht sterben kann. Es läßt sich aber keine wildere Qual und Marter ersinnen als die Verdammnis des ewigen Lebens, vor dem es kein Entrinnen gibt.

Nicht der Totentanz, zu dem Natur die Fidel süß und sacht streicht, ist das düstere Verhängnis des Daseins. Des Todes sollten wir vielmehr gedenken, der unser eigen Werk, den wir selbst ausrüsteten zu höllischer Gewalt, den wir bewehrten mit all den Grausamkeiten einer teuflischen Phantasie. Die Menschheit selbst hat dem freundlichen, weich lockenden Gewatter Tod den Taumeltrank gereicht, der aus dem lindlächelnden Reigen des Zur-Ruhe-Wanderns den wüsten, wahnsinnigen Veitstanz des Todes geschaffen, der über die blutende, stöhnende Erde tollt, die Blüten der Seelen gierig zerreißen und die kunstvollen Tempel der Leiber zertrümmernd.

Was frommt es, zu weinen über die Nächsten, die uns starben, dem Tod, den wir selber schufen, weihen wir den Tag, vergießen wir die Tränen für die Fernsten, Fremdesten, die in den durch unsere eigene Schuld entseelten Veitstanz des Todes hineingerissen wurden! Das Unabänderliche zu beklagen, ist Torenweise. Der Totensonntag soll kein Familientag persönlichen Leides sein, sondern ein aufrüttelnder Gerichtstag der schlaffen Gewissen.

Jeder Mensch ist unser Ankläger, der durch die Schuld der Gesellschaft verdammt. Die unzähligen Millionen, deren sehnächtiger Lebensdrang verkümmert, deren tief atmendes Bewußtsein immer enger zusammengeknürt wurde, bis sie mit toten Seelen den Weg qualender Gewohnheitsarbeit wandelten, die Hirne, deren stürmende

Gedanken wir ausdörrten und marterten, bis alles freie Denken erstarb, die Augen, die wir blendeten und denen wir das Licht stahlen, die schwellenden Muskeln, die wir entkräfteten, die Lungen, die wir vergifteten, und die Wunder der lachenden Kindheit und der geheimnisvoller fruchtdämmernden Jugend, die wir erbarmungslos würgten — das sind die Toten unserer Schuld. Das ist der Zug des Wahnsinns, der unter Tag tobt wie in den Fabriken, der die Dreschmaschinen und Eisenhämmer überschreit, der durch die Kasernen tollt, durch die Gassen der beschmutzten Liebe, der auf den Straßen der russischen Städte rast, der sich in den Blutfumpfen der Mandschurei wälzt und aus dem Sande Südwestafrikas versunkenes Menschen-dasein schlürft.

Welch harmloser Bursche ist doch der Knochenmann mit der Sense, wie ihn die verdüsterte Volksvorstellung bildete. Der Tod, den die heutige Menschheit erschuf und als Geißel über die Völker sandte, ist unerschöpflich in der Entdeckung leberzerreißender Folterwerkzeuge. In ein paar Granaten steckt mehr Zerstörungskraft, als in allen Marterinstrumenten des Mittelalters zusammen. Millionen von Menschen sind auf der ganzen Erde unausgesetzt tätig, um dem Tode immer neue, immer gräßlichere Waffen zu schmieden.

Und diesem sich stündlich mehrenden ungeheuren Heer der Toten weihen wir keine Empfindung. Die Menschen sind zu Zahlen geworden. Unererschüttert lesen wir täglich in dürren Telegrammen, wie wieder hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen gefallen sind. Nur wenn die Zahl gar zu riesig anschwillt, erbeben wir wohl einen Augenblick. Aber niemand denkt daran, daß von diesen hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen jeder einzelne durch den Tod größeres Leid denen, die ihn liebten, zugefügt hat, als die Toten unserer Nähe den ihrigen. Niemand durchdenkt die ganze Fülle zertrümmerten Menschenschicksals, das in den namenlosen Massengräbern modert. Während wir aber den Tod dermaßen gegen die Menschen hegen, suchen wir wieder das Leben eines einzelnen durch Wälle von Waffen zu sichern. Während die Völker des Zaren verbluten, während man ihnen vorlägt, es sei sinn- und ehrenvoll für ein Vaterland der Schande gemordet zu werden, verbirgt der Schuldige des mit schweren Füßen über die Erde taumelnden Totentanzes seine bleiche zitternde Todesfurcht hinter denselben Werkzeugen, mit denen er den Tod ausgerüstet hat. Er gab dem Tod alle Macht und Befugnis, damit er ihn selbst vor dem Rächer schütze.

Ein Japaner hat unlängst das entsetzende Wort der Weisheit gesprochen: So lange wir den Menschen nur unsere Kunst gaben,

galten wir als Barbaren. Seitdem wir aber die Wissenschaft des Mordens gelernt haben, sind wir plötzlich ein Kulturvolk. In der Tat, die ganze Welt senkt ehrfürchtig ihr Haupt vor dieser Kraft im Töten . . .

Der Totensonntag der Kultur wächst heraus über die kleine Klage der Familienalltäglichkeit. Wir stöhnen nicht wehleidig, daß unsere Vettern und Basen und am Ende wir selbst sterben müssen, sondern wir empören uns gegen die Tötung derer, die nicht sterben müssen. Nicht den Toten des eigenen Hauses und der nächsten Gasse ist unser Totensonntag geweiht, sondern den ruchlos Getöteten der Menschheit.

November 1904







Der Probetod.

Eine Geschichte.



Hans war gewiß ein vortrefflicher Mensch, und seine schwarz geränderte Todesanzeige in den Blättern würde nicht gelogen haben, wenn sie den teuren Entschlafenen mit allen irdischen und überirdischen Tugenden ausgestattet hätte. Indes, mit dieser rühmlichen Todesnachricht hing gerade sein unrühmlichster Fehler zusammen; denn es war ihm zur Leidenschaft geworden, solche unheimlichen Dinge über sich selbst anzufertigen: geliebter Gatte, Sohn, Vater, Bruder, Nefse, Onkel und tieftrauernder Hinterbliebener in einer Person. Es verging wohl kein Tag, an dem er sich nicht mit allen Ehren bestattet und sich die erschütterndsten Nachrufe entworfen hätte — im Geiste natürlich.

Nicht als ob Hans das Leben haßte, aber sein Interesse an diesem reich geprenkelten Dasein wurde gelähmt, fast aufgehoben durch seine furchtbare Neugier, das Wesen des Todes zu erfahren. Er hätte alle menschliche Seligkeit, ja selbst die mannigfach be rauschende Unseligkeit dahingegeben, wenn es ihm nur vergönnt gewesen wäre, wenige Sekunden im Lande des Todes zu verweilen und dann mit dem Bewußtsein des im Tode Erlebten — der brave Hans vertrug so schlimme logische Widersprüche — auf die Erde der beseelten Organismen zurückzukehren. Das war gerade sein tiefstes Lebensleid, daß er nicht seinen eigenen wirklichen Nekrolog selbst würde lesen können, und das schien ihm das Unfaßbare, das Grausige des Daseins, daß es etwas gibt, was unwiderrufflich nur einmal geschieht. Allmählich entwickelte sich in Hansen immer stärker der Trieb, den man bei oberflächlicher Betrachtung wohl

Selbstmordmanie nennen mochte, der aber im Grunde nichts war, als ein ewiges Experimentieren, ob es sich wenigstens nicht ein bißchen versuchsweise sterben lasse.

Schon seit seiner Geburt hatte Hans über den Tod gegrübelt. In seinen ersten Lebenstagen hätte er beinahe Erfolg gehabt; denn das Grübeln zog ihm eine Gehirnentzündung zu, an der er auf ein Haar verschieden wäre. Mit der Zeit aber ward er um so lebenskräftiger, je energischer er mit dem Sterben Versuche anstellte. Daß es seiner Konstitution nicht gelingen würde, sich zu Tode zu grübeln — das sah er bald ein. Er probierte es also mit stärkeren Mitteln. Aber er vertrug alles. Er ging stets bei den Häusern möglichst langsam und dicht vorüber, deren Dächer gestickt wurden — wenn mal irgend ein Ziegel- oder Schieferstück hinunterfiel, er war sicher, daß es seinen Nebenmann traf. Er lernte als Knabe mit der wahnsinnigsten Begierde die unverdaulichsten lateinischen Dolabeln — er blieb leben. Später wagte er sich nachts waffenlos in höchst verurufene Gegenden, ihm war kein Messersich vom mißgünstigen Geschick bestimmt, nicht einmal ein wohlwollender Säbelhieb eines aufmerksamen Schutzmannes.

Er versuchte es mit noch stärkeren Dosen der Lebensgefahr. Er erprobte alle neuen Heilmethoden und Heilmittel an seinem Leibe, umgürtete sich mit einer Leibgarde der renommirtesten und modernsten Aerzte — er verlor sein Vermögen, aber nicht sein Leben, das gegen die heftigsten Angriffe gefeit schien. Er heiratete früh — auch das half nichts. Nur einmal wäre ihm das Große beinahe gelungen. Es war in einem Seebad bei starkem Nordoststurm. Die Verwaltung hatte das Baden verboten. Hans aber gelang es, den Bademeister zu bestechen, ihn vom Strande aus ins Meer hineingehen zu lassen; er müsse sich aber ganz vorn halten, beschwor ihn der ängstliche Mann, der wasserscheu war und zwar die Sicht, jedoch keine Neigung hatte, den Wagehals retten zu müssen. Hans versprach es und marschierte alsbald — weit hinaus. Der Bademeister rief ihn zornig zurück, aber Hans hörte nicht mehr. Eine gewaltige Welle hatte ihn erfaßt, ihn rundum gedreht und ihn wie die Mücke in Bernstein eingeschmolzen. Nur war es grüner Bernstein, eine grüne durchsichtige und doch wie verschlossene, sargenge Unendlichkeit. Hans fühlte noch einen Augenblick diese Einschließung in ein Leuchtendes, durch das man in die Ewigkeit zu schauen wähnte und zugleich der Blick an der Schwelle schon versiegte. Also das ist der Tod, dachte Hans in dem winzigen Zeitrest, der seinem Bewußtsein noch vergönnt war, mit jener geflügelten Schnelligkeit, in der das Empfinden bisweilen im Augenblick eine Welt zusammenringt. Dann

dachte er gar nichts mehr, aber er schrie plötzlich auf; denn er lag auf einer blaviolett getupften gelbweißen Stranddiesel ganz vorn auf dem Sande und fühlte einen heißenden Schmerz in einer für die Herstellung erzieherischer Schmerzen von liebenden Eltern bevorzugten Hügelandschaft seines Körpers. Er war sich aber auch bewußt und schämte sich dessen, daß er in jener heroischen Situation, da er vom Diesseits zum Jenseits die Grenze zu überschreiten im Begriffe war, ganz gemein: Au! gerufen hatte. Nun, jedenfalls bewies ihm der Ruf, daß er noch lebte, und er löste sich sofort das Rätsel seiner Rettung, die ihm wie eine Vernichtung schien: eine Welle hatte ihn hinausgespült in das Meer, die Brandung ihn auf den Strand zurückgeworfen. Das Ende dieses Versuches, die Geheimnisse des Todes kennen zu lernen, war eine heftige Auseinandersetzung mit dem Bademeister, der darauf bestand, daß das Ertrinken in der Anstalt statutengemäß verboten sei, weil dadurch das Publikum beunruhigt und die Interessen des Ortes geschädigt würden. Warum freilich das Publikum beunruhigt werden würde, verschwieg der Mann; es widerstrebte ihm in einer Art keuschen Schamgefühls, zu gestehen, wie man bei solcher Gelegenheit merken würde, daß weder das lebende noch das tote Rettungsinventar imstande sei.

Das war der letzte Fall, wo Hans dem Zufall die Verleitung zum Selbstmord überließ. Fürderhin mußte er selbst handeln. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Menschen schon öfters gelebt hätten und nur deshalb keine Erinnerung an den Tod und die frühere Existenz mitbringen, weil sie nicht bei vollem Bewußtsein gestorben und nicht im letzten Augenblick noch mit der letzten Willensregung das Gedächtnis beeinflugten, sich zu erinnern. Man weiß, daß man vergißt, was man sich nicht bewußt merkte, als es geschah. Hans aber hatte sein Gedächtnis, sein ganzes Vorstellungsvermögen auf diesen Zweck hin abgerichtet — er war gerüstet, die Erinnerung hinüber und herüber zu nehmen.

Für den Abend des 8. Mai hatte er die Ausführung des Selbstmordes angefezt, und mit den derbsten Ermunterungen hatte er seinen Mut gefestigt: er würde ehrlos und charakterlos handeln, wenn er seinen Entschluß nicht ausführte, hatte er sich gesagt. Und solchem Vorwurf mag sich niemand aussetzen. Zu dem Ende hatte er sich einen mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Revolver gekauft, der geladen bereit lag und bloß abgedrückt zu werden brauchte, wann die große Stunde gekommen.

Indessen Hans liebte, wie angedeutet, ohngeachtet seiner Todesleidenschaft, das Leben. Er war ein Naturfreund, und wenn der

Frühling kam, dichtete er Jahr für Jahr sein Duzend Lieder, obwohl man seit einiger Zeit in den Zeitungen und Wochenschriften versicherte, solche Betätigung sei geschmacklos und eigentlich prähistorisch. Als ob nicht gerade das Ewig-Alt das Einzig-Neue wäre, nicht nur, wie der Poet schüchtern zu sagen wagt, ewig neu bliebe; denn nichts ist andererseits so alt wie das Allerneueste.

Drei Lieder fehlten nun Hansens am Nachmittag des 8. Mai an dem notwendigen Duzend, und er wollte trotz all seiner festen Ueberzeugung von seiner Wiederkunft die Geburt der fehlenden drei Lieder nicht von der Eventualität dieser Rückkehr ins Dasein abhängig machen. Er wanderte also hinaus, den Weg zum geliebten Walde, in dem sich die Birken eben zart befiederten und am Boden das junge leichte Grün mit dem schwerfälligen Braun, das der Herbst als Winterarmee zum Schutze des Waldes hinterlassen, zierlich, übermütig und siegesgewiß balgte.

Wie Hans dergestalt seinen Weg fürbaß schritt, zum vorläufig und — er seufzte — möglicherweise doch zum endgültig letzten Male, schien es ihm, als ob Luft und Licht sich verwandelt hätten. Sie hatten gar nicht mehr die Werktagsgewohnheit der Selbstverständlichkeit, deren pflichtmäßige Arbeit es ist, die Kreaturen zu durchatmen und zu durchleuchten; sie waren schier fremd geworden, scheu und liebevoll, erwachende Wesen, die erst versuchten, ob sie ihre Kunst wohl verstünden und so mit zagender Andacht, in eifrigem Streben, nicht aus träger stumpfer Uebung, das Mysterium der Liebe zur Menschenerde zu erfüllen begännen.

Hans beobachtete die Verwandlung mit frohem Erstaunen; es war kein Zweifel: er wurde mit rührender Innigkeit von diesen Elementargeisterchen des Kosmos geliebt, sie waren aus erfahrenen reifen Weibern, die ihre eheliche Pflicht leisteten, wie das bürgerliche Gesetzbuch es gebot, wieder zu Jungfrauen geworden, für die jeder Knabe wie ein Märchenprinz ist, an dem ihre sehnüchtige Lebensahnung zitternd, weich und warm emporblüht. Und Hans öffnete weit die verzückten Augen und dehnte die erstarrte Brust, um das Werbespiel der lind buhlenden Luft- und Lichtgeister ganz zu fühlen und zu schauen, und die Liederreime huben an zu quellen und zu sprudeln. Jammer schade, daß gerade an diesem Abend der verhängnisvolle Termin rief, und noch mehr schade, daß er für den Fall der Wankelmütigkeit sich selbst zur Ehr- und Charakterlosigkeit verdammt hatte! Morgen würde gewiß ein gleich schöner Tag sein, und wer hätte auch vermuten können, Natur würde auf einmal so sich verändern, daß man sich gar sehr anstrengen müßte, um überhaupt nur ans Sterben denken zu können! Hans war fast geneigt,

sich in eine neue Idee zu retten: Es gibt keinen Tod! Nicht das Leben, das Sterben ist ein Traum, eine bloße Wahnvorstellung verstimpter, ermüdeten Menschen. Wäre der Tod Wirklichkeit, so wäre Leben unmöglich. Es gibt nur Leben, nichts als Leben, an dem Licht und Luft immer von neuem den heiligen Beruf der Menschenliebe lernt. . . . Doch Hans war noch ehrlich genug, um bei sich festzustellen, daß dieser Idee keine Tatsache der Erfahrung entspreche, geschweige auf wissenschaftlichen Erkenntniswert Anspruch erheben könne.

Während Hans also gegen die treulos verführende Schönheit der jungen Zeit rang, sah er in der ferne einen Mann dieselbe Straße in entgegengesetzter Richtung gehen, und plötzlich blihte ein Entschluß in seinem Bewußtsein auf: Noch einmal wollte er versuchen, ob nicht der Zufall, wenigstens die Mitwirkung einer fremden Macht, ihn von der Pflicht erlöste, selbst und allein das Werk zu verrichten. Er gewährte, daß der ihm entgegen Kommende offenbar den besten Gesellschaftskreisen angehörte und sein Aeußeres schien genügende Energie zu versprechen. Jetzt waren die beiden sich auf einige Schritte nahe gekommen, Hans nahm eine trotzig, brutale, geradezu steifhafte Miene an und rempelte den anderen so tadellos an, wie es nur ein Abenteuer suchender Fuchs im vorgeschrittene Stadium mangelnder Nüchternheit zu tun vermöchte. Der andere wäre beinahe gestürzt, und Hans war breitspurig stehen geblieben, um die Folgen auf sich zu nehmen: Die schwersten Bedingungen würde er veranlassen und im Duell sicher fallen.

„Sie sind unhöflich, mein Herr!“ sagte der andere und wandte sich lächelnd dem Verblüfften zu.

„Ich habe nicht nötig, höflich zu sein, am allerwenigsten Ihnen gegenüber“, erwiderte Hans mit möglichster Rüpelei, denn er ahnte, daß auch dieser Plan zuschanden werden würde.

„Sie kennen mich ja gar nicht“, meinte jener, seelenruhig und immer noch lächelnd.

„Ich kenne Sie aus Ihrem gegenwärtigen Benehmen genugsam, um zu wissen, was ich von Ihnen zu halten habe“, brüllte Hans.

„Und ich kenne Sie, trotz Ihres jetzigen Benehmens, das ich übrigens vollständig begreife.“

„Sie sind leicht von Begriffen!“ schrie Hans um so lauter, als er bei dem Aussprechen merkte, daß das keine Beleidigung sei. Da ihm augenblicklich nichts Bösesartiges einfiel, und der andere ihm ein wenig unheimlich in seiner übermenschlichen Gelassenheit erschien, schickte er sich an, mürrisch weiter zu gehen. Der andere aber meinte sanft:

„Ich bitte Sie, mir zu gestatten, daß ich denselben Weg gehe wie Sie, dann können wir nicht zusammenprallen.“

Hans hatte sich jetzt auf eine neue Höhe besonnen, aber noch ehe er ihr Gestalt zu geben vermochte, sprach der Unbegreifliche weiter:

„Ich habe nämlich, müssen Sie wissen, ein ungemeines Interesse an Selbstmordkandidaten.“

„Sie wissen —“

„Sie verstehen darum, daß ich für Ihre Ungezogenheit keine Entschuldigung brauchte. Ich als alter Praktikus verstehe mich auf die Mienensprache und wußte beim ersten Blick, wie es mit Ihnen beschaffen ist. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie sich die Sache zu recht gelegt haben. Wenn Sie mir eine große Freude bereiten und eine Genugthuung für Ihr Betragen geben wollen, so lassen Sie mich bei der Katastrophe zugegen sein. Sie können versichert sein, daß ich Sie nicht hindere. Mich interessiert das!“

Hans hatte bereits für den Fremden, dem er mit steigender Verwunderung zuhörte, eine verständliche Teilnahme gefaßt. Er bat jetzt um Entschuldigung und ersuchte ihn lebhaft, ihm die Ehre seiner Begleitung zu erweisen. Er sei ihm, durch seine überraschende Kunst im Gedankenlesen, wie ein alter Freund und Vertrauter geworden. Indem aber Hans die Bitte aussprach, fühlte er doch ein wenig Beklemmung über das Ungewöhnliche des Mannes. Er hatte sich ihn jetzt genau betrachtet: der Fremde war hochgewachsen, hatte einen Klumpfuß, der aber unter dem langen Mantel kaum bemerkbar war. Ganz merkwürdig war das Gesicht, das schmal und scharf markiert, doch nicht faßlich war. So oft Hans das Gesicht erblickte, schien es ihm anders, und trotz aller Bemühung konnte er die Züge sich nicht einprägen: sie zerrannen ihm wie in der bannenden Wirrnis eines Traumes. Wie alt der Mann war, was sein Gesicht sprach und verriet — Hans vermochte nicht, es sich klar vorzustellen.

„Und nun erzählen Sie“, sagte der Fremde gemächlich und legte seinen Arm leicht in den Hansens.

Als Hans berichtet, wie die verzehrende Neugier nach dem Geheimnisse des Todes seinen Entschluß herbeigeführt, freiwillig, wenn auch hoffentlich nur versuchsweise, aus dem Leben zu scheiden, meinte der andere gutmütig:

„Der Selbstmord ist eine Dummheit. Damit ist an sich noch nicht bewiesen, daß man ihn unterlassen soll; denn die Dummheiten sind ja wohl das Beste im Dasein. Aber man sollte keine Dummheiten begehen, deren Reiz man nur einmal kosten kann. Und darum

ist diese Dummheit unzulässig. Man stirbt nur einmal, mein Freund!“

Hans hatte bei den letzten Worten eine Entdeckung gemacht. Er hatte schon zuvor gesehen, daß der große Schlapphut, den der Fremde trug, links und rechts oberhalb der Ohren eine eigentümliche Beule zeigte. Ein unheimlicher Verdacht war in ihm entstanden; als aber der Fremde jetzt ein wenig den Hut lüftete, wohl weil ihm heiß geworden, sah er es ganz deutlich: unter dem Filz sproßten zwei Hörner. Kein Zweifel! Der andere war der Teufel, an den Hans zwar niemals geglaubt hatte, dessen Existenz er aber nunmehr als überzeugter Empirist — als solcher wünschte er ja gerade die Tatsachen des Jenseits zu erforschen — nicht mehr leugnen durfte.

Seine unbehagliche Stimmung verschwand schnell über dem stolzen Gefühl einer solch ungeahnten Bereicherung seiner Erfahrungen, und die letzten Worte des Teufels hatten zugleich einen Gedanken in seinem Hirn entzündet. Sollte dieser Teufel wirklich der dumme Teufel sein, wie er in der Volksage umgeht? Das müßte experimentell festgestellt werden, und von dem Ausfall des Versuchs konnte sogar die Befriedigung seines höchsten Wunsches abhängen.

Sang der Fremde das Lob der Dummheit? — gewissermaßen in eigener Sache — das war das Problem!

„Woher wissen Sie, daß man die Dummheit, von der Sie reden, nur einmal begehen könne?“ fragte Hans unschuldig.

„Ei, welch ein Phantast sind Sie“, erwiderte der andere. „Woher ich's weiß — aus Erfahrung.“

„Bah, die Erfahrung“, meinte Hans, indem er gegen seine sonstige Meinung rebellierte, „die beweist gar nichts, wenigstens nichts für die Möglichkeit in der Zukunft.“

„Nun, ich weiß es allerdings auch ohne Erfahrung“, antwortete der andere ein wenig zögernd. „Es ist ein Urgeßetz der Menschheit, das unverbrüchlich ist.“

„Das sagen Sie so“, spottete Hans, „wer braucht Ihnen zu glauben, daß das Gesetz ist?“

„Es ist Gesetz, weil — weil — nun, nehmen Sie an, weil ich es selbst gegeben.“

Er sagte es mit einer Miene, als ob er scherzte, und Hans tat so, als ob er überzeugt wäre, daß die letzte Wendung ein lustiger Einfall wäre.

„Kurz, Sie sind überzeugt, daß man nur einmal stirbt?“

„Es ist unbedingt so.“

„Würden Sie auf diese angebliche Wahrheit einen Eid leisten?“ fragte Hans listig.

„Jeden Eid“, erwiderte der Fremde, der allmählich eifrig wurde.

„Und welches ist Ihr höchster, feierlichster Eid, den Sie nicht brechen würden, noch könnten?“

„Ich würde bei allem schwören, was mir unheilig ist“, erwiderte der andere mit einem Zynismus, den Hans geradezu zu — riechen glaubte.

„So schwören Sie, wenn ich nicht glauben soll, daß Sie ein Schwächer sind“, erklärte Hans pomphaft. Jener aber stampfte dreimal mit dem Klumpfuß, seine Stimme fiel plötzlich in einen quietstschenden Diskant — so spricht der Teufel, wenn er pathetisch wird — und er schrie:

„Ich schwöre bei allem, was mir unheilig ist, daß man nur einmal stirbt. Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten.“

„Sind Sie nun zufrieden?“ fügte er hinzu in seiner gewöhnlichen, artigen und sanften Sprechweise.

„Jetzt glaube ich“, versicherte Hans scheinbar tief ergriffen.

Damit senkte sich auf beide eine Laune, zu schweigen. Sie schritten stumm nebeneinander: denn jeder gedachte, wie er zu seinem Ziel gelangen könnte. Hans grübelte über den ersehnten Probetod, und der Teufel überlegte, wie er sich des Leckerbissens dieser raren Seele verschern möchte. So liefen die Gedanken beider unversehends zusammen; als Hans eben von seinem Wunsch sprechen wollte, begann der Teufel in gleicher Zielrichtung:

„Was würden Sie mir wohl geben, wenn ich Ihnen Gelegenheit verschaffe, eine Stunde im Reiche des Todes zu verweilen und die Erinnerung an das Geschehene ins Leben zurückzunehmen?“

„Alles was Sie wollen!“ rief Hans feurig und außerordentlich glücklich; denn er fühlte nun, daß er zu seinem Ziele gelangen, daß der dumme Teufel ins Garn gehen werde.

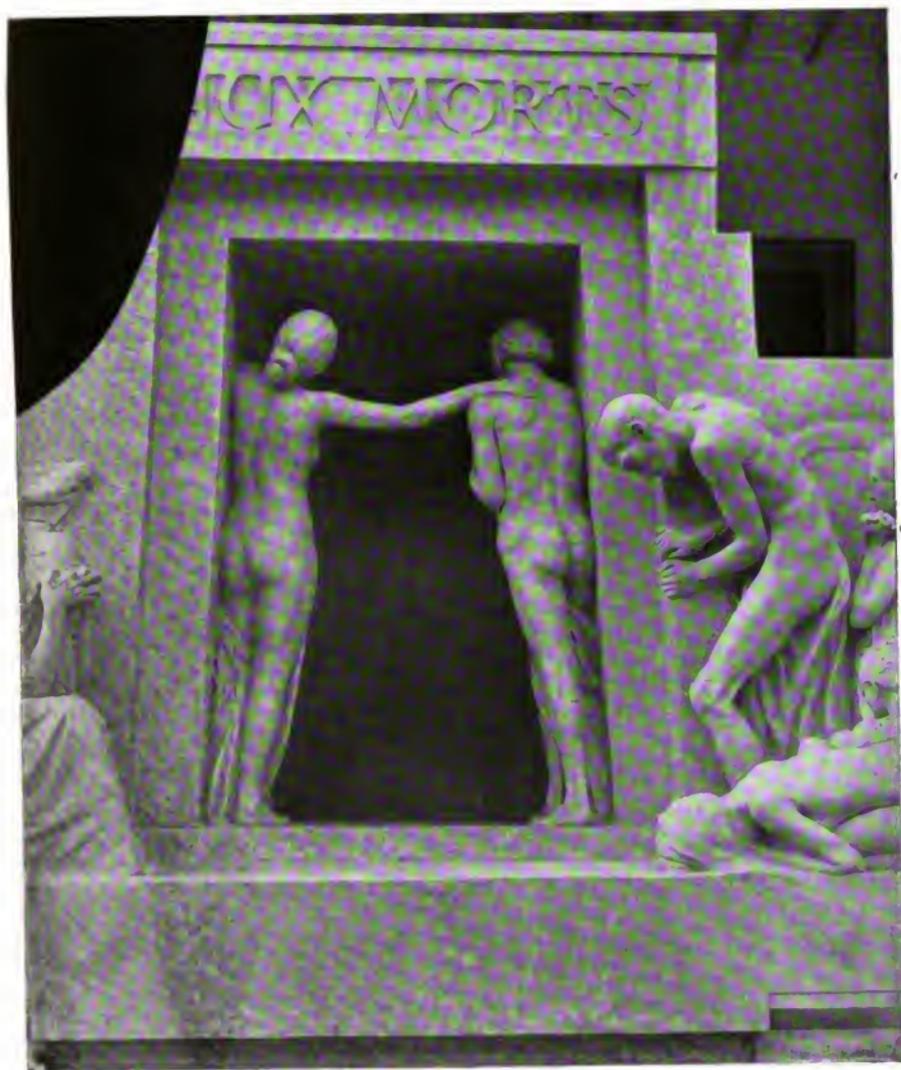
„Ich bin Arzt“, gestand jener ein wenig zögernd, „ich hätte wohl ein Mittel. Sie für eine Stunde sterben und dann bewußt ins Diesseits zurückkehren zu lassen.“

„Sie sprechen von wirklichem Sterben, nicht nur von Scheintod?“

„Von wirklichem Sterben, von echtem Tode, so wie alle Menschen ihn leiden müssen.“

„Und was wünschen Sie als Entgelt für dieses Mittel?“

„Ich bin, wie gesagt, Arzt und hätte den lebhaften Wunsch, daß, wenn Sie dann im Alter auf natürliche Weise sterben, Sie mir Ihren Leichnam völlig zur Verfügung stellen, zu freiem Schalten und Walten. Ihre Gehirnbildung bietet“ — er stockte wieder wie



verlegen — „gewiß der wissenschaftlichen Forschung manchen Aufschluß über die Tätigkeit der — Seele, die es ja eigentlich“ — abermals zeigte seine Stimme eine gewisse Verlegenheit — „nicht gibt, also der sogenannten Seele.“

„Wenn Ihnen daran gelegen ist“, sagte Hans, und stellte sich, als ob er in aller Harmlosigkeit lache, „das sollen Sie haben. Meine Hand zum Pfande.“

Und er schüttelte jenem die Hand, die sich in dem Glacéhandschuh spitzknöchig anföhlte.

„Sie sind mir also verfallen“, äußerte der Fremde, wie scherzend.

„Wenn Sie Ihr Versprechen halten, dann steht Ihnen nach meinem Tode mein Leichnam zur Verfügung, der hoffentlich eine recht große Ausbeute für die Wissenschaft bietet“, entgegnete Hans fröhlich; er konnte kaum noch sein Triumphgeföhl verbergen.

Dann schieden sie.

Als Hans nach Hause kam, fiel er ganz ungewöhulich lebhaft seinem jungen Weibe um den Hals, küßte es und sagte: „Adieu, Schatz!“

„Wie nett Du heute bist, Lieber“, sprach das Weib, „was ist Dir Gutes begegnet?“

Hans legte pffiffig einen Finger auf die Lippen, als wenn er jagen wollte: „Kommt Zeit, kommt Rat. Du wirst's schon zur rechten Stunde erfahren.“

„Ich bin nicht neugierig und kann warten, bis es Dir geföllt“, meinte die Gattin ruhig. „Aber höre, obwohl ich Dich heute sehr lieb finde und Du gar nicht vergrübelt erscheinst, bist Du doch zerstreut wie immer.“

„Zerstreut?“

„Ja, seit wann sagt man denn seinem Schatz zum Willkommen: Adieu?“

Hans lächelte eigentümlich.

„Wäre ich abergläubisch, so könnte ich in diesem Abschiedsgruß bei der Ankunft ein böses Anzeichen sehen.“

„Mehr ein böses Abzeichen — meiner Zerstretheit“, sagte Hans, und dem Weibe fiel auf, wie pffiffig er dabei blickte.

Hans küßte sein Weib noch einmal und setzte sich an den Schreibtisch. Er legte einen großen Haufen schönes, weißes Papier in die Mitte, steckte in den Halter eine neue Feder, goß das Schreibzeug voll frischer Tinte und entfernte am Löscher das unterste Blatt, das nicht mehr recht aufnahmefähig war, so drängten sich die Hieroglyphen auf dem Saugpapier. Hans traf diese Voranstaltungen,

damit er unmittelbar nach seiner Rückkehr die Reiseerinnerungen aufzeichnen könnte und nichts vergäße.

„Du triffst so großartige Vorbereitungen! Du willst doch nicht etwa einen Liebesbrief an mich schreiben — wie einst“, scherzte das Weib und seufzte dabei leise und fast schmerzlich.

Noch ehe aber Hans den kleinen Hieb auf seine einstige Schreibseligkeit — jetzt schickte er in Familiensachen nur Postkarten und Telegramme nicht über zehn Worte — parieren konnte, sank er ohnmächtig in seinen Sessel zurück.

Sie beugte sich entsetzt über den Gemahl: „Was ist Dir?“ Sie versuchte es mit kaltem Wasser und Aether — die Ohnmacht wich nicht. Da beugte sie sich in furchtbarer Ahnung auf die Brust des Mannes und lauschte: Nichts rührte sich in der Werkstatt des Lebens.

„Adieu!“ — flüsterte sie unhörbar, ihr Gesicht war wie erstarrt, sie schrie nicht, sie weinte nicht, aber sie war in einem Augenblick in der Küche und hieß das Mädchen sofort zum Arzt laufen. „Der Herr stirbt“, sagte sie einfach, um das Mädchen zu besänfteln.

Bald kam der Arzt. Er untersuchte den Leblosen, den sein Weib inzwischen auf sein Bett gelegt hatte, — der eiserne Wille verließ ihr die Kraft — und wandte sich dann an die „gnädige Frau“ mit ein paar tröstenden Worten. Keine Rettung!

Der Arzt stellte die Todesursache fest, wissenschaftlich natürlich; denn an den Teufel glaubte er nicht als ein vielbeschäftigter Spezialist des 19. Jahrhunderts. Die Frau war allein; sie liebte ihren Mann mit all seinen Wunderlichkeiten und deshalb vermochte sie das Unbegreifliche nicht zu glauben. Es war so sinnlos, dieses plötzliche Sterben, so wider die Natur, eine Verhöhnung, kein Ende des Lebens. — Sie warf sich über den Leichnam, und das Ohr lauschend auf seiner Brust, verharrte sie unbeweglich. Das konnte nur ein törichter Einfall von diesem Herzen sein, für eine Weile sich stumm zu stellen, ein Versuch, sie zu erschrecken, um ihr die ganze Liebe zu offenbaren, die sie für den seltsamen Mann empfand.

Gebengt über dies stumme Herz, fand sie fast Ruhe, in dem Eifer des Hoffens und der Geduld des Lauschens.

Wie es wohl geschieht, daß man plötzlich in der Nacht die Uhr die Stunde klar und deutlich schlagen hört, zu der man sich vornahm, zu erwachen und aufzustehen, und den Klang im Ohre aus dem Schläfe emporschreißt, um zu gewahren, daß man die Stunden schläge geträumt und die rechte Zeit noch nicht gekommen, so hörte die Arme in dem dämmernden Halbtraume, in den sie versunken, was sie zu hören erwartete: das Herz des Mannes begann zu klopfen. Aber in der schweren Stunde, die das Weib gehorcht und

gesehnt hatte, war ihr der Wunderglaube zerronnen, und sie erhob sich, nichts anderes meinend, als daß sie im Traume gehört, was sie im Wachen verlangte, und nun erst packte sie ganz bewußt das Gefühl der unsäglichen Leere, wo sie noch einmal, wenn auch in warnendem Trugspiel, das Unwiederbringliche wiedergebracht wähte. Wie sie sich jedoch wandte, hielt sie eine Hand fest, eine warme Hand, deren Druck sie so gut kannte, und eine weiche Stimme sprach: „Welch ein tiefer Schlaf!“

Das war kein Wahn mehr! Der Tote war wirklich auferstanden, und nun brach das Weib, das bislang tränenlos war, in wildes Weinen aus. Dann umfing sie den Wiederlebenden, herzte ihn und schalt ihn, daß er sie durch seine Ohnmacht so entsetzlich erschreckt. Hans fügte dem Weibe mit vergnügter Zärtlichkeit die Tränen von den Wangen. Er selbst schien völlig verwandelt, seine Augen leuchteten aus unendlicher Tiefe, und auf seinem Gesicht lag es wie das Wissen eines Geheimnisses, das durch unverbrüchlichen Beschluß in alle Ewigkeit dem Schweigen geweiht ist. Und wie er sich den Armen der Geliebten sanft entwunden, ging er an seinen Schreibtisch und verschloß das dort aufgespeicherte Papier, lächelnd und selbstgewiß.

„Du wolltest doch arbeiten“, meinte ängstlich sein Weib, „fühlst Du Dich noch nicht wohl?“

„Ich will auch arbeiten, aber anders, weil ich wie neugeboren bin, nach dieser Stunde wundertätigen Schlafes“, erwiderte Hans; dann lachten sie beide eine Weile und freuten sich aneinander. Der Totenschein des Arztes aber wurde feierlich verbrannt und bestattet. . . .

*
*
*

Von diesem Tage an war Hans in Wahrheit ein anderer. Er hielt nicht mehr lästern Zwiesprache mit dem Tode, sondern ward zum begeisterten Prediger des Kultus des heiligen Lebens. Bald sammelte sich um ihn und seine reinen leuchtenden Lehren eine begeisterte Gemeinde, die den Sinn der Menschheit erkannt hatte, in dem heiligen Leben, das die schwache Kreatur zum Herrn der Welt erhebt, sobald sie nur weiß, was Großes in ihr schlummert. Er verkündete die Heldentaten des Menschengesirses und betete zu jenem Dreigestirn, das er in seinen alten kranken Tagen so oft als läppisches Kindermärchen verhöhnt, zu dem Dreigestirn des Wahren, Guten und Schönen; er weihte sich der Erhöhung des Lebens in der Erhöhung des Menschentums und fast schien es, als ob sich

die Nebel allmählich lichteten, die bislang auf den Gemütern der Völker lasteten. . . .

Hans ward sehr alt. Er begrub seine getreue Genossin und trauerte um sie, er selbst aber blieb ungebrochen, der trotzigste Prophet des Lebens. Nun war endlich seine Stunde gekommen. Der Knochenmann, den Hans nicht durch den Jüngling mit der gesenkten Fackel zu verdrängen vermocht hatte, erschien bei ihm, und indem er seine Legitimation vorwies, forderte er ihn auf, ihm zu folgen. Hans jedoch lachte und weigerte sich.

„Du mußt Deinen Herrn schon selber schicken, Dir folge ich nicht“, meinte er.

„Da hätte der Teufel viel zu tun, wenn er sich um jeden bemühen sollte. Ich habe Procura!“ erwiderte mürrisch der Knochenmann und faßte Hans bei der Hand. Der aber blickte ihn mit feinen Augen an, daß der Stellvertreter des Teufels erschraf und zurückwich; denn vor dem Leben ängstigte er sich.

„Ich werde meinen Herrn schicken“, brummte er schließlich und schlich von dannen.

Der kam denn auch alsbald. Heute hatte er es nicht für nötig gehalten, in der Herrenmode vom Ende des 19. Jahrhunderts zu erscheinen, sondern er war gekleidet, wie eben der Teufel seit Anbeginn, wie jeder weiß, aussieht. Vielleicht hatte er aber nur in der Eile keine Zeit zum Toilettenwechsel gehabt. Aber auch höflich war er gar nicht mehr, wie damals auf dem Spaziergang. Vielmehr fuhr er den Hartnäckigen barsch an:

„Mein Vertreter berichtet mir, daß Sie durchaus von mir persönlich geholt sein wollen. Das ist zwar übermäßig unbescheiden, mein Herr, aber da ich gerade heute“ — er grinste boshaft — „in der Gebelaune bin, will ich Ihnen die Ehre erweisen. Siehen Sie sich warm an — bei der Fahrt durch den luftleeren Raum ist's etwas ungemütlich — nun kommen Sie. In meinem Klima“ — wieder grinste er satanisch — „bedürfen Sie dann keiner wollenen Unterkleidung. Also marsch!!“

„Ihr Vertreter hat mich mißverstanden“, entgegnete Hans sehr ruhig und setzte sich recht fest und behaglich in seinen Lehrstuhl, „ich bat nur um die Ehre Ihres Besuchs, nicht weil ich Ihnen die Unbequemlichkeit bereiten wollte, meine unbedeutende Persönlichkeit höchstselbst zu transportieren. Ich wollte mir nur gestatten, Sie auf einen offenbaren Fehler in Ihrer Buchführung aufmerksam zu machen. Meine Zeit ist nämlich noch nicht gekommen, noch lange nicht.“ Damit lachte Hans ganz herzlich.

Jetzt wurde der Teufel hitzig, denn er war augenscheinlich in seiner Ehre gekränkt: „Bitte sehr, mein Herr, in meiner Wirtschaft gibt's keinen Irrtum, niemals. Unterlassen Sie also solche ungerechtfertigten Insinuationen, zu deren Kennzeichnung mir eigentlich ein parlamentarischer Ausdruck fehlt. Ihr Konto ist auf Folio 4 678 943 550 231 sorgfältig gebucht, und die Abrechnung ergibt, daß Ihr Guthaben völlig erschöpft ist. Wenn Sie an Ort und Stelle sind, können Sie sich selbst überzeugen. . . . Ach Gott“ — fügte er nach einer Weile verdrießlich hinzu, denn auch der Teufel sagt mit Vorliebe: ach Gott! — „Ach Gott, wenn man mit jedem solche Umstände hätte, wie mit Ihnen, dann möchte man schließlich müde werden, Teufel zu sein. Die Pflichten meines erhabenen Amtes sind ohnehin schwer und verantwortungsvoll.“

„Ich beabsichtige keineswegs, Ihnen Chikanen zu bereiten. Aber ich bestehe darauf, daß Ihre Buchführung fehlerhaft ist. Haben Sie ganz jenen, unseren gemeinsamen Spaziergang vergessen?“

„Wir vergessen nichts, gar nichts, natürlich erinnere ich mich. Aber was hat jener Spaziergang mit Ihrem heutigen Hingang zu tun?“

„Sehr viel. Bei Ihrem eingestandenem Gedächtnis werden Sie sich auch zweifellos an einen Eid erinnern, den Sie geleistet.“

„Gewiß, ich schwor bei allem, was mir unheilig ist, daß . . . äh —“ der Teufel stotterte und eine schreckliche Ahnung fiel wie ein Schatten auf sein Gesicht — „daß man nur einmal stirbt. Das ist auch durchaus richtig“, setzte er anscheinend fest hinzu, „und ich begreife noch immer nicht, was das mit dem vorliegenden Fall zu tun hat.“

„Nun“, antwortete Hans, „danach wäre es doch unstatthaft, wenn ich jetzt zum zweitenmal stirbe, da ich bereits durch Ihre Güte einmal gestorben bin.“

Der Teufel verlor nun sichtlich die Fassung, er kratzte sich recht gewöhnlich mit der rechten Kralle hinter dem linken Horn und flüsterte zu sich leise: „Nur ruhig Blut.“ Laut aber sagte er:

„Jener Tod war nur ein Spaß, der nicht gilt!“

„O bitte“, warf Hans ein, „Sie selbst versicherten, daß es der echte, wahre Tod gewesen, und wenn Sie es nicht gesagt, ich würde es auch ohnedies wissen — aus meinen Erfahrungen.“ Seine Stimme bebte ein wenig bei den letzten Worten und seine Miene wurden groß und feierlich.

Der Teufel gab sein Spiel noch nicht verloren: „Mag sein, aber man lebt auch nur einmal, und Sie können noch froh sein, daß ich Ihren sogenannten ersten Tod mit dem späteren, ganz unberechtigten

Leben kompensiere und Sie nicht bereits nach jener Stunde mit mir genommen habe. Wenn ich nun diese Kompensation zu Ihren Gunsten vollziehe, so folgt daraus, daß Sie zum erstenmal sterben. Stimmt die Rechnung? Oder wagen Sie es zu leugnen, daß man nur einmal lebt?"

"Gewiß nicht", erwiderte Hans gleichmütig, „aber das haben Sie damals nicht geschworen, und kommt für mich nicht in Betracht. Wohl aber dürfen Sie Ihren Eid nicht dadurch brechen, daß Sie beweisen, daß man zweimal sterben könne.“

Beinahe hätte der Teufel: „O ich Efel!“ ausgerufen, wenn er nicht Achtung vor diesen Tieren gehabt hätte, die seine willigste Gemeinde auf Erden bildeten. Er versuchte es auf andere Weise, das Spiel zu retten und von Hans selbst eine Interpretation des Eides zu erlangen, die den Tod ermöglichte; denn wenn Hans den Eid im Sinne des Teufels auffaßte, brauchte sich dieser keine Gewissensbisse wegen Meineids zu machen — der einzige Fall übrigens, wo auch der Teufel Gewissensbisse empfindet, weil solch ein Meineid ein Verrat am Unheiligen ist.

„Sie sind ein unglaublicher Mensch“, sagte der Teufel so recht künstlich sarkastisch. „Sie sollten froh sein, daß mein unüberlegter Eid noch eine für Sie günstige Auslegung zuläßt; und dankbar müßten Sie mir sein, daß ich Sie vor der Qual bewahren will, ewig zu leben. Ich denke, ein ewiger Jude wäre gerade genug; das Geschäft soll auch gerade kein Vergnügen sein, wie man sagt.“

Da war es, als ob Hans sich in eine Flamme verwandelte, so glühte es in ihm, seine Augen brannten aus unendlichen Abgründen und er rief laut, wie beschwörend:

„O Du dummer, gewöhnlicher Teufel! Glaubst Du, daß ich Lust hätte, als Dein Opfer und Jagdtier, Dir zur frohen Heße, auf Erden unsiß zu schweifen, wie Ahasverus? Als Dein Todfeind und als Dein Herr werde ich leben und Deine Tyrannei stürzen. Denn ich predige die Hoheit des Lebens. An meiner Lehre gefundet und erstarkt die arme Menschheit. Nimmermehr sinkt sie zurück in Torheit und dumpfen Wahn. Immer gewaltiger wird sie wachsen in stetigem Aufstieg zum Gipfel des Lebens, ohne zu wanken und ohne einen Schritt rückwärts zu tun. Und wenn Du über sie kommst und sie verführst, doch zu stocken und zu sinken, wenn Du sie in jene Zeiten hinüberlocken willst, wo Dein Reich in Herrlichkeit blühte und die Menschheit sich wand in Qual und Schmutz und Niedrigkeit, dann werde ich als das ewige Leben, als der Träger und Mittler der Höhenwandlung, als der Mensch, der die ganze Weltgeschichte in sich selbst erlitten und erkämpft, dann werde ich die

Völker zum Glanze des blühenden Lebens schrecken, indem ich ihnen aus ihrer eigenen Vergangenheit erzähle, was ich selbst erfahren. Und so steigen sie sicher, steigen in alle Ewigkeit ohne Verfall und Fäulnis."

"Steigen sie, steigen sie", kreischte der Teufel in wütendem Zorn, „und wenn sie ganz oben sind, und Du, Hans, meinst, jetzt wäre ich überwunden, dann erst biete ich alle meine Macht auf und wie ein Spielzeug zerbreche ich mit einem Griff Dein ganzes Werk der Jahrtausende."

"O, Du dummer Teufel", rief Hans noch einmal und seine Stimme klang wie eine gewaltige Glocke, „glaubst Du, ich wäre nicht auch wider Deine beste List gerüstet? Wag' es nur meine Menschheit noch auf der Höhe dem Leben abwendig zu machen. Dann werde ich sprechen und erzählen, was ich in jener einen Stunde des Todes geschaut, die ich Dir verdanke, o dummer Teufel!"

Es war ein Brausen in Hansens Worten wie ein stürmisches Meer und Sonnenstrahlen schienen aus ihm zu fluten.

Der Teufel aber floh hastig von dannen, fast wäre er die Treppe hinuntergestürzt mit seinen schwerfälligen Hufen, und in der Aufregung hatte er sogar vergessen, den Schwefelgestank Hansens zum Andenken zu hinterlassen.



A decorative rectangular frame with ornate, symmetrical scrollwork at the corners and midpoints of the top and bottom edges. The frame is drawn with a double-line border.

**Die Geburt
des Menschen**



Ein altes Fest.

Vor langen, langen Jahren, in jener düsteren Zeit, da die Menschen noch die Kreaturen fremder Gewalten waren, die aus den lebendigen Wesen stumpfe, müde Maschinen preßten, da ward alljährlich, bevor sich der Lauf unseres Planeten um die Sonne vollendete, ein sonderbares Fest gefeiert.

Hatte man schon das ganze Jahr über hart gearbeitet, so versiel man jetzt in einen wilden Taumel der Arbeit. Die Nächte wurden zerstört, die Muskeln bis zum äußersten gestachelt, Nerven, Willen, Geist gepeitscht, daß sie mehr leisteten, als ihre Natur hergeben wollte. Sie durften nicht erschlaffen, nicht versagen, nicht zusammenbrechen — denn ein grimmiger Fronvogt schaltetete als Festmeister, dem alles tributpflichtig war: das Elend! So hausten sie in den Höhlen der Not und feierten das Fest: Männer und Weiber, Greise und Kinder, in der Andacht des Hungers, in den Schauern der Qual, blaß, überwacht, frierend, Tag und Nacht unablässig schweißend, hämmernd, malend, klebend, nähend. Und in den großen Werkhäusern kommandierte „Meister Blutlos“, der mit seinen stählernen Armen Baumstämme wie schwächtiges Rohr knickte, Eisen zerriß wie ein Rosenblatt und mit ein paar Griffen tausend Wunder der Kunst aus formloser Materie schuf. Freilich trank er auch das Blut der zahllosen Menschen, die ihm dienen mußten für larken Lohn; darum ward er so stark und zauberkräftig, ob ihm zwar selbst kein warmes Blut in den Adern rollte. Das war so recht ein Fest für „Meister Blutlos“; jetzt schrie und brüllte er noch einmal so gewaltig wie sonst, in Blut und Rauch und erstickendem Dunst trieb er seine Sklaven, ihm zu dienen, und wehe, wer unachtsam in der Ermüdung seine Befehle nicht ausfährte oder nicht verstand: „Meister Blutlos“

— so nannte ihn ein Dichter der Zeit — fiel über den Unseligen her, zerrig ihn in Stücke und ließ sich dann gleichmütig von den Genossen des Gemordeten die beschmutzten Glieder wieder waschen, bis sie glänzten.

So strömten aus den dumpfen Höhlen der Not und den tosenden Riesenbauten der Fabriken unendliche Massen schimmernden, duftigen, zierlichen Tands. Zu Bergen häuften sie sich und von allen Seiten kamen geschäftige Männer, blickten gierig und schlau und nahmen mit sich, so viel sie schleppen konnten; verschieden war aber ihre Kraft. Der füllte einen himmelhohen Palaß, der aus Eisen, Glas und schimmerndem Gestein gewölbt war, bis zum Giebel mit den glühenden Schöpfungen des Glends, ein anderer packte verdrossen und ängstlich ein dürftiges Lädchen voll von den erhaschten Waren, der dritte hatte auf offener Straße eine Bretterbude aufgeschlagen, als Herberge für die lustig scheinenden Dinge, deren jedes doch von schwerem Schicksal erzählt; indes man verstand damals nicht die Sprache der Dinge, die sie darum tot nannten, und ihre Tränen hielten sie für schönen, leuchtenden, fühllosen Schmuckglanz. Der vierte endlich war ein frierendes Kind, das in den roten Händen ein paar Säckelchen mit sich trug.

Alle aber wachten sorgsam, daß niemand ihnen ein Stück raubte, und alle waren doch zugleich bedacht, sich ihrer zu entledigen. Abtaufen mußte man es ihnen nur: so hieß man es, wenn man für ihre Waren ihnen kleine gespenstliche Amulette gab, die, äußerlich unscheinbar, teuflisches Wesen und dämonische Kraft bargen. Man nannte diese Gebilde finsternen Aberglaubens: Geld!

Das ward nun ein wildes Jagen: die hübschen nützlichen und erfreuenden Schöpfungen des Fleißes wurden von ihren Eignern den Menschen aufgedrängt, die im Besitze der Amulette waren. Da jedoch nur wenige viel und die vielen nur wenig von dem Zauber- mittel besaßen, so überbot einer den anderen, um zuerst und zumeist den sinnlosen Tausch zu erlisten. Das Kind schrie mit scheuem Stimmchen, bis es heiser ward, der Mann der Bude schimpfte und trieb anlockende Späße, der Inhaber des Lädchens hatte sein Gut mit ein paar Klämmchen beleuchtet, um ihnen höhere Werbekraft zu verleihen, und der Palaß ward zum strahlenden Märchen bunter, üppiger Pracht.

Hier drängten sich denn auch die Menschen, hierher trugen sie ihr Geld, und die anderen haßten den glücklichen Rivalen und verfluchten ihn, als die Quelle des Unheils; denn wem es nicht gelang, die Waren gegen Geld zu vertauschen, der mußte hungern und ging zugrunde.

Grausam, unbarmherzig rangen an den Tagen des Festes die Schwächeren mit den Stärkeren, und die Zertretenen, Verendenden wurden als Opfer dargebracht.

Begehrlich staute sich die Menge vor den lichtflutenden Bazaren und warb um die aufgespeicherten Kostbarkeiten; aber weil ihnen das Zaubermittel ver sagt, waren ihnen die Schätze verschlossen, die ungenüßt liegen blieben. Wozu hatte die Not diese herrlichen Waren erschaffen, wenn sie nicht einmal dazu dienten, von den Menschen gebraucht zu werden? Das war eben der Sinn des Festes: zu reizen, ohne zu befriedigen, zu verheißigen, ohne zu erfüllen, und die Lasten und Eafter des Daseins ins Grenzenlose zu steigern!

Freilich, da gab es eine winzige Menge, denen nichts sich verweigerte. Sie waren die Besitzer des Geldes, und die tödliche Arbeit der Millionen diente, ihr Dasein zu jieren. Sie konnten, so viel sie nur wollten, kaufen, und sie beschenkten einander, indem sie die geheimen Wünsche der Freunde enträtselten. Das wäre ein fröhliches, lachendes Feiern gewesen, wenn nicht das harte festgesetzt von ihnen zugleich ein anderes Tun gefordert hätte.

Diese Herren des Geldes waren auch die Herrschenden in den Völkern, und ihre Religion gebot furchtbare Opfer. Sie zwangen den Menschen mörderische Waffen in die Hände und heißten: Tötet Euch untereinander! Sie jagten die freien Gedanken der Menschen und drohten: Schweigt, oder wir schmieden Euch in Ketten! Sie schütteten prangende Früchte hoch auf und verlachten die Herbeieilenden: Hungert! . . .

Inmitten aber dieses Festes der Zerstörung gab es einen Augenblick des Schlummers. Wie vom Mohntrank gebannt, vergaß man des Daseins und ein milder Traum umsing die Erschöpften: Sie träumten von grünen Bäumen, die in jeder Hütte wuchsen, mit brennenden Kerzen lieblich geschmückt; sonniges Kinderlachen und junges Augenleuchten flog durch die befreite Welt, und eiserne Glocken kündeten Freude jedem, der lebt!

Vorbei! Sie wachen wieder und feiern ihr wildes Fest! Auch der Traum war nur ein boshaftes Mittel, um den furchtbaren Zwiespalt, die marternden Widersprüche ihres Daseins, denen dieses Fest zum Sinnbild ward, in das Gefühl doppelt schmerzhaft einzubrennen.

So erzählte einst bei einer Maifeier im dritten Jahrtausend ein vergangenheitskundiger Greis seinen jungen Freundinnen, die verängstigt lauschten, als hörten sie schaurige Spukgeschichten.

„Und wie nannte man das Fest?“ fragte eine.

Das Fest der Liebe — antwortete der Alte.

Dezember 1898



Epistel an den Weihnachtsmann.

Werter Weihnachtsmann!

Berdenken kann ich's Dir nicht, daß Du diesmal nicht persönlich bei uns Menschenkindern revidieren magst, ob sie sich ihre Weihnachten auch verdient haben. Blicke auch schon lieber tausend Meilen hinter der Ewigkeit im Tannendickicht verborgen, richtete mir Eichhörnchen und Rehe ab und läge der schönen reinen Kunst ob, Schneesterne und Raubreif zierlich zu formen. In dessen ich bin nun einmal an und in die Tinte geraten, muß Gedanken auf Stahlfedern spießen und meine Galle mit möglichster grammatikalischer Zuverlässigkeit zu Papier bringen. Und weil es auf ein bißchen mehr oder minder Schreiberei nicht ankommt, will ich Dir auch Deinen Wunsch nicht abschlagen und Dir berichten, ob es die Sterblichen heuer wert sind, daß Du Deiner Gaben — meine kleine Hilde sagt immer Gabel — Fülle über sie ergieße.

Ah, mein verehrter Gönner, ich bin neugierig, ob es meine Brüder wirklich wieder wagen werden, die Weihnachtsglocken zu läuten, vom Frieden auf Erden zu lassen und die große, wunderbare Heilsbotschaft zu künden. Die Heuchelei wäre gar zu unverschämt. Sie haben ganz andere Gedanken und ihre Begierde lechzt nach Blut, Raub, Verwüstung. Willst Du ihren Geschmack treffen, so schenke ihnen nur viele, viele Krupplanonen mit automatischer Musik, die im Augenblick der Entladung gewaltig das Lied posaunen: Ich bete an die Macht der Liebe. . . . Sonst wünschen sie nichts und verdienen auch nichts anderes. Pilgere getrost, zum Christfest, noch tausend Meilen weiter hinter die Ewigkeit, damit Dich Deine Gutherzigkeit, Alter, nicht verführe, dennoch uns zu bescheren.

Ich will Dir einige Weihnachtsgeschichtchen erzählen, um Dir einen Begriff von unserer Zeit zu geben. Kennst Du Moabit? Da ist eine ungeheure Seelenwaschanstalt. Was sonst die Nächte und die Mauern verbergen, wird dort offenbar. Alle Hüllen werden hier gesprengt und alles Vieh weidet nackt. Jetzt haust Sternberg in diesem Gebäude, ein feiner und reicher Mann, mit den höchsten Verbindungen, ein Millionär, sage ich Dir. Ganz Deutschland beschäftigt sich mit dem Menschen und Berlin tut nichts anderes, als Witze über ihn zu erfinden. Und doch ist dieser Sternberg nur ein elender Knecht, der von den rohesten, schmutzigsten und blödesten Trieben gemartert wird, ein Sklave gemeiner, sinnlicher Lüste. Aber der Sternberg ist ein Millionär und nun wirkt er wie ein Riesemagnet, der alles an sich reißt und vernichtet. Dürftige Kinder, reizlos und weß, die niemals unbeflecktes Empfinden gekannt haben, verlogene Dirnen, wüste Kuppplerinnen, feile Schmarotzer werden ihm untertan. Seine Millionen öffnen jede Tür, verderben jede Scham, zerflören alles Pflichtbewußtsein, werben ihm ein Heer von gefälligen Freunden und Agenten, die vor keinem Vergehen zurückschrecken, machen Beamte zu Hehlern der Schande — die Springflut eines Sumpfes! Nichts von Schönheit, von orgiaßlicher Lebenssteigerung, von großer brennender gefühlloser Leidenschaft, — nur das Niedrigste, Ekelhafteste Stumpfsinnigste wird aufgepeitscht, die Millionengeißel heßt die Verwesung. Und diese Springflut des Schmutzes steigt unablässig, steigt über die ehrbaren Häuser des gutbürgerlichen Familienlebens und begräbt alles in einem Mälstrom des Kotes.

Das wirken die paar Millionen eines einzelnen Mannes, welche Verderbnis müssen erst die Milliarden der zur Weltplünderung organisierten Gesellschaft hervorbringen! . . .

Ein alter Mann reißt durch die Staaten Europas. Er klopf hilfesekend an die Pforten der Schlösser, an die Portale der Präsidents-Hotels. Eben noch war er das gefeierte Oberhaupt eines freien Staates. Als vor ein paar Jahren sein Volk von einem zudringlichen Müdenschwarm belästigt wurde, da bot man ihm allüberall kräftige Fäuste und blanke Schwerter zur Hilfe an. Es bedurfte der Unterstützung der begeistert von Stammesverwandtschaft, Blutsbrüderchaft und Freiheit Phrasierenden nicht. Jetzt ist eine Horde von Raubtieren in das Land gefallen; die reiche Beute hat sie gelockt. Hundert warfen sich auf einen. Das blühende Reich wurde zur Einöde, in heldenmütigem Kampfe fielen die Verteidiger des Vaterlandes. Die Leichen der Besten und Stärksten bedeckten den Boden. Da, in der höchsten Not, erinnerte sich der alte Mann, der das Land in seinem Glück verwaltete, der Freunde, die ihn und

sein Volk einst feierten und ihm Hilfe boten, wo keine Gefahr war. Ohm Krüger ging auf die Reise und flehte um Schutz und Rettung. Aber die braven Schwärmer bedachten bei sich, daß es gefährlicher sei, gegen Raubtiere zu kämpfen als Mücken zu jagen, und sie senkten verlegen die Augen, zuckten die Achseln und gaben dem Armen ein wohlwollendes Empfehlungsschreiben an den lieben Gott; der räche alle Schuld auf Erden, wenn auch manchmal erst nach 1500 Jahren. Die Käuse barg man unter den Rockschößen, die Schwerter schloß man säuberlich ein und empfahl dafür den Rettungsuchenden der Gnade des Himmels. Kein Staat fühlt sich in seinem Interesse bedroht, wenn man gegen ihn die Allmacht Gottes aufruft; nur Kanonen darf man nicht auffahren, das duldet niemand, ja selbst ein gerechtes Wort der Vermittelung gilt als schwerer Eingriff in fremde Rechte. Ohm Krüger sucht vergebens, den Untergang seines Volkes aufzuhalten. Die Christzeit sieht das ungeheuerere Schauspiel eines an der Raubsucht gewalttätigen Krämertums sterbenden Volkes. Die ewige Liebe währt auch im Leben der Staaten nur sechs Wochen, und die gestern am lautesten unverbüchliche Treue schwuren, lassen sich heute verleugnen, sie sind nicht zu Hause, wenn der Abgott als Bettler anklopft.

Gleichwohl, trotz aller Schauer und Schrecken des unabwendbaren Unterganges, besser ist es Opfer als Mörder zu sein. Burenlos tragen alle Unterdrückten und Mißhandelten, Völker, Klassen, Individuen. Auch die Ausgebeuteten der Arbeit kämpfen für den heiligen Mutterboden, das Heimatland unveräußerlicher Menschenrechte. Auch sie fallen, vorzeitig, in diesem Kampfe der Verzweiflung und Hoffnung, einer nach dem anderen — unter den Geschossen der unerfättlichen Raubsucht. Auch sie ziehen es vor, in Würde lieber unterzugehen, den Siegestraum der Zukunft in dem sterbenden Geist, als feig sich zu unterwerfen und das Edelste zu verraten. Ueberall wird der Guerillakrieg der Buren gekämpft, wo die Gewalt das freie Menschentum niedertritt, und alle diese Fallenden und Preisgegebenen sind doch die Fürsten der Welt . . .

Begreiffst Du nun, mein lieber Weihnachtsmann, daß Du Dir diesmal den Weg zu uns ersparen kannst? Jenen Mißhandelten kannst Du doch nicht helfen und die anderen brauchen Deine Gunst nicht. Sie rauben sich alles selber, wonach ihr Herz steht, sie benötigen nicht Deine Freigebigkeit und Güte, sie haben ja Kanonen, Flinten und Gold, wenn es sie nach Geschenken gelüftet.

Bleib draußen in Deinem stillen Weltfrieden, tausend Meilen hinter der Ewigkeit, zähme Dir die Tiere des Dickichts und forme Schneesterne und Raubreif. Indessen, wenn Du doch durchaus zu

den Menschen kommen willst, so will ich Dir im Vertrauen gestehen:
Ich kenne vier Kinder. Sie sind gar nicht artig und gar nicht
wohlerzogen. Aber sie freuen sich über ihr Leben und glauben an
den Weihnachtsmann. Sie heißen Reinhard, Ilse, Hilde und Eva.
Die Mädels haben dem großen Bruder einen gemeinsamen Wunsch-
zettel unterbreitet, den ich Dir hiermit zur geneigten Kenntnisnahme
unterbreite:

ein Färdestahl Mit heu Boten Und kuzscher.

Eine Puppenküche mit leitung und eine stehleiter.

Und eine Pupe zum an und ausziehen.

Badewane hanttuch Seife und Ein Schwam ein ohfen, Eine Mappe.

Also, mein Eieber, Du darfst zu den vier Rangen kommen und
ihnen das oben Verzeichnete mitbringen. Am Ende sperren wir
dann gemeinsam doch die Tür, lassen die Narren und Wilden
draußen rasen und singen das Lied von der stillen heiligen Nacht
— trotzdem.

Dezember 1900





Der heiligste Abend.

Es war einmal eine Milliardenerbenschaft. Die lagerte schon viele Jahrhunderte in einer großen Truhe. Und da im Laufe der Zeiten die Menschen mit dem geheimnisvollen Erblasser alle verwandt und verschwägert worden waren, so wurden sie insgesamt erbberechtigt. Das war ihnen ein großer Trost und eine wundersame Hoffnung.

Einstweilen freilich fand niemand Zugang zu dem verschlossenen Schatz, denn es sollte alles nach Würde und Verdienst, sowie nach dem Grade der Verwandtschaft verteilt werden. Etliche Vorwichtige meinten zwar, das gerechteste wäre die gleiche Verteilung, aber diese wurden als unwürdige Erben sofort aus der Masse der Erbberechtigten ausgeschieden, indem man sie entweder auf einen Block legte, von dem dann durch eine wundersame Fügung der Kopf herunterrollte, oder auch auf Holzstößen so lange anwärmte, bis sie nicht mehr zu sehen waren; mitunter geschah solches auch mehreren Frechlingen zugleich.

Viele tausend Advokaten hüteten den Schrein, der eitel Gold und Demant zentnerweise barg. Sie wachten, daß niemand sich an dem Gut vergreife, auf daß keiner zu kurz käme und übervorteilt würde. Sie trugen schwarze Mäntel und hatten eine Weisheit, die unermesslich war. Kamen aber die Hungernden zu ihnen und sprachen: Gebt uns einen Heller von unserem Erbteil, dann wollen wir zufrieden sein und keine Ansprüche fürderhin stellen, dann zürnten die schwarzen Mäntel gewaltig und schrien: Wir sind keine Betrüger, wir übervorteilen niemand, jeder muß voll erhalten, wozu er berechtigt ist;

darum wartet, bis die Sache geklärt ist. Dann werden wir jeden zufriedenstellen.

Inzwischen bekamen die Advokaten die tarifmäßigen Gebühren, durchaus redlich nach der Höhe des Wertobjektes bemessen.

So starben die Geschlechter hin, in Not und Qual. Aber noch in der Sterbefunde freuten sie sich des Segens, dessen ihre Kinder und Enkelkinder theilhaftig werden würden. Längst hatte man, um Zweiflern und Ungläubigen zu begegnen, kleine Abbilder der Erbschaftstruhe, die man künstlich hergestellt hatte, überall im Lande aufgestellt, so daß jeder mit leiblichen Augen sehen konnte, wie alles ehrlich sei und mit rechten Dingen zugehe. Einmal im Jahre aber rief man das Volk zusammen, auf daß es gegenwärtig sei bei der großen Feier der Oeffnung des Märchenschranks. Man zündete dann viele, viele Lichter an, damit jedermann auch genau zu schauen vermöchte, wie viel des Goldes und der Edelsteine hervorkämen und damit niemand zu viel und niemand zu wenig raffe. Waren sie nun beisammen, dann sangen sie schöne Lieder und die schwarzen Advokaten taten sehr feierlich und sprachen: „Harret aus, gleich werden wir öffnen, es ist nur noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“ Dann schüttelten sie plötzlich betrübt die Köpfe und klagten: „Es stimmt noch nicht. Nur ein Weilchen Geduld. Auf Wiedersehen über's Jahr.“

Das nannte man den heiligen Abend!

Und jedes Jahr kamen sie zusammen und jedes Jahr wurden die Lichter angezündet, und jedes Jahr glaubte man schon, daß das Siegel vom Schloß sich löse, und jedes Jahr mußten sie wieder unverrichteter Sache heimwärts ziehen, elender denn zuvor.

Die Advokaten indessen schrieben allerlei Bedingungen aus, die noch vor der Auszahlung des Erbtheils zu erfüllen seien. Dann käme der große Augenblick gewiß.

Im Namen der verschlossenen Truhe mußten die Menschen plötzlich übereinander herfallen und sich mit Schwertern und kleinen Kugeln meheln. Durch solche Proben wurden die Erbrechtscheine bekräftigt.

Oder es wurde ein Fürst eingesetzt. Vor dem knieten sie nieder, und wenn er guter Laune war, prügelte er sie, und die Geprügelten mußten begeistert schreien: Mehr! mehr!

Oder sie flochten Missetäter, die über die Erbschaft spotteten, auf's Rad, und wehten ihre Gedanken mit glühenden Reibeisen, und besteuerten durch siedendes Oel ihr Harthörigkeit.

Oder es wurden die glücklichen Erben in den Pflug gespannt und mußten arbeiten Tag und Nacht. Und wenn die Früchte ihres

fließes reiften, dann wurden sie davongejagt und andere, die nicht gearbeitet, verzehrten lachend den Ertrag ihrer Mühe. Nur so, das kündete man ihnen, würden sie allmählich wert des unermesslichen Glückes des verschlossenen Erbes.

Dermaßen regierte die Trübe die Welt und die Menschheit, und die Advokaten wurden dick und fett. Die Jahre sanken in Staub, die Erde trank sich voll Blut und Qual, und die Zahl der heiligen Abende nahm zu, daß sie niemand mehr berechnen konnte. Die Menschen verkamen und starben, Finsternis umwob ihre Stirnen und der blühende Garten der Welt verödete. Das Lachen starb, die Freiheit kummerte, und selbst die Hoffnung versiegte. Nur einmal im Jahre, am heiligen Abend strömte es wie ein Rausch über die Elenden, ihre Augen entflammten, ihre Lippen wurden feurig und ihre Muskeln reckten sich jung und sehnsüchtig. Diesmal, so hofften sie, wird es gewiß geschehen! Und sie zündeten die Lichter an, um alles genau zu erkennen, wenn das große Wunder den Sargdeckel sprengen würde. Die Lichter brannten herunter, und die abermals Getäuschten schliefen gebeugt davon, und die Advokaten drückten ihnen gerührt und tröstend die Hände: Wartet nur, über's Jahr! . . .

Und es kamen Zeiten, da wuchsen Menschen auf, die hatten nichts mehr zu verlieren. Sie lebten ohne Licht und Luft, arbeiteten nur und arbeiteten, sie wuschen sich in ihrem Schweiß und tranken ihre Tränen und wärmten sich an ihrem Fieber. Und endlich wurden sie ganz und gar zu hartem Stahl, das kein Hoffen mehr kannte und keinen alten Glauben. In ihren Hirnen und Augen aber begann ein Leuchten und Glimmen. Sie huben an zu denken, zu fragen, zu sehen und zu fordern. Fürwahr, lohnte denn die sagenhafte Erbschaft all die blutigen Prozeßkosten? Niemand sah bisher einen armseligen Pfennig. Der rauhen Männer wurden immer mehr und sie berieten miteinander und kamen zu einem Entschluß.

Wieder kam die Nacht, wo man die Hoffenden zur Oeffnung des Schatzes rief. Wieder leuchteten die Lichter und die Advokaten blickten verheißungsvoll. Da plötzlich tauchte aus dem Dunkel der ferne eine Schar Männer auf, sie stiegen die Stufen empör und riefen: „Zeigt uns den Schatz!“

Die Advokaten erblickten, aber sie saßten sich und sagten sanft begütigend: „Ihr lieben Leute, nicht so stürmisch, habt nur noch geringe Zeit Geduld; mit Eurem Ungestüm verwirrt Ihr nur wieder die so mühsam gelösten und geordneten Fäden!“

„Zeigt uns den Schatz!“ schrien herrisch die Männer. „Wir wollen sehen. Genug der Lüge!“

„Sort da, in den Kerker mit Euch“, kreischten die Advokaten und hatten alle Sanftmut verloren.

Da huben die Männer die Aegte wider die Truhe.

„Ihr wißt nicht, was Ihr tut. Ihr zerstört das Beste, wenn Ihr dieses Holz gewaltsam zerstört, Verblendete!“

„Wir entlarven die Lüge“, antworten die Männer.

„So erfahret denn, welch Kleinod dieser Schrein birgt“, riefen die Advokaten.

„Die Lüge“, spotteten die Männer.

„Die Liebe“, flüßerten die Advokaten verzückt, mit süßem Lächeln.

„Dann soll sie der Haß befreien“, brauste die Antwort. Und die Aegte fielen auf den Deckel. Die Lichter züngelten hoch, als wollten sie sich in das erschlossene Geheimnis hinabbeugen.

Der Schrein zerstob in tausend Splitter und nichts war in ihm zu sehen als ein weißer Wurm, der aus den Gängen, die er ins morsche Holz gebohrt, eilig und erschreckt hervorkroch. . . .

An diesem Tage feierten die Menschen den heiligsten Abend. —

Dezember 1902





Schaufenster.

Das Naturgesetz der Wanderungen, das unsere mit weltpolitischen Lorbeerblättern wohl marinierten Professoren aus den Kellern ihrer Ideenschänkwirtschaft empor gefördert haben, um für die von Krupp und einigen seiner Geschäftsfreunde dringend gewünschte Schlachtfloottenverdoppelung die erforderlich animierte Stimmung hervorzurufen — das Naturgesetz der Wanderungen herrscht jetzt in der Tat allgewaltig. Aus dem Westen und Osten, vom Norden und Süden steigen die Mütter, und manchmal auch die Väter herab, stauen sich in den Zentren Berlins und verteilen, wie es Herr von Bülow befahl, die Welt — der Industrieprodukte. Bei dieser Völkerwanderung wurde sogar ein neues menschliches Talent entdeckt: Dank der Zuborkommenheit der Großen Berliner Straßenbahn-Verwaltung gewahrten die Menschen mit froher Verwunderung in sich die ungeahnte Fähigkeit, selbst bei Schnee und Frost zu Fuß gehen zu können — zum erheblichen Vorteil der auf dem Wege in lichtflimmernden Spinnnetzen dem Kundenraub obliegenden Geschäftsleute.

Als ich ein Knabe war, streifte ich mit meinen Kameraden in diesen ahndevollen Tagen und Abenden vor der Weihenacht durch die damals noch minder schwelgerisch starrenden Straßen Berlins. Die Kunst der Schaufensterdecoration war damals noch in den ersten Anfängen, und die gläsernen Riesenflächen, hinter denen der Glanz bunter Waren heute lockt, entsprachen noch ungefähr dem Begriff eines Fensters, während sie heute wie durchsichtige Gebirgswände prohen, die Panoramen von Prunk und Tand gegen die begehrlichen Hände abwehren. Und heute möchte auch die Ueberfülle der Schatz-

kammern jene Weihnachtslustbarkeit verbieten, der sich unsere noch von der Neugier nach märchenhaft verschleierte Weltherrlichkeiten erfüllten, jungen drängenden Herzen hingaben. Das müßte jetzt schon ein größenwahnsinniges Kind sein, das sich an unser Kinderunterfangen wagte, die Gesamtheit der ausgestellten Schätze sich anzueignen. Das Juwel der heutigen Gabenberge verwehrt selbst den Wunsch, das alles zu besitzen. Wir aber durften noch, ohne allzu unbescheiden zu sein, die in den Schaufenstern sich breiten Dinge uns erwerben und brüderlich unter uns verteilen — ohne mehr als höchstens zwei gute Groschen in der Tasche zu haben — kleine unschädliche Raubknappen, deren quellender Reichtum in der Kraft des ungebrochenen, schrankenlosen Begehrens lag, das durch keinen Gedanken an wirklichen Besitz entweißt war.

Je länger wir unsere unschuldigen Plünderungstreifzüge ausdehnten, desto wählerischer wurden wir. Wir hatten Mühe, uns nur all des bereits angeeigneten Gutes zu entledigen, um Raum für die Neuerwerbungen zu schaffen. Ich entfinne mich, daß ich bei diesen Weihnachtswanderungen wohl ein paar Duzend bereits in der Vorstellung erstandener Notizbücher Stück für Stück wieder wegwerfen mußte, weil ich immer schönere, dickere und größere gewahrte. Und mit den Federkästen stand es ähnlich, von den wundervollen Maschinen, magischen Laternen und Marzipanschöpfern ganz zu schweigen. Und wenn wir uns dann schließlich in endgültiger Auswahl für das Allerfeinste und unübertrefflich Prachtige entschieden hatten, dann gingen wir, die großmächtigen schweren Pakete federleicht im Gemüt tragend, auf den Weihnachtsmarkt und erstanden für einen wirklichen Groschen einen wirklichen Hampelmann und für einen wirklichen Sechser ein wirkliches Paket zähester Pfefferkuchen. Es gab eigentlich nur noch ein Schöneres, wenn ich mir einmal auf der Eisbahn jenes süße Wasser leisten konnte, das man in dem Optimismus eines sonnigen Wintertages für Glühwein hält — ein Pfannkuchen mußte sich natürlich hinzugesellen.

Ich weiß nicht, ob die Kinder immer noch auf diese Weise herrliche Weihnachtseinkäufe besorgen, aber ich möchte es hoffen, daß man das Glück des unwirklichen Besitzes noch ein wenig empfindet — freilich gehört dazu die Sorgenlosigkeit eines in behaglichen Umständen aufwachsenden Kindes, dem nicht die finstere Not täglich und stündlich die verzweifelte Lehre in das Bewußtsein tätowiert, daß es Dinge auf der Welt gäbe, ganz nah und leicht zu greifen, die doch für die von Geburt an Gezeichneten und an die Kette Geschmiedeten nimmermehr erreichbar sein würden. Wir Glücklichen hielten es für selbstverständlich, daß, wenn wir erst „groß“ wären,

die glänzenden Waren mit leichter Mühe auch wirklich uns beschaffen könnten, wenn wir nur wollten. Die Kinder des Proletariats lernen frühzeitig, die furchtbare Wucht des Nimmermehr, die Qual des Ewig-Ausgeschlossenseins verstehen. Darum können und — dürfen sie nicht unbefangen mit dem gaukelnden Gedanken eingebildeter Besitzer den wilden Hunger betäuben.

Ich versuche mir auch heute noch manchmal, jene lustigen Genüsse der Einbildung zu bereiten. Aber es gelingt nicht mehr. Die Wunschmuskeln sind erschlafft. Höchstens, daß Werke der Kunst und des Künstlergewerbes flüchtig das alte Spiel aufleben lassen. Als ich neulich Klingers Amphitrite in einem Kunstsalon sah, da erstand ich das marmorne Gebild sofort, richtete in meinem Arbeitszimmer eine passende Ecke zur Aufstellung her und quälte mich mit schweren Sorgen, wie sich das zerbrechliche Werk transportieren ließe, wenn ich einmal umzöge. Es störte mich nicht im mindesten in meinen Besitzwonnen, daß irgend ein schuftiger Millionär für einige dreißigtausend Mark die Amphitrite mir bereits vor der Nase weggekauft hatte. Ich hatte mein Weihnachtsgeschenk und versenkte mich tiefbeglückt in das Anschauen des Werkes, wie es in der Ecke meines Zimmers herrlich sich enthüllte, fühlte die dunklen Bernstein-Augen auf mir ruhen, glitt zärtlich über die goldenen Lichtstrahlen ihres Haares, und sah das kristallhelle Blut unter der schimmernden Haut des aus dem feuchten Gewande aufblühenden Leibes leise bebend und schwellend rinnen — alles in meiner von Zeitungsmatratze erfüllten Stubenecke und alles kraft der Weihnachtseinkaufs-Phantasie.

Aber sonst versagt das Bemühen, sich an Einbildungen zu sättigen. Die Wünsche sind erkaltet und die im Dämmer zaubernde Lebensneugier ist befriedigt, kein Wunderbares mehr erwartend. Nicht eignet sich meine Vorstellung mehr die Herrlichkeiten hinter den gleißenden Schaufenstern unbefangen an — das Schaufenster wird mir nur zur verführenden Earve einer graufigen Frage, als wirklicher Schaufensterdekorateur schlüpft aus dem eleganten Kommiss der Herr der Welt: das Elend, und vor den erstarrenden Augen wandelt sich das bunte Stillleben, das aus den glitzernden Früchten der Arbeit gefügt, in ein blutiges Kampfgemälde . . .

Man liebt es jetzt auch, dem Publikum durch das Schaufenster die schaffende Arbeit selbst vorzuführen. In Nähmaschinen-Handlungen sieht man junge Fräulein eifrig das Triebwerk treten, und in anderen hellerleuchteten Sälen kann man von der Straße aus adrette Schreibmaschinistinnen bei der eifrigen Reklame-Arbeit beobachten. In weißen Schürzen backen Konditoren vor den Augen des Publikums allerlei Backwerk, und eine schmucke Maschine bereitet

im Schaufenster die Schokoladenmasse, aus der die Pralines geformt werden. O, wie appetitlich, wie leicht, wie gesund ist doch die Arbeit . . . Aber warum nur diese kleine paradiesische Auslese aus der Hölle der Industrie. Fort mit den toten leuchtenden Produkten aus den gläsernen Särgen, die die Straßen säumen, die Schöpfer zeige man uns, sie alle, deren Arbeit die Wunderwerke geschaffen, nicht nur den einen leckeren Zuckerbäcker!

Und in den Schaufenstern erlöschen die Glühbirnen, es verschwinden die Berge von Seide, Einnen und Wolle, die Gläser und Vasen, die Puppen und Bleisoldaten, die Bronzen und Bücher. Männer, Weiber und Kinder, in schmutzigen Kleidern, in Schweiß und Staub gehüllt, sehen wir statt dessen an den leuchtenden Maschinen arbeiten. Wolken von schwarzem Rauch und ekelhaft fadem Wasserdunst lasten über ihnen. Aus glühenden Oefen lodern Flammen empor, und giftige Gase quellen überall hervor. Zu einem wüsten rasenden Gebrüll ballt sich der Lärm der Maschinen zusammen: Es hämmert, faucht, pfeift, zischt, knirscht, knarrt, dröhnt. Hier sinkt ein Mensch ohnmächtig nieder, ein anderer tritt auf ihn, und weiter braust der Spul — endlos . . . glücklos . . .

Die Weihnachtswanderer draußen, die eben noch die lusternen Augen in der Pracht der Schaufensterfächse badeten, suchen erschreckt zu fliehen, schauernd vor der grausen Verwandlung. Aber das furchtbare Bild lähmt sie. Und siehe, jetzt sprengen die drinnen das Glas, sie stuten heraus auf die Straße, die Maschinen erstarren, der Lärm verstummt, die Erde bebt in den Angeln, der gewaltige Schaufenster-Dekorateur, der aus Hunger und Qual den blendenden Tand erlogen, kommandiert seine Mannen, der Weltbrand hebt an . . .

Blöde Gaukelei! Die Menschen drängen sich noch immer vor den leuchtenden Warenhäusern, an den Preiszetteln die Billigkeit bestaunend. Der appetitliche Konditor und das adrette Maschinenfräulein verkörpern immer noch allein die in das Schaufenster getriebene Arbeit. Das Prinzip dieses Anschauungsunterrichtes wird nicht verallgemeinert. Die Ware herrscht im Glanze und ihr Schöpfer verkommt im Dunkel.

Ich fahre heimwärts. An den Scheiben des Vorortzuges glitzern die Eisblumen, und die kleinen runden gebuckelten Blechschilder, die unter den Fenstern sich befinden, sind mit einem zierlichen Reifhauch überzogen; selbst ein königlich preussischer Vorortzug wird unter dem Zauber von Schnee und Frost poetisch. Wenn draußen in der Nacht ein Licht sich naht, leuchten die Eisblumen phantastisch auf: wie ein Sonnenland erhebt es sich aus dem Nichts, ein weit-

verästeltes Palmengewirr erschleicht seine Blätter, ein üppiger Traum aus dem Morgenland.

Mein Nachbar mag wohl kein Auge für die Pracht der Eisblumen haben; erst versucht er sie mit dem Atem aufzutauen, dann kratzt er mit den Nägeln die schönsten Blüten ab: er will die Gegend erkennen, um nicht an der Station vorbeizufahren.

Die zerstörten Eisblumen wachsen nicht wieder in den paar Minuten, die ich noch im Zuge verbleibe. Und weil ich sie nicht mehr sehe, philosophiere ich über sie, und die Eisblume wird mir zum Gleichnis. Sind nicht all die schimmernden Blüten unserer Kultur Eisblumen, Werke der tötenden Kälte, in der die Massen mit mühenden Händen die kristallinen Fäden fügen, zur Augenweide für die, so drinnen in der Wärme geborgen sind? . . .

Dezember 1899

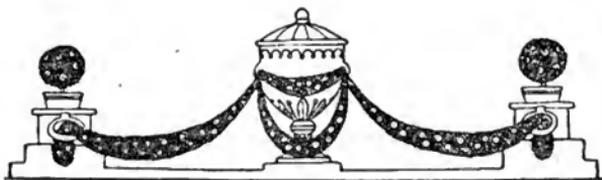


...





Zeitwende



Das Begräbnis.

Kränze hatte sich Vater Chronos dankend verbeten. Er war es gewöhnt, daß seine Kinder starben, und dazu hatte er seinen jüngsten Erden-Sprößling nicht geliebt.

Und nun waren die Kränze doch gekommen, in unübersehbarer Fülle mit gewaltigen Schleifen in allen Farben und Inschriften jeglicher Geistesart.

„Wieviel Gönner doch der Junge gefunden hat“, brummte Vater Chronos unwillig, „verdient hat er es nicht. Als mein liebes 18. Jahrhundert einging, da machte man gar nicht so viel Wesens davon. Aber diese Menschheit ist ein Krämervolk geworden, es muß immer Bilanzen ziehen und den Ertrag ziffernmäßig feststellen. Sie feiern dieses Sylvester wie ein Börsen-Ultimo. Soll mich wundern, was sie ausgerechnet haben.“

Chronos ließ die Kränze durch seine Hände gleiten, dann fortierte er sie nach den Widmungen:

dem Jahrhundert der Technik, der Bewegung, der Elektrizität, der Beleuchtung, der Chirurgie, der Antiseptis, der Bazillen, der Industrie, des Waarenhauses;

dem unphilosophischen, eisernen, deutschen, preussischen, politischen, demokratischen, reaktionären Jahrhundert;

dem Jahrhundert des allgemeinen Wahlrechts, der Zeitungen, der Dividende, des Schulzwangs, der Volkswehrpflicht, des Reservelieutnants, des Kommerzienrats, des Bauschwinders, der Spezialitäten;

dem Jahrhundert der Heuchelei, der Widersprüche, der Gegensätze, der Zerfetzung, des Uebergangs, der Anarchie, der Ideallosigkeit, der Barbarenrenaissance, des Judentums;

dem Jahrhundert der Bourgeoisie, des Proletariats;
dem Jahrhundert der sozialen Frage, des Kapitalismus, der organi-
sierten Massen, der Nationalitäten, der Weltmachtkonkurrenz;

dem Jahrhundert Napoleons, Wilhelms des Großen, Bismarcks, Hohen-
lohes, Köllers, Ahlwardts, Calleyrands, Windthorst's, Leo's XIII., Mir-
bach's, Richard Wagners, Darwins, Marx', Böcklins, Heines, Ibsens,
Lucanus', Schopenhauers, von Frege's;

dem Jahrhundert der Schulze, des Feuilletons, der falschen Söhne, des
Fahrrads, der großen Zahl, der Bartbinde

Vater Chronos hielt erschöpft inne; nach einer mäßigen Schätzung
waren noch fünf Millionen Kränze, jeder mit einer Inschrift. Er
war sich bewußt, daß selbst er nicht die Lektüre dieser fünf Millionen
weiterer Inschriften zu überleben vermöchte. Da türmte er den
ganzen Haufen rasch zu einer riesigen Pyramide, bettete den Leich-
nam mitten hinein in die Fülle von Blumen, Draht, Schleifen und
Menschenwürg und sprach, daß es wie ein Brausen aus wallendem
Nebel klang:

„Du Tor mit den tausend Namen, der Du Menschen gehetzt und
gequält hast, zergehe nun in Deinem aufflammenden Ruhm, im
Scheiterhaufen Deiner Titel und Würden werde zu Asche.

In wirbelnder Wirrnis schleifst Du die Menschheit toll über
Höhen und Täler, daß sie blutete. Fleißig warst Du gewiß, vieles
hast Du erschafft und erdacht. Aber alles war nur Bruchstück, eine
qualvolle Zerrissenheit und Zersahrenheit, ein verwegener Tanz über
Klüften und Abgründen. Unbarmherzig spieltest Du mit dem heiligen
Leben, ein Blutstrom rinnt auf Deinen Spuren und die Erde riecht
nach den Gräueln Deiner verwesenden Opfer. Du kamst nie zur
Einheit und zum Frieden. Verschwenderisch streutest Du Glanz,
Reichtum, Licht, damit unter den Strahlen schwelgender Daseins-
wonne nur das fressende Elend, Siechtum und Not greller auf-
leuchteten. Viel hast Du getan, nie gerastet, selbst die Nacht zum
Arbeitstage gemacht, und doch hast Du die Zeit vergeudet; denn
Du hast die Lehren mißachtet, die Dir Dein edler Bruder, den ich
vor hundert Jahren begrub, für alle Zeiten gegeben. Du hast den
Unglauben an die Menschheit gepredigt, Du pflegtest die brutale
Selbstsucht und spottetest über die Träumer der Humanität. Du
wildes Tier im Kulturgewande! Und als wider Dich und Deine
brutalen Gelüste aus der Tiefe die Massen emporbrachen und be-
geistert die Lehren Deines Bruders verkündeten und zu erfüllen
begehrten, da hetztest Du Deine Bluthunde auf sie.

Ich suche Dir, Sohn. Du hast Deine großen Gaben schmählich
vertan. Der Freude des Menschengeschlechts soll Dein Nachfolger
dienen, wie es Dein Vorgänger getan.

Sei ausgetilgt mit all Deinem Wahn und Aberglauben, mit all Deiner Bosheit und Tücke. Werde Nichts!"

Nachdem er so gesprochen, warf Vater Chronos mit stürmischer Geberde eine brennende Fackel in die Pyramide der Kränze. Die Flammen erfüllten den Weltraum so bedrohlich, daß Vater Chronos für sein Gehöft zu fürchten begann; auch sein Mantel begann leise zu glimmen.

„Bis zum letzten Augenblick bewährt der Bube seine Bösartigkeit“, fluchte Chronos ergrimmt.

Plötzlich aber brach das Feuer zusammen. Nacht herrschte und tiefes Schweigen. Selbst das linde Atmen der Stille setzte aus. Der Tod herrschte stumm. Chronos kauerte auf dem Totenacker nieder und sann, reglos.

Da schien auf einmal die große Stadt, die in der Nähe sich breitete, aufzuwachen. Gläser klängen aneinander und lärmende Rufe trunkenen Wohlbehagens erhoben sich zum frohen Chor.

„Sie feiern die Erlösung“, murmelte Chronos.

Bald herrschte wieder die schwere Ruhe. Chronos hielt Totenwacht. Beinahe wäre der Ewig-Alte selbst eingeschlafen. Aber ein Geräusch erweckte seine Aufmerksamkeit; es klang wie ein Rasseln aus dem Boden. Die Erde schien zu schnarchen.

Chronos ging dem seltsamen Gestimm nach. Wie ein Arthieb sauste es auf ihn nieder. In der Mähe, weich gelagert, schlummerte unverfehrt der eben Verbrannte und schnarchte behäglich. Während hob der Vater seinen Fuß, um das Ungeheuer, das sogar den Scheiterhaufen überlistet hatte, zu zertreten.

„Nicht doch, Papa!“ rief der Sohn und sprang munter auf. „Das Feuerchen, das Du angelegt, war schon für meinen Geschmack eine etwas zu warme Decke; ich bin ja nicht verweichlicht. Und nach Deinen liebevollen Sohlen habe ich erst recht kein Verlangen.“

„Du bist aber tot, endgültig tot“, schrie Chronos, „Dein jetziges Benehmen ist einfach ungesetzlich, weltverfassungswidrig.“

Der Bube jedoch lachte unbekümmert: „Ich bin noch lange nicht am Ende, Alter! Erstens hast Du Dich verrechnet, und ich habe erst übers Jahr nötig, programmgemäß zu verschneiden. Und dann werde ich überhaupt nicht sterben. Der Erdenbrut werde ich noch einiges zu schaffen machen, auch wenn Du ihr aus Deinen Lenden einen neuen Zeitpapsl sendest.“

„Elender Wicht! Ich befehle Dir, tot zu sein und Du willst weiter leben? Ich erwürge Dich.“

„Wenn Du mich zu fangen vermagst“, höhnte der Sohn und eilte davon. Chronos stürmte dem Flüchtlings nach. Der aber lief

seinen Händen ein Band entflattern, Chronos versing sich in ihm und fiel zu Boden.

„Ein Teufelskerl ist er doch“, murrte der Alte nicht ohne väterlichen Stolz und betrachtete das Band. Es standen aber folgende Verse auf ihm:

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;

— — — — —
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polyphenarme aus.

Au des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Kauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht an.

Ach, umsonst auf allen Länderarten
Spähst Du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor Deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermüdet sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zeh'n Glückliche nicht Raum.

Chronos lächelte: „Das ist eine treffliche Zeichnung, wie es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aussieht. Wer mag der Dichter sein?“

Am Rande stand der Name:

Friedrich Schiller!

„Der Kranz des achtzehnten Jahrhunderts!“
rief Chronos überrascht.

Aus der Ferne hallte ein wüstes Höngelächter herüber . . .

31. Dezember 1899





Der Säkularrausch.

Sei lustig, Narr, von einer schäumenden Säkularlustigkeit. Halte 'ne Rede, erbaulich-verrückt, wie Du's verstehst" —

„Der hohe Bundesrat hat befohlen, daß das neue Jahrhundert an diesem Silvester präzis 12 Uhr vom Stapel läuft — zu dieser Zeitwende auf Befehl erfinde die Taufrede, Narr, stehend am brausenden Meere der Zeit; Kinder, seitdem mein Nefse Mitglied des Flottenvereins geworden, — die Mark Einstandsgeld hat er mir abgepumpt — rede ich nur noch mariniert.“ —

„Und das nennt sich konstitutionelles Zeitalter. Ich lobe mir den Absolutismus. Ist es dem Gottes-Gnaden-Fürsten, der vor hundert Jahren unsere Ahnen weis regierte, wohl eingefallen, zu verfügen, daß das neunzehnte Jahrhundert in dem und dem Augenblicke anzufangen habe, widrigenfalls man es polizeilich werde vorführen lassen? Heute kommandiert der Bundesrat selbst die Chronologie. Wenn man noch wenigstens eine Vorlage über den richtigen Jahrhundertanfang an den Reichstag gebracht und einen Mehrheitsbeschluß herbeigeführt hätte — das wäre noch eine fidele Silvesterdebatte geworden. Aber so! O Brüder und Bürger, ich erlaube mir soeben eine fürchterliche Entdeckung zu machen: Unsere Jahrhundertfeier ist — verfassungswidrig. Was denkst Du darüber, Narr?“ —

„Alles Schwindel. Dieser unererschöpfliche Brei der historischen Rück- und Ausblicke — blöder Humbug! Es ändert sich nichts, es fracht nichts, es schnürt sich nichts ab. Die alte Posse geht ruhig weiter. Das Ganze ist nur ein Vorwand für erhöhte Alkoholisierung und einen Extrarebbach des Postschweden, der 52 Millionen kunstfeindlichster Postarten auf einen Hieb absetzt. Stumpfsinniger

Zahlen-Überglaupe, nichts weiter! Man bezahlt im neuen Jahrhundert die Schulden, die man im alten gemacht, oder vernünftiger auch nicht. Aber es ist immerhin bezeichnend für unsere Zeit: dieser fanatische Kultus der — Null. Die gewichtigsten Achten, Sechsen, Neunen interessieren uns gar nicht, aber wenn so eine Null anrückt oder gar zwei nebeneinander, dann schlagen wir die Hände vor Verwunderung zusammen, staunen, beten an. Meine Herren! Diese Silvesternacht ist ein Symbolum für die Herrschaft der aufgeblähten Null. Ein Pereat den Nullen — das sei die Lösung Deiner verrückten, im Jahrhundertfieber phantasierenden Weiherede, Narr! —

So schwatzte die beim Punsch versammelte Silvestergesellschaft durcheinander, lauter ernsthafte Leute, die sich vergebens bemühten, sich eine dem Jahrhundertwechsel angemessene Ausgelassenheit einzureden und anzutrinken. Sie blieben auch in dem leisen Rausch, den sie sich allmählich anzueignen verstanden hatten, nüchterne Bur-schen, und der große Augenblick, da das 19. Jahrhundert die Tür hinter sich zuschlagen sollte, brachte in ihnen keine stärkere Ergri-fenheit, kein voller strömendes Erfüllungsein hervor; der Weltgeist be-gnadete die Feiernden mit keinem Hauch seines Wesens. Aber sie gaben sich auch keine sonderliche Mühe, aus ihrer trägen Haut her-auszuschlüpfen und leichtere Sittige zu entfalten; denn sie wußten unter sich das kleine, ewig grimmasierende Männchen, das von tollen Einfällen übersprudelte und ein Meister war in blödsinnigen Bier-, Punsch- und Sektreden. Auf dieses Männchen, das sich nicht ohne Eitelkeit einen Narren nannte, verließen sie sich ganz und gar. Es würde schon die nötige Feierlaune finden und den weltgeschicht-lichen Mitternachtsaugenblick mit einer geziemend verdrehten Rede würdigen. Man begnügte sich, ihn mit Anregungen für seine Rede zu überschütten und überließ ihm vertrauensvoll die Ausführung. Und als ihn kurz vor Mitternacht einer der trübseligen künstlich ver-wilderten Zechgenossen gebieterisch aufforderte, er müsse einen so spaßhaften Trinkpruch ausbringen, daß man ins zwanzigste Jahr-hundert hinüberlachte, ohne den kritischen Moment der Ablösung gewahr zu werden, ließ sich der Narr nicht länger bitten, er erhob das Glas und er begann mit seiner dünnen, leicht über Schnappenden Stimme:

„Dieleuere Zeugen, Gönner und Förderer dieser Ewigkeits-katastrophe, da wir das 19. Jahrhundert verlieren und das 20. er-blicken, dessen Umtausch vor weiteren 100 Jahren nicht gestattet ist, ob es uns auch noch so wenig passen mag . . .“

Die Gesellschaft erhob ein kleines Gelächter, um den Witß des Narren zu ermuntern. Der aber, der den ganzen Abend nichts ge-

trunken, lächelte spöttisch über die lallenden Gesellen, seine Züge reinigten sich zu feierlicher Würde, seine brennenden Augen verloren sich ins Weite, und er begann leise weiter zu reden, als ob er mit sich selbst in tiefer Einsamkeit Zwiegespräch hielte:

„Es ist ein törichtes Spotten über die Andacht vor der Zahl, die in dem Wechsel zweier Jahrhunderte ein Mysterium glaubt. Nur feiern wir freilich das heilige Fest der Zahl als Frevler und Schänder. Nicht in den Dünsten berauscher Gifte, nicht in der leer lärmenden Geselligkeit einer gewaltsamen Zwangsvergünstigkeit, nicht in dem Pomp stütternder Maskeraden, in der sich die verkleideten Puppen Helden einer erhabenen Weltmission danken, nicht in schamlosen Gelächter und verkrüppelten Späßen sollen wir die Gedenkfeier der Zeit begehen, sondern hinaus sollten wir wandern in die einsame Nacht, auf freies weites Feld, unter der zugleich beugenden und befreienden Wucht des gestirnten Himmels. Dann würden wir wieder tief verstehen, was der alte Weisheitspruch bedeutet, daß die Zahl das Wesen aller Dinge sei. Das Gefühl der Ewigkeit, des Endlos-Regenden, der schlummerlosen Bewegung käme über uns. Alles Kleine, Niedrige, Schmutzige fiele von uns ab, und wir würden unserer prometheischen Natur und Aufgabe innig bewußt, daß der Mensch aus eigener Kraft nach freiem Entwurf sich seine Welt zu zimmern habe.

Die Zeit selbst tritt an diesen Festtagen der runden Zahl, die weite Spannen gliedert, mahnend an uns heran, sie beschwört in schimmernden geheimnis schweren Nebeln einen Schatten und eine Ahnung des Unendlichen. Anlagend läßt sie uns die vergendete Vergangenheit schauen und zeigt uns die Sühne in der Arbeit für die Zukunft. Das ist die Todsünde, das ist die Erbsünde der Menschheit, daß sie wider die heilige Zeit frevelt, und statt sie auszufüllen mit schaffender Kultur, Stunden, Tage, Jahre, Jahrhunderte fortgießt wie unreines Wasser. Taumeln wir nicht ohne Unterlaß in denselben faulenden Torheiten! Beugen wir nicht die Vernunft unter das Joch verbrecherischen Aberglaubens! Lassen wir nicht die Menschen in sinnlosen Leiden verkommen! Schänden wir nicht das Leben und begraben die weise Erkenntnis lebendig unter einen Schlammhügel von Wahn und Vorurteilen! Sind nicht all die schmückenden und nährenden Errungenschaften unserer Arbeit nur wie blasse Irrlichter über einem unergründlichen Sumpf! Und alles dies, weil wir die Zeit totschlagen, statt sie zu erfüllen.

Rechnen wir einmal, unter dem Sternenhimmel dieser Säkular-Silvesterfeier, wie viele Zeit die Menschheit wohl gebraucht hätte, um alles, was wir jetzt an Kultur besitzen, an Schöpfungen der

Wissenschaft und Kunst, an humanen, vernünftigen Einrichtungen der Gesellschaft zustande zu bringen, wenn alle Menschen alle ihre Kräfte seit jeher nur dem Dienste der Kultur gewidmet hätten. Gewiß, nicht in den sechs Tagen, in denen der mosaische Gott die Welt zimmerte, hätte menschliche Arbeit den heutigen Besitzstand von Kulturwerten zu schaffen vermocht. Aber in fünf Jahrhunderten hätte man reichlich alles leisten können, was sich die Menschheit in den vielen Jahrtausenden der tatsächlichen Geschichte erworben. Mehr ernste, schöpferische, dauernde Arbeitsleistung steckt nicht in all unserer Habe. Wir aber haben die Zeit mißbraucht, indem wir Berge von nichtigem Tand, von sinnlosen Torheiten und verbrecherischer Barbarei häuften, und wir bedürfen längere Zeit, um uns all des aufgefürmten Unrats zu entledigen, als dazu gehört das Fruchtbare, Wertvolle zu schaffen. Freilich, wir sind kulturfleißiger geworden, wir gehen sparsamer mit der Zeit um. Und doch haben wir den Abhub aller Jahrhunderte auch in dieser scheidenden Epoche mit uns geschleppt, haben ihn zärtlich gehegt und mit schweißender Arbeit ihm sein Scheinleben zu bewahren gesucht, während wir viele Zeit ungenutzt verrinnen ließen, die dem Neuen, Lebendigen, Schöpferischen hätte gehören sollen. Wenn wir uns heute gaulend ausmalen, was alles uns der Menschengestirb im zwanzigsten Jahrhundert spenden mag, vergessen wir darüber nicht, was wir an übernommenem Plunder und trägem Ballast beiseitigen sollten. Entsagen wir der Erbschaft des uralten Trödelkrams, auf daß wir alle Kraft dem Jungen, dem Menschlichen weihen können. Feiern wir dieses Fest der Zeit, indem wir geloben, die Zeit zu heiligen.

Niemand von uns hat das vorige Jahrhundert gesehen, niemand wird das Jahr 2000 erleben. Fühlt Ihr nicht die verzehrende Sehnsucht nach den Wundern der Zukunft, die wir nicht schauen dürfen? Es ist, als ob wir bei vollem Becher verdursten müssen, weil eine Kältnung den Körper überfallen. Wir schauen am Horizont den reichen Erntewagen, und wir sterben vor Hunger, ehe er in das Tor einfährt, mit seiner Ueberfülle.

Gleichwohl, es gibt ein Mittel, unsere Sehnsucht zu sättigen, wenn wir nur ehrlich streben, die Zeit zu erfüllen. Wir werden das Jahr 2000 erleben, sobald wir wollen, sobald wir den Inhalt eines Jahrhunderts zusammendrängen, indem wir nur der freien Vernunft und der reinen Menschlichkeit dienen.

Trinken wir das Glas auf das Silvester 2000, daß wir es gemeinsam feiern. Trinken wir auf das Wohl des 21. Jahr-

hunderts, daß es jauchzend anhebe in der Mitternacht des 31. Dezember — — — 1909 . . .“

Keiner der Zechgenossen stimmte in den Ruf ein, wie keiner während der Predigt Anlaß zu einem gedeihlichen Lachen gefunden hatte. Sie waren alle entschlummert und die Köpfe hingen an den Stuhllehnen wie welcke Blüten.

Der Narr aber blickte eigen: „Ich wünsche ein glückseliges neues Jahrhundert“, rief er leise. Damit verließ er still das heiße Zimmer und die schlafenden Gefährten.





Alle Menschen werden Brüder.

Sie kannte ein kleines Mädchen — ich bitte: es war wirklich erst 5 Jahre alt —, das war höchst mürrisch von Angesicht und blickte mit trüben Augen in die Welt. Aber es war ein außerordentlich wohlzogenes Mädchen, die Freude der Eltern und ein seltenes Vorbild für alle gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Auch meinen Kindern habe ich des öfteren von diesem merkwürdig folgsamen Wesen erzählt. Leider ohne Erfolg. Eben jetzt gewahre ich wieder zu meinem Leidwesen, daß die Tugend unübertragbar ist wie ein königlich preussisches Retourbillet. Die Meinigen haben nämlich etwas von Sylvester gehört und mit dem ihnen eigenen ererbten Sinn für Aktualität das Jahr 1903 mit einem funkelneuen Spiel begonnen. Die Spielregeln des geheimnisvollen Gebarens sind zwar für die fremden Beobachter, zu denen in erster Linie der ewige Störenfried, der Vater, gehört, nicht ohne weiteres zu durchschauen, aber die äußeren Umstände, unter denen sich das Spiel vollzieht, lassen sich einigermaßen schildern. Zunächst tobt die ganze Horde johlend durch die Wohnung, und zwar so, daß sie behutsam an jede Tür und an jeden Stuhl anrennen. Wenn ein Möbel umfällt, so gilt das als ein besonderer Erfolg. Auf einmal sinken sie, zu einem wüsten Schlangenkäuel verklumpt, übereinander: Rasendes Gelächter, Schreien, Heulen. Weil sie nicht recht wieder auf die Füße kommen, kriechen sie mit großer Geschwindigkeit auf allen Vieren vorwärts. Dann gelingt es ihnen doch, sich zu erheben. Aber die Beine scheinen in einer elastischen Sprungfeder-Spiralhülse gebettet zu sein; sobald sie eines auf den Boden setzen, versinkt es scheinbar im Leibe, verkürzt sich und bringt

das Gefchöpf mit den ungleich langen Beinen naturgemäß zu falle. Aergerlich über diese Unzuverlässigkeit der Gliedmaßen stürzen sich die holden Engel nun aufeinander und veranstalten eine Gigantenschlacht. Der Kärm wird zu solcher Vollkommenheit gesteigert, daß ich erschreckt in meinem Mietskontrakt nachsehe, ob denn das gestattet ist. In diesem Augenblick erhebt sich der Älteste aus dem Gewühl, ganz Würde und Strenge, und schleift die anderen an den Haaren fort. Die winseln, weinen, betteln: Ach bitte, Herr Schutzmänn, wir wollen ganz artig sein. Doch der Herr Schutzmänn ist unerbittlich. Er sperrt die Unholde in das kleinste Zimmer ein, und krachend fällt die Tür ins Schloß, die er mit all seinen Kräften zuhält. Aber die vereinten Bemühungen der Kleinen überwinden den Widerstand. Schon sind sie wieder ihrem Kerker entronnen, der Schutzmänn mit wilden Geberden hinter ihnen her — und alles wälzt sich juchend am Boden. In diesem Augenblick schreite ich ein: „Aber Kinder, seid Ihr toll? Was macht Ihr denn da?“ — Wir spielen doch „Besoffen“! erklärte der Älteste vorwurfsvoll abwehrend, wir machen Silvester

Indessen ich wollte doch von jenem artigen Mädchen erzählen, das so mürrisch, still und wohlherzogen, die Freude aller Vermieter war. Das war sein Naturzustand, der Vater aber brauchte bloß zu sagen: „Eieschen, sei vergnügt!“ dann fletschte es die Zähne, grinste wahnsinnig und kreischte aus vollem Halse. Nach wenigen Augenblicken war das Phänomen vorüber, Eieschen war wieder still, gemessen, trübselig. Der Vater jedoch, stolz über den Triumph seiner unfehlbaren Erziehungskunst, gab dem erstaunten Publikum wohl noch eine Extravorstellung: „Eieschen, sei noch mal vergnügt!“ Und das Schauspiel wiederholte sich in gesteigertem Maße. Eieschen lachte, daß sie Bauchweh kriegte und nach überstandener Lustigkeit behauptete, sie hätte auch Kopfschmerzen.

Es will mir scheinen, als ob diese Eieschen-Lust die Form der Freude ist, die uns einzig allein noch erschwinglich ist. Wir reservieren uns ein paar Stunden im Jahre, in denen wir den Zwang und den Gorn des Daseins abzuwerfen uns verpflichtet fühlen. Alle Zeitungen erheben das Feldgeschrei: Eieschen sei vergnügt, und Eieschen lacht und hopft folgsam, und scheut keine Risse im Zwerchfell und keine Beulen im Gehirn, und reißt das Maul auf, indem es sich, der größeren Sicherheit halber, vorher Mut getrunken. Ich möchte eine Umfrage ergehen lassen: Seid Ihr in dieser letzten tollenden Silvesternacht so recht froh gewesen, voll tiefer, freier, beschwingter Freude, war reiner Atem in Euerem Lachen und tanzende, schwebende Seligkeit in Euerem Scherz, war volles Vergessen in

Eurer Jahrwend-Trunkenheit? Ich fürchte, Ihr werdet lügen müssen, wenn Ihr Euere Fröhlichkeit beteuern wollt. Unser Lachen ist nur noch eine unvollkommene Kartose, in der die Empfindung für die Schmerzen nicht aufgehoben ist.

Wie könnte es auch anders sein! Wie vermögen wir zur vorgeschriebenen Minute zwischen zwei zehrenden, quälenden Sorgen den Götterfunken der Freude aus dem toten Gestein zu schlagen! In dieser zerklüfteten Zeit, da der qualvolle Gegensatz zwischen der sehnächtigen Erkenntnis des Möglichen und dem gemeinen, sinnlosen Elend des Wirklichen klarer und brennender im Bewußtsein der Menschen lebt, als jemals zuvor, in dieser Zeit der zum Fluch geschändeten Arbeit, der tausendfach gemarterten Freiheit und der in ewigen Kügen sich duckenden Feigheit, die selbst nicht einmal frei zu stehen wagt, — wie sollte da die Freude gedeihen!

Dereinst pflegte man die Jahrwende aus strömenden Herzen mit weiter himmelan strebender Schwärmerei sinnend zu umfassen. Unsere Großmütter, vielleicht auch noch unsere Mütter haben über Jean Pauls empfindsamer „Silvesternacht eines Unglücklichen“ glühende Tränen geweint: Ein Greis blickt einsam in die weiße Nacht. Er denkt an seine in Katern verwelkte und verlorene Jugend zurück. Jetzt ist sein nutzloses Leben vorüber. Nichts Gutes hat er jemals getan, keines Menschen dankbares Erinnern weiß bei ihm. Drüben aber öffnet sich bereits das Grab, in dem er rettungslos versinken wird. Zu spät die Reue, zu spät das nagende Gewissen! Wertlos ist jeder Entschluß, sich zum Besseren zu ändern. Der Tod holt mit der Sense aus. Furchtbare Phantasien quälen ihn, seine Vergangenheit heßt ihn mit blutigen Gespenstern. Da schlägt die Mitternacht, und der Unglückliche erwacht aus seinem schweren Traum und er fühlt beseligt, daß er noch ein Jüngling sei, noch ihm die Zeit vergönnt sei, rechtschaffen zu werden.

Unsere Gegenwart hat wie zu der Freude auch zu der stillen, weihenden Andacht keine Eignung. Sonst würde sie sich wohl dem Silvesternachtstraum der unglücklichen — M e n s c h e i t hingeben. Wenn sie in heiligem Silvester so recht empfände, daß ihr Leben greisenhaft zerrinnt, daß sie ihre Zeit im Nutzlosen und Gemeinen schmählich vertan, und wenn sie dann gemartert von der Qual des Unwiederbringlich fiebernd erwachte — ob sie dann nicht im Gefühl der Jugendkraft es wagen würde, frei und groß und glücklich zu sein!

Nein, solche tapfere und starke Selbstbesinnung ist nicht zeitgemäß und würde auch von der Polizei nicht geduldet werden, die allenfalls noch Geduld übt, wenn die Alkohol-Intoxikationen von Sanct Silvester sich auf der Straße erdreissen.

Ich bin in der Neujahrsnacht durch Berlin geschlendert und habe die Freude gesucht. Ein wenig fand ich wohl in der alten Stadt, da, wo die Straßen still und eng sind und die Menschen nachbarlich vor der Tür standen und „Prosit Neujahr!“ riefen. Die Kinder waren dabei und schrien mit, und eine kleine Schar musizierte, der Trommler voran, auf dem Straßendamm, dem neuen Jahre entgegen. Das mutete traulich und vergnüglich an.

Dann aber dorthin, wo der Silvesterpuff am wildesten brandet, in die Friedrichstraße, zwischen Leipzigerstraße und Linden. Und alle Menschen werden Brüder! Die vornehme Welt stutet auf den Crotoirs, die Herren in Lackstiefeln und die Damen in unsäglich teuren Pelzen. Man will die Sensation des wüsten Treibens genießen. Es ist ja ungefährlich. Schutzleute zu Hunderten halten Wache, jederzeit bereit, einen allzu lecken Lustigmacher festzunehmen. In statuarischer Größe und klassischer Ruhe thronen auf hohen Säulen die „Reitenden“. Die animierten Passanten interviewen die Pferde, die die Aufdringlichen aber mit stummer Verachtung strafen. Die Cafés, Bräus, Bars sind geschlossen, wie in einer belagerten Stadt. Man fürchtet die Granaten dieser Vergnügtheit. Die Dirne knufft die Dame der Gesellschaft; sie läßt es sich mit einer Art spotter Herablassung gefallen und freut sich ihres Mutes. Im Schatten der Häuser aber, in den Torwegen, an den Schaufenstern stehen zahllos bleiche, unheimliche Gestalten, ganz jung, fast wie Knaben noch. Um den Hals tragen die Burschen bunte Tücher, auf dem Kopf die Kapitänsmützen der Automobilisten. Zerwühlt wie von der Verkommenheit der Jahrtausende sind ihre Mienen. Kein Lachen, ja kaum ein Leben schimmert auf diesen jungen Gesichtern. Sie starren ins Gewühl, als warteten sie auf irgend etwas Entsetzliches. Dort drüben wird jemand verhaftet. Er wehrt sich, flucht, kreischt, wird aber überwältigt und forttransportiert. Da werden die bleichen Burschen, die Geschöpfe hungernder Nacht, lebendig. Im Nu bilden sie das Gefolge des Verhafteten und zwischen den trunkenen Neujahrsgrüßen tönen grelle Pfiffe.

Belustigt bleiben die Gutgekleideten stehen. Hei, man erlebt etwas in der Silvesternacht! Und sie grinsen über das Spelunkengejohl der furchtbaren Ankläger, die plötzlich aus der Finsternis der tiefsten Kasternot in den Glanz des üppigen Daseins emporgetaucht sind. . . . Alle Menschen werden Brüder!

Silvester 1902.





Der Silvesternarr.

Der Mensch war gerad' am Silvesterabend geboren worden, während sich die Welt in Punsch, Gelächter und Johlen aufzulösen trachtete. Die Hebamme hatte es eilig; sie wollte noch rechtzeitig zum Bleigießen kommen, um zu erfahren, ob der Traum ihres Lebens endlich im neuen Jahr erfüllt werden würde: einen verspäteten Majoratsherrn gegen Barzahlung eines Tausendmarktscheins von der Nabelschnur zu lösen. Zu solcher Gunst des Schicksals war der silvesterliche Bleiguß um so notwendiger, als in ihrem Bezirke nur armes Volk lebte, das seine Säuglinge in Lumpen bettete und dessen Elterngefühle sich zunächst in der Furcht vor der unvermeidlichen Honorierung der weisen Frau erschöpften. Sie empfanden den Eintritt der würdigen und umfangreichen Dame wie den Besuch eines Exekutors; und sie war ja auch so etwas wie eine Zwangsvollstreckerin des Lebens. Im Falle unseres Menschen aber, der, wie meine scharfsinnigen Leser sofort vermutet haben, mit dem Silvesternarren des Titels identisch ist, mußte die brave Frau in der Hast einen kleinen Kunstfehler begangen haben. Vielleicht hatte sie den Säugling in der Gegend des Zwerchfells zu derb angepackt oder sie hatte verkehentlich die Lachmuskeln, um sie vor jeder erblichen Verunreinigung zu schützen, mit Höllenstein gebeizt — sicher ist, wie auch immer die Anatomie und Physiologie über den Fall denken mag: der Silvesternarr war seit seiner Geburt unfähig, zu lachen. Als ihn einmal ein Spielgenosse an den Fußsohlen kitzelte, gab es eine unterdrückte Explosion des Lachens; der Junge fiel in Krämpfe, klagte über Schmerzen im ganzen Leibe und erlitt einen Bruchschaden. Er blieb ein Stummer der Freude, stumm, aber nicht taub. Uebrigens begab sich die Geschichte vor unkontrollierbar langer Zeit, damals, als die Märchen noch Wirklichkeit waren.

Wie der lachstumme Silvesternarr heranwuchs, ward die Sehnsucht in ihm immer stärker, Lachen zu hören. Aber die Menschen waren verdrossen. Sie ächzten unter der Qual ihres Daseins und bezogen ihre Lustigkeit aus gegorenen Kartoffeln. Das befürmerte den Silvesternarr, der ein Grübler und Schwärmer war, und er ging unter die Menschen und heckte allerlei lustige Geschichten und bunte Schwänke und stachelnde Spottworte aus und erzählte sie aller Welt, also, daß, wohin er auch kam, sofort ein Gelächter entstand. Seitdem kam der Narr zu hohem Ruf. Er hielt das Volk bei guter Laune, trieb sie durch seine Ermunterungen zu vielerlei guten Dingen und, indem er die Widersacher des Menschentums in die Flucht peitschte, erhob er das Leben der Freunde, half ihnen über schlimme Stunden hinweggleiten und im Lachen schwere Pein ausschütten. Er war unermüdlich in krausen Erfindungen, und sein Humor heilte Hunger, Liebe, Pest und Wahnsinn. Einmal an einem schönen Frühlingstage sah er, wie ein Lebensmüder an einem blühenden Apfelbaum just Anstalten traf, sich einen Strick um den Hals zu legen. Ruhig begann der Silvesternarr, eine Geschichte zu erzählen. Der Selbstwürger begann herzlich zu lachen und hielt sich am Ast fest, daß die Schlinge locker bliebe und er das Ende der Geschichte abwarten könnte. „Nein, das geht nicht“, rief der Narr, „die Geschichte ist zu lang und ich kann nicht Stunden hindurch zu Dir hinaufschreien.“ Da kletterte der Mann herunter, setzte sich zu dem Narren und lachte so lange, bis er Strick und Tod völlig ver-gessen hatte.

Als dieser Heilerfolg ruchbar wurde, beschloßen einige Milliardäre, den Silvesternarren zu gründen. Ein riesiges Lachsanatorium für Trüffelranke und Sektirre sollte gegründet werden. Der Narr hatte die Verpflichtung zu übernehmen, täglich sechsmal frische Wiße und Schwänke zu liefern und sollte dafür lebenslänglich dreimal in der Woche warmes Abendbrot kriegen. Aber der Narr war ein Vagabund, lief nach dem ersten warmen Abendbrot davon, so daß die armen Trüffelranke und Sektirren, die sich in der Genesung befunden hatten, unheilbare Rückfälle erlitten. Er blieb lieber ein Freier und strapazierte seine Phantasie schon für einen saueren Hering und ein viertel Pfund Schweizerkäse, die er freilich mit größerem Behagen verzehrt haben würde, wenn sich die Spender von Hering und Schweizerkäse nicht immer als seine Wohltäter und Gönner aufgespielt hätten. Ist es nicht aber auch eine noble Bezahlung, wenn dieser Narr für ein paar leichte, lustige Worte, die mühelos den Lippen entflatterten, höchst solide, materiell greifbare, mit sauerem Schweiß eingelegte Seefische erhielt!

So trieb es der Silvesternarr viele Jahre hindurch. Ueberall weckte er Gelächter und lachte nie selber. Eines Tages aber fiel es ihm schwer auf die Seele: „Alle nehmen von dir Freude und niemand sorgt, ob auch du dich zu freuen vermöchtest.“ Und er gewahrte, daß er mit jedem Lachen, das er entzündet hatte, selbst immer ärmer geworden sei an Lebensfreude, immer trauriger und ausgezehrter. Seinen ganzen Besitz an Hellem und Heiterem hatte er vergeudet, und niemand hatte gemerkt, wie er sich zerrieb. Feindselig wurde er, mißtrauisch, gallig und senkte den Narrenkopf zum Boden. Er konnte nicht lachen, nun konnte er auch nicht mehr Lachen schaffen.

Ein böser Aufstand brach aus, als der Narr derart seine Arbeit einstellte, auf die man doch ein historisches Recht hatte — wegen der vielen saueren Heringe und Pfunde Schweizerkäse.

„Was belustigt Du uns nicht weiter!“ schrie man ihn an.

„Weil ich traurig bin und nichts mehr weiß“, sagte der Narr düster.

„Who, er ist noch der Alte, er macht wieder Witze“, ein vergnügtes Krähen erhob sich. „Ein Spagmacher, der Gefühl hat, ein Scherzbold, der empfindet, ein Clown, der Tragödie spielt — und überhaupt, wer hat heutzutage in unserer aufgeklärten Zeit Gefühle . . .“, das ist der beste Witz, den er je gemacht. Wir zahlen Dir einen Taler extra, wenn Du wirklich warme Tränen vergießest; das wäre zu drollig!“ So riefen sie durcheinander.

Doch der Silvesternarr blieb starr und ernst; nur sein Kopf sank noch tiefer. Er versuchte noch einmal, aus alter Gewohnheit, zu spaßen: „Seht, ich bin nun einmal bis auf weiteres gestorben. Ich kann nicht anders. Verzeiht, daß ich Euch im Stich lasse. Ich mag Euch nicht mehr.“

„Jetzt beleidigt er uns noch für alle unsere Güte“, schrien erregt die Kunden seiner guten Laune, „pfui — welche Undankbarkeit!“

Der Narr zerbiß seine Lippen, aber er schwieg.

Sein Publikum hatte fortan keine Gelegenheit mehr, zu lachen. Die Gesundheitsverhältnisse der Leute verschlechterten sich merklich. Sie starben zahlreich und niemand hatte mehr Neigung, geboren zu werden. Schließlich hatte man den unerhörten Zustand satt. Man verschwor sich, mit Gewalt den Narren zu zwingen, lustig zu sein. Er wurde mit Hohnreden verfolgt. Er sei tot, könne nichts mehr, und habe auch niemals 'was Gescheites getan: Ein Possenreißer, wie sie rudelweise umherlaufen!

Das half nichts! Der Narr schwieg mürrisch.

Man ging schärfer vor: Ein Haufen unangenehmer Leute drang plötzlich auf ihn, die beschworen, er wäre ihnen Geld schuldig: „Sei

lustig, Narr, oder bezahl'!" Der Narr tat weder das eine noch das andere. Aber die Schuldforderungen zwickten ihn in allen Gliedern. Er dachte daran, sich irgendwo einen Revolver zu leihen. Lustig wurde er trotzdem nicht.

Als alle Mittel sich als vergeblich erwiesen, schalt man ihn einen Schurken, einen gemeinen Kerl, einen Lüdrian, einen Prasser, einen Leuteschinder. Er konnte sich in der anständigen Gesellschaft nicht mehr sehen lassen. Das erfreute ihn zwar, aber Wiße riß er immer noch nicht.

In dieser Weide kam Silvester heran. Silvester ohne den Narren! Was sollte man nun anfangen ohne ihn. „Pfannkuchen mit Stumpfsinn“, meinte einer; die Wendung gefiel, doch sie genügte nicht, um ihn zum Vizenarren zu ernennen. Da fiel man über den traurigen und stummen Narren her und schleppte ihn mitten in die Silvester-gesellschaft. Man sperrte ihm den Mund auf und goß ein Glas Punsch nach dem anderen hinein. Auch das blieb wirkungslos. Er wurde nur finsterner. Als die anderen sinnlos schrien, tat er aber doch den Mund auf und sagte: Gibt es eine elendere Nüchternheit, als Eure Trunkenheit? Wer nur etwas von dem gewaltigen Lebensrausch in sich spürt, der das tiefste Wesen dieser Welt, der könnte keinen Zusatztropfen künstlichen Rausches mehr ertragen; er würde zerspringen vor dem Uebermaß. Ihr bezechet Euch, weil Ihr den Rausch nicht kennt!"

Man war im Zweifel, ob der Narr mit dieser Weisheit sein Handwerk endlich wieder aufnehmen wollte; einige lachten schüchtern, indessen die Mehrheit entschied sich, daß das Wort nur ein neuer Erzeß seiner melancholischen Verflochttheit sei. Sollte man angesichts solcher verbrecherischen Widerspenstigkeit noch Geduld und Rücksicht üben? Niemand konnte das verlangen. Man ergriff also eine große Punschterrine und goß sie über den Narren aus. Darauf nahm man einen brennenden Sidibus und zündete die Stiefel des Silvesternarren an. Schnell glomm eine feine, blaue, durchsichtige Flamme ringsum empor — wie eine flammende Bowle stand er da. Als aber das Feuer bis dahin drang, wo das Zwerchfell sich breitet, da schmolz offenbar eine fesselnde Verlötung. Denn der Narr brach plötzlich in ein tolles Gelächter aus, also daß der Sturm seines Lachens die Flammen ausblies.

„Gott sei Dank, nun lacht er wieder“, jubelten die anderen. Niemand wußte, daß der Narr zum erstenmal selbst gelacht hatte. Er war aber nur ein ganz klein wenig angebraten.

Silvester 1904







Der Märchenbrunnen.



Der Märchenbrunnen im Friedrichshain läßt wieder seine Wasser springen. Ihn braucht kein Stadtbaumeister nach fürstlichem Geschmack zu modeln, kein Kreisinn hat es nötig, sich der gebieterischen Kunstgesetzgebung der Krone zu unterwerfen, nicht können ihn die gezückten Bajonette verwunden, wenn er seine Strahlen gar zu frech und unbotmäßig, fessellosen Gebirgsbächen gleich, rauschen läßt. Seine Materie ist zu fein, als daß sie Knechte und Schergen verstümmeln und zerstören könnten. Der frühlingwind sügt ihn aus ewigem Aethergold und tausend unsichtbare Quellen steigen aus der Tiefe durch die geheimnisvollen Gänge des leuchtenden Erzes und tanzen und wirbeln in heiter befreitem Spiel.

Alljährlich, so um den 18. März, wächst dieser Märchenbrunnen empor. Seine Wasser spenden weiche, linde, reine frühlingluft. Die Sonne zaubert in das Gesprüh der tanzenden Tropfen aus Regenbogenfarben leuchtende Wunderwelten, und wen die Geister des Märzen lieben, der mag wohl in dem Sonnenfunkenwirbel die Baulinien der Zukunft schauen, dem plaudern die rauschenden Strahlen von lockenden Märchen und bannenden Träumen.

Plötzlich aber fällt ein jagender Sturm in die springenden Wasser, treibt sie aus ihrem Kreis und weht je einen Tropfen auf die stillen Gräber, die der Hain birgt. Und die Tropfen sichern in die Erde und nehen die leeren Augenhöhlen und heilen den Tod. Die Farbe und Fülle des Lebens erblüht um die starren Glieder, die Erde gibt die Toten frei, und in feierlichem Zuge wallen die Auferstandenen des 18. März zu dem Märchenbrunnen des Lichts und der Freiheit.

Auf seinem weiten Becken lassen sie sich nieder, und sie nutzen den einen Tag, der sie ins Dasein zurückruft, um von ihren Hoffnungen und Sorgen zu sprechen. . . .

Jetzt, glaube ich, haben sie uns endlich ganz vergessen, seufzt der eine. Es ist aber auch gut so. Wir passen nicht mehr in diese Welt. Sie lachen über uns Toren, die für ein Ideal in den Tod gingen. Was liegt ihnen an Freiheit und Völkerglück. Sie treiben Handel, trinken gute Weine und nehmen sich gepußte Dirnen auf den Schoß. Es ist ein üppiges Dasein geworden. Sie behängen ihre schwelgende Sinnlichkeit nicht mehr mit großen Gedanken und stolzen Hoffnungen. Wenn die Bilanz nur gut abschließt und die Dividenden blühen — was schiert sie das Reich Utopien! Wahrhaftig, sie sind sehr klug geworden. Liegen wir nicht einst unser Leben um des Phantoms der Volkshooveränität willen! Und heute, nach 54 Jahren, begnügen sie sich stillschweigend noch mit den Gaben des Ministeriums Brandenburg, mit dem elken Teufelskram der Kamarilla. Sie haben immer noch das Herrenhaus, das Dreiklassenwahlrecht, die Landräte und die Kreuz-Zeitung. Selbst den Absolutismus haben sie wieder ausgegraben und Militär und Polizei reglementieren den Geist. Der Adel, der uns nur noch den Zweifel bereitete, welche Inschrift wir auf seinen Leichenstein setzen wollten, gedeiht in strotzender Herrlichkeit. Die Pfaffen mehren sich gleichermaßen. Denkt Euch: meine Enkelin hat einen Baron vom Bunde der Landwirte geheiratet, und mein Großneffe ist Staatsanwalt, der jeden Sonntag mit dem Gefangbuch zur Kirche pilgert, nachdem er an den Wochentagen auffässige Zeitungschreiber in den Kerker geschickt hat. Die Meinungsflaverei, die Unterwürfigkeit, der Zynismus der von allen Idealen entgötterten Gesellschaft wächst mit jedem Tage. Fürwahr, ich verzichte hinfort auf die Günst der Auferstehung. Ich mag keine Minute mehr auf dieser verkommenen Erde leben. Es ist ganz gut, daß sie uns vergessen haben. —

Ja, hub der Zweite an, wenn wir noch königlich preussische Märzgefallene wären, und wenn uns irgend eine gekrönte Persönlichkeit preisen würde, daß wir die eigentlichen Schöpfer der deutschen Einheit, die Gründer des modernen Staatslebens seien — dann solltet Ihr sehen, wie die Kerle zu uns strömen würden. Die feinste Auslese der besitzenden und wohlgeborenen Gesellschaft würde sich um unsere Gräber drängen. Die Edelsten würden ihre Namen in die Empfangslisten eintragen: „Dajewesen!“ Aber so meidet man uns, wie die Ausfägigen. Wir sind ja, obwohl Friedrich Wilhelm IV. längst im Wahnsinn zugrunde gegangen, immer noch die Banditen, Juden und Ausländer, das Gesindel des Umsturzes, die

als Hochverräter der gerechte Tod strafe. Wir bleiben die Verachteten, die Ehrlosen. —

Was liegt an denen, warf der Dritte ein. Die Verachtung der Leute könnten wir verschmerzen; sie ehrt uns nur! Aber es schmerzt mich, daß von unserem Geist nicht einmal in der Jugend ein Funken glüht. Sie schwören zwar heutzutage ungemein viel von Jugend, von Ausleben, freier Entwicklung, Individualität. Aber sie meinen doch schließlich nichts anderes, als daß sie das Recht beanspruchen, mit einer unbeschränkten Anzahl von den heute soviel besungenen lieben süßen Mädeln herumtollen zu dürfen. Und wenn sie dann ausgestollt haben, werden sie solide Staatsbürger und bilden Vereine zur Bekleidung nackter Kunst. Das ist keine Jugend, die die Sterne vom Himmel zu rauben trachtet, die auf die Höhen der Erkenntnis dürstend steigt und keinen seligeren Tod kennt, als im Kampf für die Ideale der Menschheit und Menschlichkeit zu fallen. Diese Jugend ist ganz und gar unpolitisch, sie rümpft die Nase über den „engen Parteigeist“, sie ist ausnehmend vernünftig und vorsichtig und meidet alles, was die Karriere verderben könnte. Wenn es hoch kommt, begeistern sie sich für Radfahren und Fußballspiel. Auf's Saufen, Hurrafschreien und Sumpfen freilich verlegen sie sich ausgezeichnet. Pfui über diese schlaffe, feige Welt, die keine Jugend hat. —

Aber so läßt uns doch lachen über all die Torheit und Gemeinheit, anstatt uns den einen Tag des Lebens mit grilligen Klagen zu verpfuschen, mahnte der Vierte. Seht, wie die Wasser des Märchenbrunnens leuchten, wie warm der Frühling weht, wie mild uns der Wind umfängt! Ich höre erst auf zu hoffen, wenn es keinen Frühling mehr auf der Erde gibt, der alle Ketten sprengt und alle Keime entfaltet. —

Und weißt Du gewiß, scherzte grimmig der Fünfte, daß sie nicht auch den Frühling schließlich ausrotten werden? Der Gesell ist ihnen längst verhaßt. Er ruft schlimme revolutionäre Gefühle hervor. Er gibt mit seinem ungebärdigen Wesen ein böses Beispiel. Sein Atmen ist zu gewaltig, sein Stürmen zu gefährlich. Er treibt zu unbarmherzig alles Morsche und Moderige vor sich her, und es ist nichts als ruchloser Umsturz, wenn er den neuen Saft mächtig in die würdevoll lahnen Stämme empor drängt. Die Menschlein werden schon eine Erfindung machen, wie sie die Frühlingskraft nutzbringend verwerten können. Vielleicht gelingt es ihnen, sie auf Flaschen zu ziehen und die „flüssige Frühlingluft“ für Bierdruckapparate zu verwenden. Eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der Lenzkraft wäre nicht übel. Oder sie sperren aus gesundheitslichen Rücksichten die Grenze für die Einfuhr von Sonnenlicht, oder sie

fangen den Frühling mit ihren Panzerfähen auf dem Meere ab, oder schicken zwanzig Armeekorps gegen den bösen Feind aus. Die Welt wird ja gescheitert mit jedem Tag. Sie werden auch das noch fertig bringen, die Hydra der Revolution endgültig zu erwürgen, indem sie den Frühling und den Frühlingsmut industriell ableiten. —

Der Sechste erwiderte: Dein Späßen schmerzt, mein Freund. Die Hoffnungslosigkeit der Verzweiflung lacht aus Dir. Ich aber finde nicht einmal für einen Tag den Mut zum Leben, wenn ich nicht daran glauben kann, daß wir nicht umsonst gestorben sind, daß wir einst doch siegen werden, daß es kein leerer Traum gewesen, für Freiheit und Menschenglück zu arbeiten. —

Da fiel der Siebente heftig ihm ins Wort: Du hoffst noch immer? Erkennst Du nicht, daß sie uns nur deshalb vergessen haben, weil unser Denken und Fühlen ihnen völlig fremd geworden? Sie verstehen uns gar nicht mehr. Wahrlich, es ist furchtbar, sich darüber klar werden zu müssen, daß immer noch die Millionen in Not und Barbarei gemartert und gebeugt zugrunde gehen, und daß sie sich geduldig in ihr Los schicken, wie in ein Unabänderliches. Ich sage Euch: wir werden niemals siegen, da auch das arme Sklavenvolk unser vergaß und in schwerer Stumpfheit seine Ketten weiter trägt. Auch sie sind schon zufrieden, wenn sie ein paar Pfennige Lohn erhalten, was kümmert sie anderes . . .

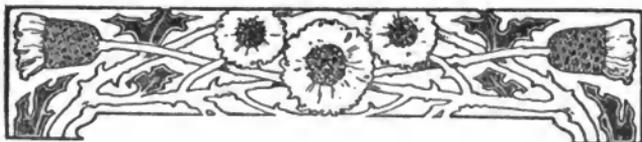
Still, Du lästerst, rief gewaltig die Stimme des Achten, der auf seinem Grabstein die Worte trug: Ein unbekannter Mann. Still! Seht doch nur, seht!

Und sie blickten auf, und in dichten Scharen, in dunkelfarbigem Arbeitsgewand, kamen ernste Männer, schlicht und aufrecht, den Hain entlang. Von ihren grünen Kränzen aber strömte eine Flut roter Freiheit. . . .

Die Wasser des Märchenbrunnens stiegen höher empor, und die Schatten an seinem Rande strahlten verklärt. —

März 1902





Die Schere.



isweilen begrüßt man doch freudig das Wunder der Wunder, daß man lebt, immer noch lebt. Im gewöhnlichen und gewerbsmäßigen Getriebe der Tage findet man die Zeit nicht zu solchem verweilenden Verwundern: Es fällt einem nicht ein, daß man lebt, und man findet an dem Gewaltigen gar nichts Auffälliges: Man lebt eben, basta!

Dann kommen feierlich-erfüllte Stunden, an denen all das lastende Gehänge des Tages ins Wesenlose zerrinnt und ein Gefühl nur strömt: Wie seltsam — ich lebe!

Ueberlegt Euch nur, Leser, wie ganz unbegreiflich es ist, daß ich bis heute, das heißt bis zu diesem Frühlingsanfang des Jahres 1902, vom Geschick aufgespart worden bin, um Euch mit meinen Launen und Narrheiten den Sonntag zu verstören. Ich bin an keiner Kinderkrankheit gestorben, ich habe niemals versehentlich konzentrierte Schwefelsäure statt Bitterwasser geschluckt, ich bin nicht ins Wasser gestürzt, kein Siegel ist mir zerschmetternd auf den Schädel gefallen, ich bin an keiner Gräte erstickt, nicht bei einem Eisenbahnzusammenstoß umgekommen, mich hat kein Mörder nächstens auf einsamer Chaussee überfallen, ich habe niemals geerbt und brauchte deshalb nicht vor Freude mir einen Schlaganfall zuzuziehen, ich bin niemals die schwindelnden Abhänge des Kreuzbergs tödlich hinabgerutscht, kein Straßenbahnwagen, kein Lastfuhrwerk hat mich gerädert, der Blitz mich nicht auf freiem Felde getroffen, das Plögenseer Grundwasser hat mich trotz langen Kurgebrauchs nicht zu töten vermocht, ich bin nicht verhungert, nicht verzweifelnd im Alkohol zugrunde gegangen, ja, ich bin endlich nicht einmal am gebrochenen

Herzen stracks verschieden, obwohl es des öfteren bedenklich klirrte. Dieser ganzen millionenfältigen Akkumulation von Lebensgefahren, die das Leben bedeuten, bin ich bis zum heutigen Tage entgangen und in frommem Jubel preise ich das unverständlich gütige Geschick, das mich bis zur Stunde durchgeschmuggelt und durchgelistet hat.

Denn die Drossel bereitet wieder auf die Nachtigall vor. Die Krokusblüten strecken ihr lichtiges Gefieder zur Sonne, und die Weiden treiben ihre weichen Kätzchen. Natur spinnt Geheimnisse, lockende holde Geheimnisse. Jrgend woher aus den Paradiesen des Weltalls quillt eine neue Luft, die nicht nur, wie unsere irdische Atmosphäre ein Gemenge aus Sauerstoff, Stickstoff und etlichen anderen Zusätzen ist, sondern die irgend ein unbekanntes Element enthalten muß, irgend eine träumende Lebenskraft, die unsere Seelen auferstehen läßt, daß wir über unseren Schwachmut hinauswachsen, den ganzen stürmischen Stolz des Lebens berauscht in seiner Tiefe empfinden und den wichtigtuierischen Plunder unserer Werkeltage abstreifen. Prometheus wird in uns wach, und es ist kein Zufall, daß die Menschen vom revolutionären Schöpferdrang gerade dann ergriffen werden, wann der frühlingsturm die Wolken jagt. Unsere Sinne werden schauend für die Größe des Lebens, das die Unvernunft der Menschen so elend verhungt und verstümmelt hat. Die Erbsünde der Menschen, das feige, enge Philistertum, verkriecht sich vor der wilden Jagd der frühlingseister, und die alte Barbarei kracht im unaufhaltfamen Eisgang. Das Ewige treibt und atmet um uns, und alle Herrlichkeit des Lebens tanzt. Lasset uns jauchzen, daß wir sind, lasset uns das Glück des Daseins hinaus schreien — natürlich, soweit es die Polizei erlaubt.

Denn die Polizei darf die Maßlosigkeiten der frühlingphantasien nicht dulden; wie überhaupt die Phantasie in polizeilich unangemeldeter Gestalt durchaus anstößig ist und höchstens in der gemilderten Form zulässig ist, in der sie die Textilindustrie benutzt, wenn sie sinnig von wollenen Phantasie-Artikeln spricht. Es scheint mir, als ob dieser Ausdruck vorzüglich die Rolle charakterisiert, die der Phantasie in der bürgerlich erwerbstätigen Gesellschaft vergönnt ist: es sind alles nur wollenen Phantasie-Artikel. Die himmelsfliegenden Ausschweifungen des Geistes aber gehören ins Narrenhaus oder auf die Polizeiwache. Von Rechts wegen! Denn die Phantasie, die das goldene Zeitalter auf Erden erträumt, ist revolutionär und untergräbt die Grundlagen und die verfassungsmäßig paragraphierten wollenen Phantasie-Artikel der Gesellschaft. Es ist aber Sache der Polizei, den ruhigen, warm und solid gekleideten Staatsbürger gegen die Erzeße der Phantasie zu schützen . . .

Am letzten Dienstag gedachte ich die Gefühle des Frühlingsturmes zu genießen, der einst die Besten mähte, damit aus ihrem Blut verjüngte Zeit erblühe. Wie ich aber so recht mich versenken wollte, da merkte die Polizei meine böse staatsgefährliche Absicht und wies mich durch energische Maßnahmen den Pfad des Sittlichen.

Es ist doch gut, daß man den Friedhof der Märzgefallenen nicht durch ein steinernes Portal eingezwängt hat. So ruht er frei im Schoße Berlins, ganz schutz- und prunklos, eiseubesponnen, nur geschirmt von der tiefen Stimmung, die dieses Stück Erde und diese grauen verwitterten Steine ausströmen. Ein Völkerschicksal schlummert hier, harrend der Zukunft. Wozu auch eine gemauerte Wehr! Schutzleute bilden gern, gleichend in steckenlosen Pickelhauben, einen lebendigen Stacheldrahtzaun. Hier darf man Freiheit nicht einmal träumen. Schutzleute, nichts als Schutzleute!

Und, siehe da, als wir just in den Kreisgang einbiegen wollten, auf dem man zwischen den Malen wandelt, da gewährte der oberste der Schutzleute, ein frischer, schlanker Leutnant, unseren Kranz, er las mit lächelnder Miene den Spruch auf dem roten Bande, und als er die Kettüre beendigt hatte, sagte er die linke Schleife zierlich zwischen den Fingern und er riß, ohne Schere und sonstige Apparate, mit einer Gewandtheit, als ob er früher Commis in einem Seidenwarengeschäft gewesen wäre, die goldenen Verse glatt ab. Den also verflümmelten Kranz legten wir dann nieder. Langsam gingen wir zwischen den Gräbern; als wir aber ein zweites Mal den Rundgang beginnen wollten, da trat wiederum ein Mann des Pickelhauben-Gesetzes heran und gebot uns barsch, den Ausgang zu gewinnen: Kein Sterblicher soll an diesem Tage zweimal den Friedhof umkreisen! Allzu bedrohlich wär's für den Staat, wenn das geschähe! Es ist ausreichend der Toten gedacht, wenn man fünf Minuten bei ihnen verweilt.

Der Schutzmann wacht. Seine Herrschaft ist fester denn je. Die ganze Entwicklung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spiegelt sich in dieser polizeilichen Ueberwachung der Märzgefallenen, die es nicht duldet, daß wir unsere Toten feiern, wie uns das Herz drängt. Der Schutzmann darf unsere heiligsten Gefühle jäh zerreißern, er darf unseren innigsten Menschendienst stören, die Polizei gestattet sich, selbst die Weihe von Totenspenden zu vernichten, die auch die finsternen Zeiten als unverletzlich dem Kampf der feindlichen Gewalten entzogen.

Man stelle sich vor, daß jemand, der im alten Wilhelm den Standrechtler von 1849 und den Kaiser des Sozialistengesetzes haßt, von seinem Sarkophag den am Todestag niedergelegten Kranz

nähme und die Widmung zerfezte. Wie würden die Zeitungen entsezt aufbrüllen, wie würden alle Staatserhaltenden nach Rache lechzen, wie würden sie über die Verrohung der roten Rotte zetern, die selbst vor der Majestät des Todes in ihrem blinden Haß nicht zurückbebt!

Hier aber gilt es mehr als bloß einen verstorbenen Monarchen. Märtyrer sind's, die wir ehren wollten, und deren Ehrung Ihr verlegt habt. Und Märtyrerblut ist das Erhabenste, was die Menschheit besitzt. Wie fremd ist Euch doch das Christentum geblieben! Die Gestalt eines Märtyrers ragt in der Mitte des Christenglaubens, eines Menschen, der als Hochverräter ans Kreuz geheftet worden. Überall grabt Ihr die Zeichen seines Todes in die Erde, überall blickt Ihr betend zu dem Bild des zermarterten Körpers empor, Ihr kränzt seine Wunden mit Blumen und schmückt das Kreuz mit glühenden Gaben Eurer Andacht. Hier aber zerstört Ihr die Zeichen unserer Liebe und Ehrfurcht, die wir zu den Gräbern von Märtyrern trugen, am Tage, da sie starben, um die Welt von der Knechtschaft zu erlösen.

O, Herr Polizeileutnant, ich wünsche Dir nichts Böses, weil Du unsere Feier verdarbst. Aber eines hoffe ich: daß Du einen Buben haßt, einen vierzehnjährigen. Und der Bube soll in Deiner Rocktasche das arme rote Band mit den goldenen Versen erstöbern und Dich überfallen mit der glühenden Botschaft: Vater, ich habe heute einen wunderschönen Spruch gelesen.

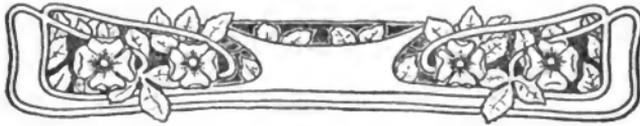
Du, Herr Polizeileutnant, wirst ihn dann bitten, seine Verse herzusagen.

Und strahlenden Auges wird der Bursch feurig sprechen:

Sie ist nicht tot, ihr könnt sie nicht erschlagen,
Sie lacht ob eurem Wüten, eurem Drohn,
Ob ihr sie hundertmal zu Grab getragen,
Unsterblich lebt die Revolution. —

März 1902





Kerker: März.

Schleppt den Frühling in den Kerker!
Der die Welt in Aufruhr bringt:
Bäche rauschen, Bäume flüstern,
Jeder Vogel zirpt und singt,
Und auch in die Menschenherzen
Wunderbare Regung dringt —
Schleppt den Frühling in den Kerker!
Der die Welt in Aufruhr bringt.

(Deutsche Lieder aus der Schweiz 1842.)



Der junge Polizeileutnant befand sich schon seit Wochen in erheblicher Aufregung. Ihm war zum erstenmal die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, am Eingang zum Friedrichshain die roten Schleifen der Märzkränze zu zensurieren. Der Minister des Innern hatte mit dem Polizeipräsidenten konferiert und man war übereingekommen, daß man diesmal mit ganz besonderer Strenge, aber auch mit großem Takt vorgehen müsse. Die Zeiten waren wirr und wild, der Respekt vor der Obrigkeit war nur noch ein Märchen von ehedem, so mußte strenge Sorge getragen werden, daß das rote Märzrauschen im Friedrichshain die Seelen nicht durch revolutionäre Liederverse noch mehr empöre und verwildere. In den früheren Jahren waren manche Mißgriffe vorgekommen. Die gefährlichsten Sprüche hatte man durchschlüpfen lassen, während man andererseits sanfte Harmlosigkeiten unbarmherzig abschnitt, so daß die Berliner nicht genug höhnen und ulken konnten über den Literaturverstand des ausführenden Polizeileutnants. War es doch selbst geschehen, daß einmal die Verse

Nicht Rog und Reifige
Sichern die steile Höh',
Wo fürsten steh'n

von einem Polizeileutnant konfisziert worden waren, der die Zeilen für eine umstürzlerische Gemeinheit von Heinrich Heine gehalten.

Diesmal aber sollte kein Mißgriff sich ereignen und darum übertrug man das verantwortungsvolle Amt einem Mann, der in dem Geruche stand, Schillers Glocke und den Sang an Hegir auswendig zu können, dessen Beschlagenheit auf künstlerischem Felde mithin einwandfrei war. Um allen Anforderungen gewachsen zu sein und die Schere mit eleganter Geschwindigkeit handhaben zu können, hatte er sogar einen Kursus in der Schneiderakademie genommen . . .

Die Sonne des 18. März ging auf. Am stillen Friedhof der Märzgefallenen ward es lebendig. Als wenn die Toten erwachten! Die Männer der Arbeit kamen ernst und feierlich und breiteten ihre Kränze mit den blutenden Schleifen über die Gräber und Male. Zwischen Spalieren von Schutzleuten mußten sie hindurch. Am Eingang stand der Polizeileutnant mit hoch geschwungener Schere und musterte jedes goldene Wort, das in die roten Bänder gepreßt war. Die Ernte war groß. Eine Sekunde lang wollte sein staatserkhaltendes Auge auf jeder Schleife, eine rasche literarische Ueberlegung, und der Kranzträger konnte mit heiler Schleife passieren oder aber die blanke Schere fuhr blißschnell durch das Band, das leise wimmerte.

Da kam ein Mann, der sah besonders verdächtig aus. Ueber seinem stummen Ernst lag es wie ein leuchtendes Lachen, und als er den Polizeileutnant mit seinen hellen Augen anblickte, hatte dieser das Gefühl, als sprühte der Blick einen schlimmen boshaften Witz. Auf der Kranzschleife des Verdächtigen aber standen nur die Verse:
Schleppt den Frühling in den Kerker!

Der Polizeileutnant geriet in Verlegenheit. Er stockte und zauderte. Die kleine blanke Schere wog plötzlich Zentner, und als er die Klingen wehend bewegte, schienen sie wie eingeroftet. Kein Zweifel, hier lauerte ein Mißgriff! Der Kerl sah so niederträchtig höhnisch aus. War das Wort etwa gar von Goethe, von Luther oder vom Major Kauff? Würde der Vorwärts am nächsten Tage triumphierend verkünden, wie toll sich der Zensur verschnitten? Es war schon besser, wenn er die Schere ruhen ließe! Aber nein, der Träger des Kranzes blickte allzu spöttisch. Gewiß, mit dem Vers war offenbar eine ganz ungeheuerliche Verhöhnung der staatlichen Gewalten, insbesondere der Polizei, beabsichtigt! Durfte er sich dem Verdacht aussetzen, daß er zu dumm gewesen, um gerade das Gefährlichste zu merken? Und der arme Polizeileutnant klappte die Schere auseinander und schnitt — zitternd. In seinen Ohren flirrte das Schreckenswort: Mißgriff! Das abgeschnittene Band aber steckte er in die Hosentasche. . . .

Die schwere Arbeit war getan. Der Polizeileutnant saß in seinem Zimmer und ruhte sich im Lehnstuhl von den Zweifeln und Aengsten des Vormittags aus. Die Schleife mit der Aufforderung, daß man den Frühling in den Kerker schleppen sollte, hatte er mit sich genommen. Er wollte im Zitatelexikon nachsehen, woher das dunkle zweideutige Wort stamme und welchen Sinn es habe. Aber er fand die Quelle nicht und das verschärfte seine Zweifel und verfürte ihn. Mißgriff — Mißgriff — — — Mißgriff! . . .

Das Band, das auf dem Tische lag, gloßte ihn frech an. Die Buchstaben wuchsen ins Riesengroße, sie lösten sich los und umkreisten ihn. Einer packte ihn am Arm, der andere zwickte ihn in die Nase, der dritte trat ihn auf die Füße und der vierte bohrte sich wie ein spitzer Pfeil in sein Auge. Dann wirbelten die Buchstaben in ihren goldenen Gewändern in tollem Reigen, und immer mächtiger brauste im Chor die Mahnung: Schleppt den Frühling in den Kerker! Und auf einmal war der Spul verschwunden, und der Polizeileutnant entdeckte statt der Schleife auf dem Tisch einen weißen Alfenbogen, auf dem geschrieben stand: Schleppt den Frühling in den Kerker!

Himmel — beinahe hätte er's vergessen. Das war's, worauf zu besinnen er sich vergeblich bemühte. Er hatte ja von seinem Chef den Dienstbefehl erhalten, auf den Frühling zu fahnden und ihn zu verhaften. Wenn er nur wüßte, wo er ihn fände!

Und der Polizeileutnant schnallte seufzend den Säbel um und ging, so müde er war, auf die Suche.

Überall bemerkte er die Spuren des Frezlers, aber ihn selbst entdeckte er nicht. Offenbar, alle Welt hielt es mit dem Verbrecher und leistete ihm Beihilfe.

Auf dem Platz steckten die Büsche bereits grüne Fähnlein heraus. „Wer hat Euch das erlaubt?“ schrie sie der Leutnant an, „habt Ihr die polizeiliche Konzession?“ „Ach nein“, flüsterten bebend die grünen Fähnlein. „Was für eine Frechheit“, rief der Beamte, „na wartet!“ Und er nahm seine Schere und wollte die knospenden Teile abschneiden. Da siehnten die grünen Fähnlein: „Verstümme uns nicht. Siehe, wir glaubten nichts Arges zu tun. Der Frühling kam zu uns und ermunterte uns, zu wachsen und zu blühen. Da glaubten wir, es sei gestattet.“

„Der Frühling?“ rief der Leutnant erregt und ließ die Schere sinken. „Sagt rasch, wo ist der Lump?“ „Das wissen wir nicht“, weinten die grünen Fähnlein, „doch nimm uns lieber das Leben, als ihm.“

„Ihr seid Narren!“ sagte der Leutnant ärgerlich. „Diesmal will ich noch Gnade für Recht ergehen lassen. Aber wenn Ihr's noch mal tut —“. Damit war er eilig davon.

Auf einem eisernen Gitter saß eine Schwarzdrossel und stimmte ihr Lied, das wie ein Aufstakt des Nachtigallengesanges scheint, wenn man die Vögellieder nicht genau kennt.

„Mach' hier keinen ruhestörenden Lärm!“ herrschte der Polizeileutnant, „das Singen ist ohne Hausierschein verboten!“

Aber die Schwarzdrossel erwiderte frech: „Was geht's Dich an! Der Frühling war bei mir und hat's mich geheißt.“

„Unverschämtes Vieh!“ brüllte der Polizeileutnant, „ich will Dich lehren, wer Herr im Staate ist, der Frühling oder die Polizei. . .“ Damit hob er die Schere und gedachte die kleine Kehle der Schwarzdrossel zu durchschneiden.

„Laß mich am Leben, Herr Polizeileutnant; ich sage Dir auch, wo der Frühling steckt!“

„Sag's und Du darfst leben und sogar täglich nachmittags von 6 bis 7 Uhr und Sonntags den ganzen Tag außer den Stunden des Hauptgottesdienstes bis auf Widerruf singen“, erklärte der Polizeileutnant.

„Dort oben im sechsten Stock, glaube ich, ist der Frühling“, rief die Schwarzdrossel und flog davon.

Der Polizeileutnant kletterte fluchend die sechs Stockwerke empor. An einer Tür entdeckte er ein Stück Papier mit der Aufschrift: „Müller, Dichter.“ Da wird's sein, dachte der Polizeileutnant, und ging hinein. Drinnen sprang ein Mann empor und rief entsetzt: „Ich bin nicht zu Hause.“ Er hielt den Polizeileutnant nämlich für einen Gerichtsvollzieher.

Der Polizeileutnant aber schritt schnell auf den weißen Tisch zu, auf dem außer einem Tintenfaß, einer Feder und einigen Tintenflecken nur ein weißes Blatt Papier zu sehen war. Obenan stand: „Lenzfreiheit!“ Und darunter las man die Zeilen:

Nächtens trat der Frühling mir ans Lager,

Sprach: Nun tummle dich, Poet. . .

„Eine saubere Wirtschaft“, bemerkte der Polizeileutnant, „Sie beerbergen hier ohne polizeiliche Anmeldung diese gemeingefährliche Person; liefern Sie mir sie aus oder ich zerschneide Ihren poetischen Witz in tausend Atome.“ Er schwang fürchterlich die Schere.

„Nur das nicht“, rief der Dichter entsetzt; „ich bedauere sehr, der Frühling ist aber nicht mehr hier.“

„Das kann jeder sagen“ — schnaubte der Polizeileutnant — „geben Sie mir den Aufenthalt der Person an, oder —“

„Ich glaube, sie ist nebenan, im großen Saale. Ich höre dort so ein Brausen“, versetzte der Poet eingeschüchtert; „aber pumpen Sie mir wenigstens einen Taler wegen des Schrecks.“

„Wenn ich den Frühling habe, kriegen Sie den Taler — Ehrenwort“, erwiderte der Polizeileutnant und kletterte hastig die Treppe hinunter.

Nebenan, im großen Saale, standen dicht gedrängt Tausende von Menschen, Männer und Frauen. Ein Redner sprach über das stumme, andächtige Gewühl hin: Vom Völkerfrühling, von Märtyrern, die gefallen, von der Freiheit.

Der Polizeileutnant platzte in die Andacht hinein und schrie: „Ihr verbergt den Frühling, liefert ihn mir aus.“

Da brach ein übermütiges Gelächter aus und man rief ihm zu: „Gewiß, hier ist der Frühling, in unseren Seelen ist er, arretieren Sie ihn nur.“

„Vande!“ schimpfte der Polizeileutnant, erhob die Schere, und löste die Versammlung wegen Störung der öffentlichen Ordnung auf.

Aber den Frühling konnte er nicht erwischen.

Wütend, hungrig, zerfchlagen wanderte der Häfcher weiter. Er gedachte sich patriotisch-künstlerisch zu erquicken und ging in die Sieges-Allsee. Bereits bei der zweiten Gruppe links fühlte er sich beruhigt und gehoben. Bei der sechsten jedoch entdeckten seine scharfen, spähenden Augen auf der weißen Marmorbank ein Frauenzimmer, ganz jung, fast noch ein Kind, und spliternackt. Es weinte leise vor sich hin und wischte sich die Tränen mit seinem lichten Haar.

Der Polizeileutnant geriet wieder in Wallung und näherte sich dem Frauenzimmer: „Donnerwetter, schämen Sie sich nicht?“

„Nein“, seufzte das Mädchen, „aber nehmen Sie mich nur mit. Es macht mir keine Freude mehr hier draußen. Ich heiße nämlich Frühling.“

„Ah!“ Der Polizeileutnant geriet außer sich vor Ueberraschung und seligem Stolz.

Das Frauenzimmer aber fuhr fort, leise zu klagen: „Ich war hierher gekommen, um den Hain auch ein bißel auszuputzen. Indes es ging nicht. Hier unter den starren Marmoroldaten ist mir die Kraft erloschen. Hier paßt kein Grün und keine Blüte. Ihr braucht mich nicht mehr. Ich bin überflüssig. Macht Euch nur selber den Frühling. Behängt die Bäume mit Orden und die Sträucher mit Eichen und statt des Grases laßet Kies wachsen, mit dem Eineal sauber geordnet. Und statt aus Bäumen könnt Ihr schließlich auch aus stämmigen Schutzleuten einen glitzernden Park bilden. Nimm mich nur mit, Herr Polizeileutnant.“

Ihre Tränen strömten wie ein Wildbach.

Der Polizeileutnant ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit nerviger Faust packte er das nackte Wesen, daß an den Armen große Flecke emporblauten. Endlich konnte er die Order ausführen und ruhig schlafen gehen. . . .

Nun saß der Frühling im Kerker. Der Minister, der Polizeipräsident, der Polizeileutnant, der sofort zum Hauptmann befördert ward, wandelten in strahlendem Glück.

Jedoch die übrige Menschheit wurde grau und düster. Die Sonne hing am Himmel wie ein Spinnetz. Alle Blätter waren in der Knospe verdorrt. Es war wie ein Raupenfraß über die Natur und die Herzen gekommen. Und die Vögel waren verstummt.

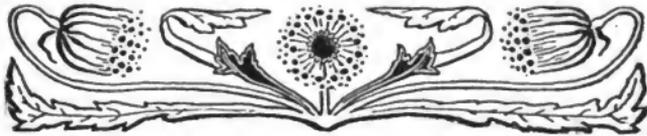
Die Menschen hielten es nicht mehr aus vor Ueberdruß und Stumpfheit. Sie stürmten fast das Polizeipräsidium und begehrten, dort eingekerkert zu werden, wo der Frühling schmachtete. Das half nichts. Wer nichts verbrochen, durfte nicht in den Kerker. Da begannen alle Menschen zu stehlen, zu rauben, zu morden, Meineide zu leisten und die Majestät zu beleidigen. Und die Feigsten selbst begingen irgend einen groben Unfug. Alle Straßenbahnen, Droschken, Omnibusse mußten in grüne Wagen verwandelt werden. Die aktive Armee wurde teils zum Transport, teils zu Richtern und Staatsanwälten verwendet. Man prügelte sich um das Vorrecht, zuerst im Gefängnis einzutreten.

Und eines Abends überfiel das furchtbare Kerkerfieber auch den Polizeihauptmann. Er mußte einen Frevel begehen, um des Gefängnisses fähig und würdig zu werden. Er sann und sann, was er anstellen sollte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wie vom Schicksal getrieben, lief er nachts auf den Friedhof der Märzgefallenen, und bis zum Morgengrauen hochte er da auf der feuchten Erde, nährend, nährend, bis er alle abgeschnittenen Schleifen zusammengesickt hatte; zuletzt die Schleife mit den Worten: „Schleppt den Frühling in den Kerker.“ Gerade, als er dieses Band fertig genäht hatte, bemerkten sein Tun Schutzleute. Sie griffen ihn und sperrten ihn dort ein, wo der Frühling saß. . . .

Und wenn er nicht inzwischen erwacht ist, sitzt er noch heute da. —







Die Wahlnacht.



Das ist der Unterschied: Wenn der bürgerliche Kandidat in den Wahlen siegt, so ist er und die kleine Schar derer, die ihn zu ihrem Agenten bestellte, von Stolz und Genugthuung geschwellt, daß es ihnen gelungen, die Wähler noch einmal zu überhölpeln; die Wähler selbst aber sind gleichgültig, in dem dunklen Gefühl, daß sie vielleicht doch eine große Dummheit begangen haben. Der Kandidat hat die Wahlen gemacht.

Anders bei den Sozialdemokraten! Hier jubeln die Wähler über den Erfolg und der Kandidat fühlt sich, still beglückt, nur als einer aus der Masse, die ihn wählte. Bei uns glüht in jedem Wähler das Bewußtsein, daß er es ist, der den Erfolg erstritten; die Wähler machen den Abgeordneten. Die himmelan schwärmende Stimmung, die einst das geistig revolutionäre Bürgertum in Schillers Jubelruf die Millionen Menschen umschlingen und in einem Kuß die ganze Welt rauschselig versinken ließ, sie lodert heute in dieser Zeit nüchterner aufreibender Arbeit an den Siegestagen des im Gedanken und zugleich in der Tat revolutionären Weltbundes!

Da kommandiert kein Hofmeister die Gefühle, wie sie sich zu geben haben. Da ist nichts geschmürt und gedrillt, geheuchelt und erkünstelt. Vollsmächtig und urwüchsig gestaltet der Augenblick den Ausdruck der tiefen Freude, in der — so unscheinbar sie äußerlich sich geberdet — die Weltgeschichte atmet. Das Herz der Zeit klopft in der ungestümen Begeisterung.

Und alle Menschen werden Brüder. Kein Unterschied zwischen dem gefeierten Führer, den die Erde mit Stolz nennt, und dem namenlosen Arbeiter, der Tag und Nacht seine Kraft, seinen Lohn unserer gewaltigen Sache geopfert. Kein Abstand zwischen der derben, gehärteten Hand des Maurers oder Maschinenbauers und den weicheren und weißeren Fingern des Akademikers, der die Feder führt oder das Wort kündigt. Sie stehen als Gleiche, erfasst von demselben traumversunkenen und doch klar bewußten Glücksgefühl, nebeneinander, alle Zurückhaltung ist verschwunden, wir tauschen offen und ohne jedes Bedenken unser Empfinden aus, wir sind wie die Kinder, die noch das Leben nicht zu ängstlich rechnender Rücksicht verschlossen hat, und wären wir Norddeutsche nicht so steife Gefellen und schämten uns unserer Gefühle, so würden wir uns wahrhaftig in die Arme fallen.

Und jede neue Siegesbotschaft in dieser unvergeßlichen Nacht steigert die tiefe rauschende Freude. Vergessen ist, daß es noch Feinde gibt. Wenn Fremde uns auf der Straße fragen: „Wieviel haben wir jetzt?“, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß „wir“ Sozialdemokraten sind. Und wir irren uns nie. Wir künden die neuesten Telegramme und der Frager lacht und teilt unsern Jubel; bald reden wir vertraulich miteinander, als seien wir seit Jahren Freunde. Wir — das sind in dieser Nacht nur die Sozialdemokraten. Was schiert uns die übrige Sippschaft, deren Hirn vernagelt und deren Herz vergiftet ist! Wir sind die Welt, den Schächern, den anderen ist halb unser Spott, halb doch auch unser Mitleid gewidmet, daß sie sich ob ihrer Niederlagen grämlich und neidisch verzehren müssen, wo „wir“ doch alle so froh sind. Nur die Idee vermag solche Wunder zu wirken, die große, gute und wahrhaftige Sache!

Alle wissen von rührenden Episoden zu erzählen. Einer der Gewählten, der ein wenig für sein Mandat zitterte, wird auf der Straße, als die Siegesbotschaft von Mund zu Mund stürmte, von einer braven, dicken, alten Frau umarmt, die tags in der Markthalle sitzt und den Kandidaten vom Broteinkauf kennt; die Tränen laufen ihr schwer und rund in den Rinnsalen ihres gefurchten Gesichtes. Diese Demonstration macht auch den in tausend Kämpfen und erdrückender Arbeit hartgeschmiedeten Mann weich. Jetzt erst fühlt er seinen Sieg, und er muß sich zurückhalten, um nicht dem Beispiel der Brotfrau zu folgen. Daß sozialdemokratische Erfolge alles Menschliche und alles Reine in unserer Brust loslösen, das ist der gefühlsmäßige Beweis für die Wahrheit unserer Gedanken, welche die Wissenschaft in stolzem, unbezwingbarem System aufgebaut hat.

Weit über Deutschland hinaus erweckt unser Sieg die Begeisterung der erdumspannenden sozialistischen Brüderschaft. In Wien, in Prag schreiten die Proletarier stolz und aufrecht, als hätten sie soeben einen überragenden Erfolg erkämpft; Extrablätter verkünden deutsch und tschechisch die gewonnene Schlacht. Auf den Volkshäusern Belgiens steigt triumphierend die rote Fahne empor; vergessen ist die eigene Niederlage, die das belgische Proletariat heldenmütig abzuwehren suchte. In Holland scheinen die Wunden, die den Arbeitern eben erst geschlagen, infolge der deutschen Freudenbotschaft plötzlich zu heilen. In Paris fühlten die Sozialisten bei allem inneren Hader gemeinsame Teilnahme an unserem Erfolg. Das englische Proletariat, das erst in den Anfängen politischen Selbstbewußtseins begriffen ist, gewinnt durch unseren Sieg neue Einsicht in die allein mögliche Methode des proletarischen Befreiungskampfes. Die Jubelstunde siegt durch Italien und alle Herzen errichten den deutschen Kameraden ein Denkmal, das sie von dem offiziellen Deutschland nicht haben wollen.

Nun gar im finsternen Rußland! Auf geheimen Wegen dringt die Botschaft in das von dem Doppeljoch des Absolutismus und des Elends geknechtete Volk. Ein Aufatmen, ein Stöhnen der Erlösung löst die gemarterten Seelen — ein Sonnenblick, ein Hoffnungstroß, Wegzehrung für die furchtbaren Kämpfe, die die Besten des unglücklichen Volkes erbarmungslos mähen. Und der Blitz gleitet in weiten Wellen, Jahre in Sekunden drängend, über den Ozean. Er zündet in den Riesenburgern des Kapitalismus, die in Amerika gefürmt sind. Er weckt in Australien, gleitet um die afrikanische Küste, und selbst in Japan richtet sich die dort aufblühende Jugend des Sozialismus hoffnungsheiß empor.

Nur die großen Verbrechen und Katastrophen der Menschheit finden sonst universales Interesse — wenn die Berge Feuer auswerfen, die Meere und Ströme Leben verzehren, wenn in Kischinew oder Belgrad der Mord heulend umgeht, oder die Pest Tausende fällt. Die Erfolge und Freuden der Nationen haben keine internationale Geltung; man neidet sie oder verleumdet sie eher, als daß man sie mitfeiert. Selbst Kunst und Wissenschaft reden nicht zu allen Völkern. Nur der Kulturgedanke des Sozialismus einigt die Menschheit und bindet sie zu einer Gemeinde, die Lust und Leid miteinander trägt. Nur die Sozialdemokratie zer schlägt die Schranken des Hasses und des Unverständnisses der Völker, nur ihre Erfolge werden in allen Ländern mit gleicher Liebe empfunden. Der Sozialismus ist der Strom des Lebens, der die ganze Erde befruchtend umpflügt und die Gestade des Todes und der Dürre mit Blüten bedeckt.

Sein Sieg, seine Zukunft ist der heiligste Lebensinhalt der Leidenden und der Denkenden der Welt, aus ihm ziehen wir den Mut, all den Wahnsinn und alle die Pein des Daseins zu ertragen.

Es ist nicht nur ein dürrer Papierregen, der in die deutschen Wahlurnen gerauscht ist! Es ist die Flut der Verheißung.

* * *

In der Dämmerstunde des Morgens nach der Wahlnacht streifen wir durch das schlafende Berlin, todmüde und doch herrlich wach und feierlich. Die Nacht über hatten wir mitten im Lärm derer, die den Sieg begrüßten, gerechnet und gezählt, die nüchternen Buchhalter des Jubels. Das Morgenblatt war fertig. Bis 9 Uhr vormittags aber sollte das mittags erscheinende Extrablatt redigiert sein, so mußte ein Spaziergang gen Morgen den Schlaf ersetzen.

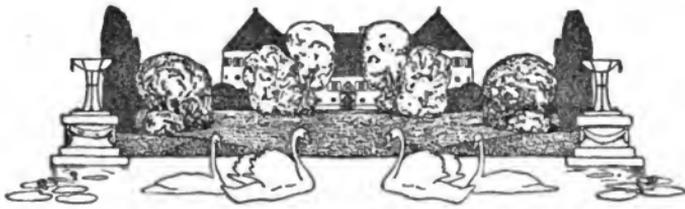
Berlin war noch nicht erwacht. Stahlblau blühte der Himmel auf, ein Vorfest der Sonne. Und alle Häuser schiefen, groß, stumm, geheimnisvoll. In die Nachtcasés dringt der Morgen ein, daß die Glühbirnen welken.

Eine einsame, verlorene Dirne, das Elend nicht mehr unter der Schminke verhüllend, streift noch immer suchend über das leere Pflaster. Sie lacht uns an: „Ihr habt aber lange gewählt.“ Wir empfinden den Lockruf des armen Wesens nicht als Spott und nicht als schmutziges Gewerbe. Es ist uns, als ob auch in diesem girrenden, kranken und ermatteten Lachen die leise Ahnung glimmt: Auch meine Erniedrigung wird ein Ende haben, wenn Euer Sieg am letzten Ziele jauchzt. —

Juni 1903







Goethefest.

Alljährlich, am 28. August, begibt sich in Frankfurt a. M. eine gar anmutige Feier. Das Geburtshaus Wolfgang Goethes ist in seiner wohlhabenden Beschränktheit des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben, so wie dadrinne einst Frau Rat schaltete und ihr Zube spielte. Unten hat man freilich einen modernen Briefkasten angebracht, und das Eintrittsgeld, das man erhebt, erinnert eindringlich daran, wie man heutzutage es versteht, selbst die Pietät gemünzte Zinsen hecken zu lassen. Die rechte Goethe Stimmung indes umweht den Sehenswürdigkeiten-Jäger wohl weit stärker in dem nahen Weglar, wo man noch immer, wie der junge Werther-Goethe, die Steinstufen zu dem laubüberwölbten Brunnen hinabsteigt, und wo man in Kottens Staatsstube mit ihrer rührend naiven Pracht — das Haus ist sinnig als ein Kinderheim in Nutzung — dem schmalen Spinett noch heut den zerpunden Glaston entlocken kann. In Weglar fühlt man den genialischen Stürmer, aus dessen Werther die fülle ungebrochener Leidenschaft, die Kraft tief unter den Gassen strömen- den Empfindens in alle Ewigkeit quillt, wie das Brunnlein unter dem grünen Aesedach. Frankfurt ist eher die Geburtsstadt des Heimrats Goethe, des Würdig-Tätigen.

Jene alljährliche Frankfurter Goethefeier besteht nun darin: Am Geburtstage des großen Hiesigen, dem Frankfurt es verdankt, daß die ganze kultivierte Erde gleichsam der Stadt eingemeindet ist, hat die verehrliche Einwohnerschaft zu dem Heimathaus freien Zutritt,

sofern nur der Besucher ein Blumensträußchen als Angebinde mitbringt. Und da die Frankfurter, insonderheit die Frankfurterinnen, geschäftstug genug sind, um zu berechnen, daß im August ein paar Blumen billiger zu ersehen sind, als das Eintrittsgeld für die Blumenlosen betragen würde, so pilgern in aller Frühe Frankfurts junge Mädchen und Frauen mit ihren Blumen zum Goethehaus, dessen altväterischer Hausrat dann mit den bunten kleinen Gewinden besetzt wird, so daß das Gemöbel gar zierlich lebende, leuchtende und duftende Leisten und Schnörkel erhält. Diese zarte, ein wenig schalische, einfache Huldigung, in ihrer Mischung von jugendlicher Verehrung und altem Geschäftssinn, dürfte dem Gefeierten wohl mehr behagen, als der übliche hochgelehrte Vortrag, den dann irgend ein Meister vom Philologenstuhl auf Geheiß des Frankfurter Hochsifts in der Mittagsstunde vor nüchternen Mägen her sagt, zumal Frankfurts weibliches Jungblut den schönheitsbegehrlichen Augen des Dichters mancherlei Anlaß zu erquicklichem Wohlgefallen zu geben vermöchte.

Heuer, da sich eine runde Zahl seit Goethes Geburt vollendet, wird wohl die stille Blumenfeier ins Großartige schweifen und der letzte Hauch eines vollstümlichen Gedenkens abgestreift sein. Es wird eine Parade der Eingeladenen sein, ein Zusammenlauf der Bevorzugten, die Equipagen werden sich drängen und man wird „unter den Anwesenden bemerken“ die Honoratioren des Geldes, Amtes und Geistes. Hätte der Geist des jungen Goethe Muskeln, so würde er die ganze Geburtstagsgesellschaft zum Fenster hinausbefördern gleich dem mütterlichen Porzellan, das der Knabe in jauchzendem Uebermut einst auf die Gasse warf.

Unsere bürgerliche Welt vermag keine Feste zu feiern: keine vollstümlichen; denn es fehlt ihnen das Volk, die Volksgemeinschaft — keine künstlerisch-würdevollen; denn unser ganzes Leben ist ohne Stil. So bliebe denn als die reinste, echteste Goethefeier, daß sich der einzelne tief und still versenkt in die Welt, die der Genius in seiner Schöpfermacht erzeugte: Goethe wahrhaft feiern, heißt Goethe lesen. Aber freilich, wer hat gerade in diesen Tagen dazu Zeit, wo man nicht weiß, wie man all den gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche die Goethefeier-Influenza auferlegt, gerecht werden soll. Und überhaupt, Goethe ist schon aus dem Grunde heute unlesbar, weil er freieste Muße fordert, einjames Verweilen, hingebende Andacht. Goethe ist immer noch keine Eisenbahnlektüre, und diesem Literaturzweig allein vermögen wir Genüge zu leisten und gerecht zu werden. So ist der Goethetag ein Fest ohne Goethe.

Noch aus einem anderen Grunde muß diese Gedenkfeier des großen Schwungs und der echten alles beherrschenden Begeisterung entbehren. Kein Ideal unseres gewaltigen gesellschaftlichen Kampflebens findet an diesem Tage Anregung und Auslösung. Wir dienen nicht unserer erhabenen Sehnsucht, indem wir Goethes gedenken, unsere schweren, gefährlichen Fragen beantwortet er uns nicht, er zeigt uns keine Wege und verschmäht jegliche Führerschaft. Und die fromm gewordene Bourgeoisie, die — wie es der preussische Kultusminister einmal tat — den Faust nicht zu ehren wagt, ohne ängstlich hinzuzufügen, daß das Wort der Bewunderung nur „weltlich“ gesprochen sei, diese in Philisterei und Enge erstickte Bourgeoisie bekennet sich längst nicht mehr — wenn sie es überhaupt jemals getan — zu Goethes freiem Menschentum, der dem Gedanken keine Schranke, dem Recht der Leidenschaft keine Säkung aufzuerlegen duldet, der dem Gottesdienst des Diesseits, der Religion des Lebens und Schaffens huldigte, der in stolzem Heidentum, beklagte, daß die abendländische Menschheit an der Bibel, statt am Homer, das Lesen gelernt habe.

Die Zeit ist nicht reif für einen Goethefeiertag, trotz aller journalistischen Goethenummern, akademischen Goethevorträge und theatralischen Goetheaufführungen. Die Kunst ist heute ein Luxusartikel, kein Volksbedürfnis. Sie hat ein Publikum, keine Gemeinde. Sie putzt und schmückt ein paar ästhetische Genüßlinge, aber sie lebt nicht und treibt nicht als feinste und höchste Kraft des Kulturbewußtseins im Allerheiligsten und Allerwesentlichsten der Menschenseele, sie ist nicht unsere Erzieherin, sie läutert und bildet uns nicht, sie gestaltet nicht die Völker und die Menschheit in reichere, reinere Formen.

An schaffendem Künstlergeist mangelt es auch heute nicht. Aber die Empfangenden fehlen. Die gesättigten Besitzer kennen zumeist nur die plumpe Begehrlichkeit des niederen Trieblebens; sich fürchten sie vor nichts mehr als vor Mühlsal und Opfer. Die Kunst heißt Opferwillige. Der Künstler ist Märtyrer, und wer sich ihm empfangend hingibt, teilt jenes Martyrium, in dessen ringender Qual wohl das höchste Menschenglück beschlossen ist. Die Kunsthungrigen aber weißt der — Kasserer ab. Mit leeren Händen lassen die Malter der Kunst niemanden zu, und die Kunsthungrigen haben leere Hände. Da sind viel Arme, die aus weißem Marmor Schönheit zu hämmern begehren, und da sind zahllose Arme, die sich nach den Gaben ausstrecken. Aber zwischen die Gebenden und die Nehmenden drängt sich der Götzte, und der Künstler bleibt untätig, weil seine Schöpfungen nicht begehrt werden können. So müssen wir kunstlos leben in dem öden, dunstigen, fahlen Mietsgemäuer der städtischen

Riefengräfte, die man Wohnstätten nennt, während doch überall sich die Kräfte in unerschöpflicher Fülle anbieten, die uns Heimstätten der Kunst in einen Wald lustiger Gärten zu zaubern vermöchten — für alle Menschen. So klingen Beethovens Quartette nur wenigen Ohren, und vor den Bühnen sitzen jene Immerdieselben, die für ihr Geld sich auch Künstler halten können. Wie die Felder ihren Segen nicht den verlangenden Menschen darbieten, sondern den preisbildenden Verkäufern und Händlern, die über allzu reichliche Ernten jammern, weil sie den Preis erniedrigen, so wächst die Kunst nicht für das Volk, das ihrer begehrt.

Es gehört zu den großartigsten und tröstlichsten Erscheinungen der proletarischen Bewegung, daß sie mit heiliger Liebe, mitten in dem stürmischen Ringen um die wirtschaftliche Erlösung, bedacht ist, die Schätze der Kunst zu bewahren und dem Volke zugänglich zu machen. Das Proletariat ist berufen, nicht nur das Erbe der klassischen Philosophie, sondern auch das Erbe der klassischen Kunst zu übernehmen. Erst mit der Befreiung vom Kapitalismus wird sich ein Kunstleben entfalten, in dem Künstler und Kunstgemeinde die ganze Kraft betätigen werden, die dem Menschen gegeben ist. Wir werden dann eine Kunst für das Volk und ein Volk für die Kunst haben, eine fromme Pflege der großen Ueberlieferungen und eine freudige Würdigung des Wachsenden, Jungen, Gegenwärtigen.

Darum sind die bescheidenen Bemühungen, die auch die Arbeiter nicht versäumt haben, um den Goethetag festlich zu begehen, so unscheinbar sie sind, doch die Veranstaltungen, die allein hoffen lassen, daß wir einst zu einer wahren Volksfeier des Dichters gelangen werden.

Es ist ein schöner Traum, daß die Völker in jener Zeit, da Sedantage und Kriegervereinsfeste nur noch wie ein Spul einer düsteren Vergangenheit erscheinen werden, neben dem Maitag der Arbeit auch einen Kunstfeiertag in das Getriebe des Werktagdaseins einsetzen werden — einen Tag, ganz den Künsten geweiht, und gefeiert von der einigen Menschheit, ein Siegestag der Farben und Töne, der Worte und Formen, der Gedanken und Gefühle, einen Erntetag menschlicher Schöpferkraft.

Man mag wohl den 28. August für diesen Tag ausersehen und die Jugend mag dann, wie einst in Frankfurt a. M., mit Blumen das Geburtshaus Goethes schmücken.

August 1899





Der Normal-Hohenzoller.

Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher. Weil unsere lieben Berliner sich dereinst gegen die unerwünschte Abstammung eines fürstlichen Hauses dadurch auflehnten, daß sie das graue Schloß an der schwarzen Spree wiederholentlich zerstörten, darum müssen ihre Nachkommen im Berliner Rathaus — Nachkommen im lokalen, nicht im konfessionell-ethnographischen Begriff — schwere Buße tun und als demütige Kamele, wie sie an heiliger Stätte einst genannt wurden, niederknien, um sich mit dem schweren Packen preußisch-brandenburgischer Geschichte beladen zu lassen. Unter dem Fluch des alten Schuldbewußtseins wird für sie die Lösung der Wohnungsfrage eine patriotische Stiftung von einer Million, und die Rätsel der Weltgeschichte lösen sich auf in das Familiengeheimnis der Hohenzollern, deren magische Kräfte alles Werden erzeugen. So haben sie auch ein Büchlein zu Ehren Friedrichs I. anfertigen lassen, das am 18. Januar auf die Schüler der Berliner Volkslehrinstitute die vaterländischen Empfindungen der kommunalfreisinnigen Söhne der ruchlosen Achtundvierziger weisevoll übertragen soll.

Damit glauben die Tapferen indes noch nicht genug getan zu haben. Bereits rüsten sie sich, um würdig den neuen Spreepräfekten zu empfangen. Zu diesem Behuf haben sie ihren hohen Gönner, den Freiherrn von Mirbach, der sich ohnehin wegen des Sandenfrachs nach ertragreichen Nebenbeschäftigungen umsehen muß, beauftragt, ein Normal-Hohenzollern-Geschichtswerk abzufassen, das für Zeit und Ewigkeit die Urteile der jetzigen und kommenden freisinnsgeschlechter über die Sprossen des Hohenzollernhauses lenken und

festlegen soll. Das Werk wird auf der Rückseite von Pfandbriefen der Grundschuldbank gedruckt, dem Kommerzienrat Sanden gewidmet sein und den konzentrierten Geist des Freiherrn von Mirbach enthalten. Wir sind in der beneidenswerten Lage, schon jetzt den Extrakt dieser Etudenschule freisinniger Hofgeläufigkeit wiederzugeben. Und ich bitte unsere Genossen, zu ihren Festreden künftig sich gefälligst des freisinnig-Mirbachschen Geschichtswerks bedienen zu wollen, damit sie nicht in die Versuchung kommen, unbeglaubigte und anstoß-erregende Auffassungen über die Träger der brandenburg-preussisch-deutschen Vorsehung zu äußern.

* * *

Friedrich I., der Große, war ein guter, frommer, genialer Fürst. Im Jahre 1701 beschloß er, die Größe Deutschlands zu begründen und setzte sich zu Königsberg die Königskrone auf. Hätte er das nicht getan, so wären wir heute noch ein kleines Kurfürstentum und wahrscheinlich vom Erdboden verschwunden. Dank dieser neuen, von Friedrich I. gewählten Kopfbedeckung sind wir geworden, was wir sind. Hurra der erste König von Preußen! Friedrich I. ermöglichte auch den Philosophen Leibniz, der durch seine Berührungen mit dem Thron zu gewissen schönen und tiefen Gedanken und zu bedeutsamem Ansehen gelangt ist. Friedrich I. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater; er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm I., der Große, war ein geistreicher, feint gebildeter Herr. Er zeigte das größte Interesse für Kunst und Wissenschaft. Milde und Herzengüte waren seine hervorragenden Eigenschaften. Die unbestechliche Geschichte darf freilich auch die Schwächen dieses großen Hohenzollern nicht verschweigen und sie muß also zu ihrem Bedauern feststellen, daß er ein übermäßig starker Raucher war. Diese menschliche Schwäche wurde aber durch die herrliche Tat mehr als gut gemacht, daß er der Schöpfer des preussischen Heeres war. Ohne ihn würden wir heute nicht die gewaltigen Erfolge über die Voger in China erringen. Friedrich Wilhelm I. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche.

Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich II., der Große, war durch sein unerschütterliches Gottvertrauen besonders ausgezeichnet. Er war einer der gläubigsten Christen, welche die Erde getragen hat. Diese Eigenschaft verdankt er hauptsächlich seinen strahlenden Siegen in den schweren, ihm durch verbrecherische Provokationen aufgezwungenen Kriegen, die er gegen eine ganze Welt von Feinden durchfocht. Er ist der Begründer der deutschen Weltpolitik. Ohne ihn könnte Felix Dahn nicht an der preussischen Universität Breslau lehren, und Gerhart Hauptmann gehörte der österreichischen Literaturgeschichte an. Er war ein genialer Flötenspieler und Komponist, dem Beethoven seine entscheidenden Einflüsse verdankte. Seine glänzenden Witze schrieb der Franzose Voltaire nach, sammelte sie, gab sie heraus und hatte großen Erfolg damit. Doch entstellte er niederträchtigerweise die Eingebungen Sr. Majestät, indem er aus dem eigenen Hirn eine greuliche Zutat von Gottlosigkeit hinzufügte. Ehrlicher gab der Schriftsteller Lessing die Intentionen des Königs wieder. Aber auch dieser mächtige Fürst war nicht ohne Fehl, wie die Byzantiner und Schweifwedler glauben machen möchten. Es war ein übler Einfall, daß er die Statuen in Sanssouci so völlig unbekleidet hinstellen ließ. Doch mögen diesen Umstand die armen Zeiten des Kriegs entschuldigen: man hatte nicht das nötige Geld für mehr als den unbedingt nötigen Marmor; so mußte man auf die Drapierung verzichten. Friedrich II. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm II., der Große, ragte durch die Sittenreinheit seiner Lebensführung hervor. Er war ein klarer Kopf, der erbitterte Feind allen Aberglaubens. Darum konnte er die klassische Periode der deutschen Kunst und Philosophie schaffen: einen Goethe, Schiller und Kant. Ein besonderes Interesse hegte er für die Frauenbewegung, und sein Minister Wöllner war der edelste Pionier der Aufklärung. Vielleicht wurde Friedrich Wilhelm II., das darf der gewissenhafte Forscher nicht verschweigen, am Ende seiner Tage ein wenig zu dick. Doch war das auf den Seelenschmerz über die französische Revolution zurückzuführen, deren Ausbruch er nicht verhindern konnte. Friedrich Wilhelm II. war ein vorzüglicher Sohn,

Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm III., der Große. Seiner Energie, Tapferkeit und dem weiten Blick seines tiefen Geistes schuldet unser Vaterland sein Bestes. Als er sah, daß sein Volk in Weichlichkeit und Leichtsin zu versinken drohte, ließ er sich von Napoleon I. absichtlich schlagen, damit aus diesem Unglück die Nation geläutert hervorginge. Er erreichte auch den Zweck in ungeahnter Vollendung. Nachdem er Jena herbeigeführt, arbeitete er unablässig an der nationalen Wiedergeburt. Die glorreichen Freiheitskriege waren sein Werk. Nach der Vernichtung der Fremdherrschaft war der König besonders um die freie Entwicklung im Inneren bemüht. Friedrich Wilhelm III. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, er überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm IV., der Große, war ein unerreichter Meister klaren Denkens. Er hat frühzeitig erkannt, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, seinem Volke eine Verfassung zu geben, und er beschloß, seine Absicht unverzüglich auszuführen. Aber die Polen, Juden und Franzosen im Lande wollten von einer Verfassung nichts wissen, weil diese dem deutschen Volke, das sie haßten, zu weiterer Größe geführt haben würde. Darum warben sie eine Nordbrennerbande, die am 18. März 1848 die Straßen Berlins durchwütete, Ströme von Blut vergoß und den König bedrohte. Eine Zeitlang waren die Verbrecher siegreich. Dann aber gelang es dem König, die Mächte der Finsternis niederzuzwingen und seinem Volke, trotz der wütenden Polen, Juden und Franzosen, die Verfassung zu geben und zu sichern. Hierauf beruht die deutsche Einheit. Friedrich Wilhelm IV. aber litt unsäglich, er konnte den Missethättern jene Verbrechen nie vergessen und er starb am gebrochenen Herzen, daß so etwas im Lande der Hohenzollern möglich gewesen. Freilich war er nicht von aller Schuld an den Vorgängen des 18. März freizusprechen. Er neigte zu allzu großer Schweigsamkeit, er verschloß seine erhabenen Gedanken in einen undurchdringlichen Ernst. So war man nicht immer über die Ansichten des Königs vollständig unterrichtet. Friedrich Wilhelm IV. war ein vorzüglicher

Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, leutselig, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

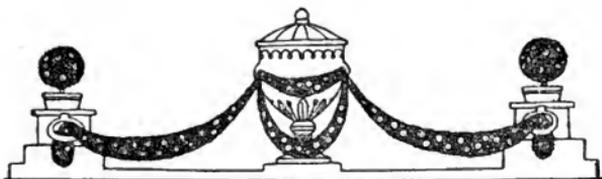
* * *

Die Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. hat Freiherr von Mirbach noch nicht in Arbeit genommen. —

Januar 1901







Der Alte.

Nun hat der Alte doch unsere Prophezeiung zuschanden gemacht, daß er uns jüngere Kollegen alle überleben würde. Wir hatten das so oft unter uns gesagt, daß wir den melancholischen Scherz schließlich als buchstäbliche Wahrheit empfanden. Wir konnten unseren Alten gar nicht mehr hinwegdenken; es schien völlig wider die Natur, daß diese ungebrochene Kraft einmal enden könnte. Während wir Jüngeren durch Widerwärtigkeiten, wie sie das politische Berufsleben unvermeidlich mit sich bringt, nur gar zu leicht uns bis ins Innerste aufwählen ließen und wohl mit müden Verzicht den Goetheschen Lieblingsversen des großen und unglücklichen Pestalozzi, dem Nachlied des Wanderers, sehnlich nachsannen:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillst,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Entzückung füllst,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust! —

Während wir uns dergestalt durch böse Stimmungen beherrschen und entkräften ließen, ging unser Alter aus jedem neuen Sturm wie aus einem Verjüngungsbad hervor, frischer und lebensstärker denn zuvor. Diese unverwüßliche Kraft des Ueberwindens, des Unter-

sich-Zwingens, die dem ältesten von uns eigen war, erfüllte uns immer wieder mit bewunderndem Staunen. Darum auch unser Glauben, daß, wenn wir längst am Leben aufgerieben sein würden, der Alte immer noch aufrecht ragen würde, hoffnungsstark aller Mißere trogend.

Aber auch der Tod hat das Wesen Wilhelm Liebknechts wohl gekannt. Darum ließ er sich nicht erst auf Unterhandeln und Ueberreden ein — dann hätte er niemals sein Ziel erreicht. Im Schlummer überfiel er ihn mit sanfter Gewalt und führte den vom Schläfe gebändigten Willenslosen von dannen. Unser Alter ist eigentlich hinter seinem Rücken gestorben, er selbst trug wahrlich nicht die Schuld, daß unser Glaube auch an seine physische Unsterblichkeit zerschlagen worden ist. . . .

Das Zimmerchen, das er in unserer Redaktion zur eigenen Verfügung hatte, ist verwaist. Im künftigen Winter wird man es pietätlos heizen, anstatt ihm die Eisstranfkühle zu lassen, in der sich der abgehärtete Necke allein wohl fühlte. Kein Blatt Papier wird aus diesem Raume mehr kommen, das beschrieben war mit der großen klaren Schrift des Alten, deren Lesbarkeit er nur durch kraus verrankte Einschießel beeinträchtigte. Wir werden nicht mehr mit ihm über die politischen Fragen diskutieren, er wird nicht mehr bei uns mit der Frage eintreten, was denn Neues los sei und was wir für einen Leitartikel hätten. Er wird sich nicht mehr des Abends mit freundlichem Händedruck verabschieden, am Arm das kunstvoll gewickelte Paket von Zeitungen. Wir können auch nicht mehr über die mancherlei Sonderbarkeiten „lästern“, die dieser großen vielspältigen Natur anhafteten und den mächtigen Kämpfer zu lebenswürdiger Menschlichkeit milderten. Wenn unsere Arbeit rastet, wird die Sehnsucht aufsuchen, der Alte möchte in die Türe treten und uns fragen, was es Neues gebe.

In Wilhelm Liebknecht ist vielleicht der letzte große Publizist des alten Schlages gestorben — aus jener Epoche, da die Zeitung nichts weiter war, als ein umfangreicheres, regelmäßig erscheinendes Flugblatt, da die Tagesfragen nur den Vorwand bildeten zu werbendem Aufruf, da der Tageschriftsteller Agitator, Missionar war, ein Ritter vom Geiste, nicht wie heute im besten Falle ein Arbeiter vom Geiste oder, wie es die Regel ist, ein Arbeiter gegen den Geist. Heute beherrscht den Journalismus das aktuelle Ereignis, die Würdigung ist nur eine entbehrliche Zugabe. Der Publizist der älteren Richtung wollte wirken, wollte einer großen politischen Aufgabe dienen, nicht sich dazu hergeben, Neuigkeiten auszukramen. Der Parlamentarismus hat ja eine ähnliche Wandlung erlebt: statt des

Kampfes um große Prinzipien eine fleißige sachliche Diskussion über umfangreiche Gesetze, die den Parlamentarier zu einem Stück Geheimrat macht.

Die pedantische Arbeit, die der heutige Redakteur der aktuellen Tageszeitung aufwenden muß, ist dem genialischen Ungefüm Liebknechts stets fremd gewesen. Er war kein Handwerker, sondern ein Künstler, der den Eingebungen seines Temperaments folgte, auf einen guten Stil weit mehr gab, als auf eine sensationelle Nachricht, und es nie begriffen hat, daß es darauf ankäme, ob das Publikum eine Neuigkeit einen Tag später oder früher erführe.

Kein Zweifel, daß der heutige Journalismus nach den ihm gestellten Aufgaben viel niedriger stehen muß, als die um ihrer selbst willen als Kunst gepflegte Publizistik eines Liebknecht. Aber die Entwicklung ist unwiderstehlich und ihr hatte Liebknecht schließlich auch seufzend Konzessionen gemacht. Schöner und edler ist der Beruf des Tageschriftstellers sicher nicht geworden, seitdem er zur Neuesten-Nachrichten-Sklaverei geworden. Und ein Mann, dem jede Philistrität verhaßt war, der am liebsten als rastloser Weltwanderer seine Anschauungen verkündete und in der Eisenbahn oder auf Spaziergängen sein Blatt redigiert hätte, ein solcher frei schweifende Geist, wie er Wilhelm Liebknecht eigen war, konnte sich nie ganz an den fabrikmäßigen, regelmäßigen Betrieb gewöhnen, wie ihn — leider! — das moderne Zeitungswesen erfordert.

Den Haß gegen die Entwürdigung der Schriftstellerei durch das Aktuelle hat unser Alter stets beibehalten. Er fühlte sich allemal ins Unrecht gesetzt, wenn ihn Kollegen davon abzuhalten suchten, eine Notiz ins Blatt zu bringen, die vor einer Woche schon durch die anderen Blätter gegangen oder die Ereignisse betraf, die weit zurücklagen. Was kam darauf an, ob die Notiz nicht mehr ganz aktuell war, wo sie doch prächtig stilisiert und mit der ganzen Wucht Liebknechtscher Sprachgewalt ausgestattet war! Dieser blöde Kultus der Fixigkeit war ihm schändeste Entweihung. Wir Jüngeren freilich waren durch die moderne Journalistik verdorben, wir waren uns bewußt, daß das goldene Zeitalter der individuellen publizistischen Kunst unwiderbringlich vorüber war, wir opferten geduldig dem Moloch der Aktualität — aber im tiefsten Innern empfanden auch wir eine schmerzliche Sehnsucht nach jenen schönen Zeiten, da der Publizist noch ein bißchen Zigeuner sein durfte, der im Wandern nach freiem Geläst Blitze schleuderte, statt in trauriger Sefßhaftigkeit Tag für Tag dem Dreibund von Schere, Feder und Kleister zu dienen. In der Tat, unser Alter hatte doch recht, daß es für die Kultur ganz gleichgültig sei, ob man ein Geschicknis ein paar Tage

später erführe. Er hätte sicherlich sich dagegen erklärt, daß man über sein Ableben eine Extra-Ausgabe veröffentlichte.

Auch darin war Liebknecht dem Zeitungsindustrialismus fremd geblieben, daß er, trotzdem er jahrzehntelang der leitende Geist großer Blätter gewesen, niemals tief in die technischen Einzelheiten des Betriebs eingedrungen war. In dieser Hinsicht blieb er so harmlos wie ein Anfänger. Ich glaube, die Zwillings-Rotationsmaschine ist ihm immer etwas unheimlich gewesen, und sein Herz hing an der kleinen Handpresse einer Geheindruckerei, in der der Weg von Hirn bis zum fertigen Blatt nicht gar so weit ist.

Diese patriarchalische Anschauung von der Publizistik beruhte keineswegs auf einer rückständigen Einsichtslosigkeit. Nein, Liebknecht erkannte eben, daß die moderne Entwicklung des Zeitungswesens — bei manchen Vorzügen — doch die wertvollsten Eigenschaften zerstörte, und niemand kann bestreiten, daß er darin recht hatte. So blieb er für seine Person der alten besseren Gewohnheit getreu, wehrte aber auch nicht den Jüngeren, die den schlimmen Forderungen der Aktualität gerecht zu werden suchten.

Den großen Wecker und Rütteler wird niemand von den Jüngeren ersetzen. Niemand vermag so, wie Liebknecht es konnte, als begeisternder Führer, als ermutigender Tröster nach Niederlagen, als jubelnder Triumphator nach Erfolgen zum Volke zu sprechen. An diesen großen Tagen bekam das geschriebene Wort von selbst Klang und Ton und begann zu reden. Dann war die Zeitung nicht ein totes Blatt, sondern ein leidenschaftlich glühender Mensch.

Daß die Jungen es immer verstehen mögen, das heilige Maiestfeuer des Alten getreu zu hüten!

August 1900





Ein Denkmal des Lebens.

Der Denkstein eines Märzerstandenen wird an diesem Ostersonntag enthüllt, den die Liebe des Berliner Proletariats ihrem Alten schuf. Es ist eine eigene Vorstellung, daß dieser ewig rege Osterwanderer, der sich niemals an die Scholle fetten ließ, daß dieser rastlos freizügige Mensch nun in Stein und Erz, an die Stätte gebannt, unbeweglich in die Zeiten schauen soll. Was wollt Ihr mich ehrenvoll einmauern, würde Wilhelm Liebknecht heiter schelten, hab' niemals schwer Gepäc' gemocht und all die teuere Ueberfracht des Lebens gemieden, ich nahm meinen Stecken und wanderte ins Weite, niemals gebeugt von der Schwere all des Ueberflüssigen und Wichtig-Wichtig-igen, unter dem Ihr Toreu leucht! Die Menschheit war meine Heimat, die Sonne mein Wegweiser und die Zukunft mein Brot:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Winde entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte —
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Nein, Ihr dürft mich nicht festhalten; ich will nicht versteinern. Und warum seid Ihr begierig, von mir ein sichtbar Zeichen zu haben, als wär ich ein alter Heidengott. Genügt es Euch nicht, daß in Millionen Augen mein Bild lebt? Meine Gedanken treiben und wirken in Euerem lebendigen Hirn, meine Worte bewahren Euer Tun und meine trotzigte Kraft stählt Euere Adern. Ihr könnt mich erst vergessen und ich darf erst sterben, wenn Ihr gesiegt habt — dann ist es Zeit, mich feierlich ins Mausoleum zu sperren, dann erst bin ich überflüssig geworden. Einstweilen aber bin ich für das Gemäuer noch viel zu jung und lebendig, hab' noch viel zu

viel zu schaffen. Also, ich bitt' Euch, bleibt mir mit dem Stein davon! Höchstens, wenn Ihr es übrig habt, streut mir gelegentlich ein paar Blumen aufs Grab, wißt Ihr, von den roten leuchtenden Märchenblumen, die ich immer hinter den Spiegelfenstern der teuren Blumenläden bewunderte. Oder besser noch, Ihr pflanzt diese roten leuchtenden Märchenblumen ins Leben selbst hinein. Und dann: Vorwärts! . . .

So würdest Du sprechen, Alter. Vergebens! Mußt es eben leiden. Unsere Liebe ist tyrannisch, Du hast Dich ihr zu unterwerfen. 's ist ein Mehrheitsbeschluß unserer Liebe. Als guter Demokrat bist Du auch den Ansprüchen unserer treuen Verehrung unbarmherzig ausgeliefert. Halt, Disziplin, Du Tapferer, lehn' Dich nicht auf gegen den Willen des Volkes, beug' Dich Deinem Denkmal.

Deine Augen leuchten fast drohend, Dein Gesicht rötet sich, Deine Stirne dunkelt, während wir Dich so bestürmen. Dein ganzes Wesen sträubt sich gegen unsere Forderung. Plötzlich aber löst sich Deine Erregung mild auf, freundlich streckt sich Deine Hand uns entgegen und Du sprichst einfach: Ich füge mich!

Dann überlegst Du eine Weile, der Denkstein, der Dir fremd und unheimlich war, wird Dir von Sekunde zu Sekunde vertrauter, Gedanken blühen in Dir auf und ranken sich an dem Mal empor; der Stein nimmt im Geiste neue Formen an, bis er Deiner Natur sich einschmiegt und Du selbst zum feurigen Anwalt des Werkes wirst.

So errichtet denn, rufft Du lebhaft, das steinerne Wahrzeichen. Aber nicht mir. Euch sollt Ihr es weihen; und auch nicht Euch, unserer Sache sei es errichtet, ein Trutzmal unserer Ideen, ein Monument des Kampfes. Schreibt immerhin meinen Namen auf den Stein, er hat keinen anderen Sinn, wie den eines Lösungswortes. Nicht dem Gedächtnis eines Sterblichen huldigt er, zur Freiheit ruft er die menschliche Arbeit, zur Auferstehung des erniedrigten, elend gefesselten Volkes.

Es ist das erste Denkmal eines Revolutionärs, das im Bannkreis der Reichshauptstadt emporragt. Die paar Männer der Kultur, die man des Marmors würdigte, verschwinden unter dem gehäuften Gesinde der Barbarei. Und selbst diese paar Gelehrten, mit denen unsere Herrschenden die Kahlheit ihrer Wüstenei zu zieren für nützlich halten, dürften heute nicht schreiben und lehren, was den Inhalt ihrer geschichtlichen Größe bildet. Goethe würde als Gotteslästerer vom regierenden Zentrum geächtet werden, Schiller würde wegen Verherrlichung des Tyrannenmordes auf Grund des Privatdozentengesetzes von der Universität unerbittlich entfernt werden, sofern eine Fakultät überhaupt den Mut gehabt hätte, ein so anrüchiges In-

dividuum zuzulassen. Lessing endlich, der freche Hungerkandidat und unterbesserliche Schmierfink, würde in der anständigen Gesellschaft nicht geduldet, dafür in den Gefängnissen um so gastlicher aufgenommen werden. All diese Helden des geistigen Befreiungskampfes sind Fremdlinge geworden in der entarteten Bourgeoisie. Die von ihr errichteten Standbilder, die ihre ekle Blöße hüllen sollen, sind Lügen. Zu uns gehören diese Männer, nicht zu jenen. Es entspricht schon besser dem Tatbestand, wenn sie einen Kant unter dem Schweife eines Pferdes oder hinter dem wasserfüchtigem Bauche eines spuggläubigen Potentaten unterbrachten.

Preisen wir das Geschick, daß diese Heuchler einer verratenen und verlassenen bürgerlichen Kultur nicht auch die weitere Lüge eines Denkmals der Revolution hinzufügen. Es ist herrlich, daß sie diese Heuchelei verschmähten und uns dies Gedächtnis als freies Strandgut überließen. Mögen die Toten ihre Toten in Marmor und Bronze begraben, mögen sie die Reichshauptstadt zu einer feudalen Ahnengalerie verunstalten, möge ihr Heroenkult nach vergeudetem Blut, zertretenem Leben, gewalttätiger Unterdrückung, geistiger Knechtschaft und hohler Eitelkeit dänsten — wir errichten weit ab von ihnen ein Mal der Freiheit, Größe und Wahrheit. Dieser Stein soll reden von einer blühenden Menschheit, der aus der Arbeit, dem Denken und dem Mut des Proletariats empor wächst. Der Meißel, der in diesem Denkmal kunstverständlich aus ungefügter Materie Schönheit schuf, er werde zum weltbildenden Instrument, das aus dem Chaos einer zerrütteten und verwüsteten Gesellschaft des Uebermuts, der Not und der Ungerechtigkeit eine Erde schöpferisch tätiger Schönheit gewaltig gestaltet. So wird der stille Totenhain, in den sich das erste Denkmal eines Revolutionärs flüchten mußte, in Wahrheit zu einem fruchttragenden Feld des Lebens. Nun aber arbeitet am Leben. . . .

Der Alte hatte sich in Blut geredet. Dann verschwand er schnell unter der von ernster Begeisterung erfüllten Menge, die das Bild ihres Führers andächtig grüßten. Als er aber draußen war und in seinem verchlissenen Mantel einsam fürbaß schritt — in der Unendlichkeit läßt es sich herrlich wandern — atmete er tief auf, wie von einem Zwang befreit und sprach lächelnd zu sich: Jetzt habe ich mir richtig selber die Festrede gehalten, und hatte doch bei Lebzeiten eine heilige Scheu vor derlei Notwendigkeiten. Indes, es will mir immer noch nicht in den Kopf, daß sie meinen Namen auf den Stein gesetzt haben! Gerade als wenn ich gestorben wäre! . . .



Volk über Bord.

Sin Volk weniger auf der Erde — hurra, die Kurse steigen! An allen Börsen der Welt jauchzt man im Schiller-Pathos: Seid umschlungen Millionen! Die Heldentragödie des fast dreijährigen Freiheitskampfes der Buren ist beendet, und mit dem Ende fast schon vergessen. Ein Volk ist ausgerottet, aber was will man: Aus Blut und Leichen ist der wunderherrliche, liebliche Friede erstanden, der gnädig und gütig nach langer Dürre endlich die Industriepapiere befruchtet. Diese Buren, diese in zahllosen Liedern, Reden, Leitartikeln, Büchern bewunderten und gefeierten Gottesstreiter, haben aufgehört, zu existieren, die Mitwelt aber, die solcher unerhörten Katastrophe Zeuge ist, erschauert tief ergriffen in der fieberhaften Frage: Soll ich Minenaktien kaufen?

Die legendarisch zugespitzte Geschichte erzählt von einem Volke, das in einer gewaltigen Feldschlacht bis auf den letzten Mann, um seinen Fürsten geschart, zugrunde ging. Das sind die Ostgoten, die um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in einem Zusammensturz verschwanden, allerdings nicht so spurlos, daß sie nicht Herr Sudermann nach fast 1500 Jahren in seiner Teja-Posse zu Cantiemen ausstroten konnte. Der Untergang der Buren vollzieht sich nicht in solchem kraachenden Gewitter. Langsam haben sie sich verblutet, und auch nicht alle starben, es sind genug übrig geblieben, um sich mählig in die Rasse der Sieger zu verwandeln. Wer weiß, ob über Jahr und Tag nicht die Nachkommen der heutigen Burenführer in ihren Villen die Bilder von Cecil Rhodes und Joe Chamberlain als patriotischen Schmuck besitzen und nur noch mit einem Gefühl von Scham daran zu denken wagen, wie unsäglich beschränkt

ihre Väter gewesen, daß sie um eines heroischen Unsinns willen, wegen des leeren, gänzlich unrentablen Phantoms nationaler Unabhängigkeit ihr Land und Leben zerstören ließen. Das Heldentum, das bereit ist, für ein Ideal zu sterben, wird dann wohl keinen Marktwert mehr haben, wenn erst der Kapitalismus die letzten Spuren der Schwäche abgestreift hat und ganz und gar zu scheinen wagt, was er ist, unbelästigt und unverschleiert von idealen Gewissensängsten. . . .

Ein ganzes Volk wird wie eine veraltete, dem technischen Fortschritt nicht mehr genügende Maschine ausrangiert. Das kapitalistische Naturrecht auf schrankenlose Ausbeutung kann solche überwundenen Betriebsformen nicht dulden. Den einzelnen halsstarrigen konservativen Geschäftsmann konkurriert man nieder. Wenn aber ein ganzes Volk mit solcher Halsstarrigkeit behaftet ist, so werden eben schärfere Mittel und reichere Geschäftsspesen aufgewandt. Man organisiert die Mordbrennerei, äschert Städte und Dörfer ein, säet unendliche Leichen, tötet die Männer und vernichtet die Frauen und Kinder. Dies Verfahren ist ein wenig kostspielig und langwierig, aber schließlich rentiert es sich doch. Man muß eben etwas ins Geschäft stecken, wenn etwas herauskommen soll. Der Burenkrieg ist nur eine kapitalistische Spekulation mit erweiterten Mitteln gewesen. Ein paar Querköpfe des zivilisierten und höchst christlichen Europas haben zwar über so viel barbarische Grausamkeit gejammt, aber die Staatsregierungen der europäischen Großmächte haben mit voller Gewissensruhe dem interessanten Schauspiel zugegesehen, das wegen der Gewißheit seines endlichen Ausganges nicht einmal den Spannungsreiz eines Fahrraddennens hatte. Es war das persönliche Unglück der Buren, an dem die europäischen Regierungen zweifellos unschuldig waren, daß sie Goldgruben in ihrem Lande hatten. Hätten sie am Nordpol gewohnt, niemand würde ihre nationale Unabhängigkeit angetastet haben. Und außerdem: wer hieß sie, so verblendet sein, auf dem Recht der nationalen Selbstbestimmung eigenmächtig zu beharren! Zwar lernen die europäischen Kinder in den Schulbüchern, daß nichtswürdig die Nation sei, die nicht alles an ihre Ehre setze, wie denn überhaupt Nationalgefühl die höchste der Tugenden sei, aber diese schönen Worte gelten doch nur für Staaten, die genug Kanonen haben, und auch lediglich insoweit, als die Betätigung der edlen Tugend keine Geschäftsstörung in sich schließt.

Kein Staatsmann schläft deshalb schlechter, weil dort unten in Afrika die Geier am Leichnam eines gemordeten Volkes fressen. Und wenn sie ja noch ein Nest von humanitätsdufliger Schlappheit bedrängt, nun so ist es leicht, wissenschaftliche Erösung zu erlangen.

Darwin, der auch ein Engländer war und der den Kapitalismus in ein naturwissenschaftliches System gebracht hat, lehrte ja als Naturgesetz der menschlichen Entwicklung den Kampf ums Dasein, der darin besteht, daß der Stärkere allemal den Schwächeren auffressen. Das ist zwar unangenehm für den Schwächeren, aber was wollt Ihr. Naturgesetze muß man sich unterwerfen. Die Buren waren die Schwächeren, die Engländer die Stärkeren; jene konnten also eigentlich stolz darauf sein, als Versuchsnation für die Bewährung eines Naturgesetzes! auserwählt zu sein. Der dicke Edward, an dem die deutschen Wigblätter all ihre verhaltene, weil verbotene Majestätsbeleidigungsjucht straffrei austoben, kann mithin ohne jede Unruhe sich die allerchristlichste Krone aufs Haupt setzen: Das Naturgesetz rechtfertigt ihn.

Das Recht des Stärkeren ist die höchste Moral des Kapitalismus, und den Stärkeren zu unterstützen der edelste Heldenmut. Aus diesem Grunde verabscheut unsere christlich zivilisierte Welt auch die großen Räuberpersönlichkeiten. Es war die Eigenart dieser fra Diavolo und Schinderhannes, daß sie zwar die Mächtigen und Reichen ausplünderten und gelegentlich zu Tode brachten, daß sie aber den Armen und Bedrückten beistanden. Das fand eine frühere verwahrloste Zeit edelmütig, jetzt aber wird diese grauenhafte Ungerechtigkeit der Elenden als ein frevel an der Heiligkeit des Naturgesetzes empfunden und ihr angeblicher Edelmut bildet einen Grund mehr, nein eigentlich den Grund, sie in die Schredenskammer zu sperren. Hätten die Schinderhannes sich damit beschäftigt, gemäß dem Naturgesetz die Schwachen auszurotten und sie als Beute den Starken gebunden zu überliefern, so würde sie die Ethik des Kapitalismus unter die Heroen der Menschheit, die genialen Staatsmänner und erhabenen Kriegsfürsten einreihen. Aber die Auflehnung gegen das Naturgesetz, das die Starken gegen die Schwachen verteidigt, macht sie zu Verbrechern.

Gerade die Buren haben die Wirkungen der christlich-kapitalistischen Moral am eigenen Leibe verspürt. Als sie die Stärkeren waren und 1896 die Leute Jamesons wie lästige Insekten leicht abschüttelten, da bot man ihnen werktätige Hilfe an. Wie aber England über das kleine Volk fiel, da achtete Europa ehrfurchtsvoll des Naturgesetzes und ließ die Schwächeren zugrunde gehen; es war nur noch eine kleine Anwendung einer überwundenen Moral, daß man den Ueberfallenen ihren Widerstand nicht geradezu als Verbrechen anrechnete.

In der Beurteilung der russischen Ereignisse wird die kapitalistische Meinung der europäischen Öffentlichkeit von der gleichen

Moral geleitet. Ein Volk ächzt unter der rohen Tyrannei einer finsternen Uebergewalt, die jede freie Regung erstickt, jede glücklichere Gestalt hemmt. Ein Einzelner unternimmt es, einen besonders ruchlosen Träger des ruchlosen Systems anzugreifen und zu überwältigen, indem er sein eigenes Leben opfert. In früheren Zeiten hätte man den kühnen Mann bewundert und verehrt. Heute sieht man auch in solcher Tat ein abscheuliches Attentat auf das Naturgesetz, das den Schutz des Starren gebietet. Wenn die russischen Gewaltthaber das Gewimmel der Kleinen niederreten, dann ist das eine große und welthistorisch gerechtfertigte Handlung. Wenn aber so ein trotziger kleiner David den plumpen Goliath mit der Schleuder niederstreckt, dann flucht man über den feigen Meuchelmörder, den scheußlichen Mordgesellen. Die kapitalistische Welt, die es ertragen kann, daß zehntausende Menschen um eines Geschäftsgewinnes Willen hingeschlachtet werden, wird im Innersten aufgewühlt und empört, sobald ein Träger der unbarmherzigsten Gewalt fällt. Wenn der Tiger einen Menschen packt, dann stellt sich der fromme Ethiker des Kapitalismus daneben und predigt — dem Menschen das Gesetz der Gerechtigkeit, das da schlechterdings verbietet, aus eigenem Recht Nothwehr zu üben. . . .

Ein Volk weniger auf der Erde — Hurra! Die Kurse steigen, und das Naturgesetz, das den Kampf ums Dasein lenkt, strahlt in sieghaftem Glanz.

Juni 1902





Der Triumphzug der Besiegten.

Sin Triumphzug der Besiegten — beginnt dennoch nicht in dieser blutenden Welt der Greuel und Grausamkeiten ein fühlend Herz zu schlagen? Ist die Zeit vorüber, da man den SkalpSchwingern zujuchzte und die Skalpierten verachtete? Ging die Sonne des Rechts und der Milde auf und vertreibt den Dunst der Not und Niederung? Wahrlich, sie fragen nicht mehr nach Macht und Erfolg, sie treten kühn und barmherzig den Niedergeworfenen zur Seite, die Gekreuzigten wurden ihnen zu Helden, obzwar die amtlichen Kreise strengen Befehl erließen, keine Notiz von den am Marterpfahl noch Trohigen zu nehmen. Sie werfen ihre opfernde Liebe einem Orkan des Hasses entgegen. Und so ist in diesen klaren Herbsttagen, da die Erde voll ist des fühlenden zartstarken Hauchs der Weinbeere, nach zweitausendjährigen Wehen endlich das Christentum geboren worden. Die Besiegten schreiten stolz durch die andächtig kniende Menschheit und die Sieger schmachten in der Einöde der Verachtung. Den Bettlern werden Triumphstore errichtet, und die Könige werden auf die Folter ihres Erfolges gestreckt. Wehe den Siegern — Hosianna aber denen, die gebeugt wurden! Die Völker haben die Menschenfurcht vor der Gewalt und die sklavische Bewunderung des Erfolges abgestreift, sie richten nur noch nach echtem Wert und ernster Gerechtigkeit. Niemals zuvor sah man solches auf Erden. Die Heiligung der Wunden und die Krönung der Niederlagen ward zur tiefsten Religion. . . . Kurz, Herr Liebermann von Sonnenberg, Herr Stöcker, Graf Mirbach, Herbert Bismarck und Herr Dr. Arendt gar, die edelsten Träger strahlender Humanität, tausende wohlgekleideter Männer und Frauen von 8 Mark Entree bis zum Stehplatz von 1,50 Mark um-

schwärmen die Generale der besiegten Buren und achten in ihrer Seelen unergründlicher Tapferkeit nicht einmal des Monarchen, der jegliche Ehrung verpönte.

Dreimal brachte mich ein Ungefähr in die Nähe der Buren, und jedesmal ward meine Empfindung bitterer, bis zum Ekel bitter. Am Tage ihrer Ankunft ging ich gegen Mitternacht an ihrem Hotel vorüber: ein Haufen Menschen starrte zu den verhängten hellen Fenstern empor, von Zeit zu Zeit stieg ein mechanisches „Hoch die Buren“ empor, von einer nicht sonderlich gemäßigten Stimmung beflügelt. Im Portal des Hotels Schutzleute zu Fuß, ringsum Schutzleute zu Pferde, ein wimmelndes Heerlager der Polizei. Schade, daß diese Wachmannschaften nicht zwei Jahre früher zum buriſchen Schuß aufgeboden worden sind.

Das zweite Mal prallte ich im Reichthage mit den Generalen zusammen. Ich saß ziemlich allein unten im Restaurationsaal. Auf einmal brachte der Kellner die Botschaft: die Buren sind draußen. Ich trat auf den steinernen Balkon des Saales. Draußen um die ungeheure Leere des Bismarckdenkmals ballten sich plötzlich schwarze Menschenmassen zusammen, gleich stürmenden Wetterwolken. Zwei reitende Schutzleute voraus, ein paar eilige Wagen, Hochrufe und Hüteschwenken, eine kurze Pause, und auf der anderen Seite des Denkmals sprengten abermals die beiden reitenden Schutzleute und die Wagen folgen ihnen. Kurz darauf bricht eine unruhige Prozession in die Stille des Stußschen Distelgeranksaales ein. In einem Schwarm von Buren-Managern erscheinen die Generale. Herbert Bismarck, der ewige unbegnadigte Ministeranwärter, geleitet sie mit der Würde eines Vortänzers; seine Mienen — sein Kopf wird immer mehr die schlechte stümperhafte Kopie des Vaters — sind von der Genugthuung durchleuchtet, daß er tun darf, was dem Bälou strengstens verboten ist. Einen Augenblick haftet in meinen Augen der stumme, ermattete Ernst Delareys. Ich sehe De Wets jungen, hochgewachsenen Verwandten, dem Krüden das zerchoffene Bein ersetzen müssen. Mit seinem steten Grinsen der Verlegenheit über seine Geburt trottet Herr Arendt, der Apostel des Mansfelder Bergwerkens, nebenher. Liebermann von Sonnenbergs grobes angefettetes Coaftgesicht des allzu früh um die Ecke gebrachten vergnügten Leutnants führt seine Wichtigkeit in dem welthistorischen Moment gravitatisch spazieren. Nur Herr Hasse, der von Leipzig aus die Welt unter die germanische Rasse verteilt, bleibt wie alle die Tage unsichtbar. Im Wartesaal erster Klasse, will sagen in dem für die Junker und ihre regierenden Vertreter reservierten Restaurationsaal, verschwindet der Zug, und nun wird es überall

lebendig. Aus dem ganzen Hause strömt das Volk zusammen: Kellner, Diener, Journalisten, Abgeordnete; man erzählt, daß selbst die amtlichen Stenographen einen Augenblick daran gedacht haben, den Sitzungsaal und ihr Protokoll im Stich zu lassen. Jeder lugt neugierig in den geweihten Ort, wo Herbert Bismarck den Generalen Kaffee servieren läßt. Man ist sehr gespannt, sehr befriedigt, sehr vergnügt. Auch der „Woche“-Photograph erscheint mit seinem Kasten. Eintrittsgeld wurde nicht erhoben, auch der Ausrufer fehlte, der die Kuriositäten hätte erläutern sollen. Die reitenden Schutzleute waren nicht mitgekommen.

Zum drittenmale spürte ich in der Bernburgerstraße den Atem der Weltgeschichte. Es war nach 10 Uhr abends. Drinnen in der Philharmonie sprach Graf Mirbach, diesmal nicht über den 7½ Mark-Zoll. Draußen aber stand wieder der animierte Menschenhaufen. Lange Reihen Droschken sperren die Straße. Man hätte glauben können, daß Nikisch ein philharmonisches Konzert dirigierte, wenn nicht die ganze Gegend abermals mit Schutzleuten übersät gewesen wäre. In den dunklen Hausfluren der Nachbarhäuser hatte die Polizei Posten ausgestellt, offenbar bereit, eine Bürenschlacht zu schlagen, wenn es jemandem gelüftet, allzu hitzig zu demonstrieren. Aber es geschah nichts. Man war sehr gespannt, sehr befriedigt, sehr vergnügt. Die Straße war kostenfrei. Aus einer nahen Kellerkneipe gröhnte ein Heldenjag. . . .

Graufiger und unbarmherziger, so dünkt mich, als der fast dreijährige Krieg gegen eine erdrückende Uebermacht ist dieser Triumphzug um — Amosen. Gewiß, es ist erfreulich, aber in dem sozialdemokratischen Berlin doch auch selbstverständlich, daß hier nicht die Hunderttausende den Befehlen eines einzelnen parieren, daß man die Büren feiert, obwohl ihr Boykott höchstes Gesetz sein sollte.

Auch das ist zweifellos, daß die Proletarier innig und aufrichtig mit den Führern des Bürenvolkes fühlen; die Büren haben für die Freiheit und Unabhängigkeit als Schwache und Wenige gegen die Starken und Zahllos-Vielen gekämpft; diese eine Ursache genügt, um ihnen die Sympathien derer zu gewinnen, deren ganzes Dasein ein einziges gewaltiges Ringen gegen die übermächtige Vernichtung ist, mögen die Büren nach Art und Wesen sonst proletarischen Idealen noch so fremd und feindlich sein.

Aber nicht das Proletariat ist es, das die Büren umringt. Das ist vielmehr ein Premierenpublikum der höheren Steuerklassen, das sich selbst zur Schau stellen will, indem es sich an die Fersen der Botha und Delarey heftet. Ein gemeines Gafferstück für den frisierten Mäßiggang und die eitle Hohlheit ist dieser Bürenempfang. Nicht

anders ist es gewesen, als wenn wilde Völkerschaften im Zoologischen Garten ausgestellt oder die dunklen Gestalten begafft werden, die der rasende Monte Pelée offenbar nur deshalb verschont hat, damit ihre Merkwürdigkeit ein staunendes Zirkuspublikum zu ergötzen vermöchte. Das Abscheuliche ist nur, daß diese Generale, die also durch die Großstädte Europas geschleift werden, keine Erfindungen, keine Puppen Barnums sind, sondern die wirklichen Führer und Opfer eines unvergleichlich heroischen Kampfes.

Was mag in den Seelen der drei Männer vorgehen, wenn sie jetzt mit den Blumen und den Hurras eines glatten und platten Schaupöbels beworfen werden? Fühlen sie das Würdelose und überdies das völlig Nutzlose ihrer Europafahrt, die schlechte Ratgeber ihnen um ihres Volkes willen anrieten?

Ich vermag nicht in ihren Herzen zu lesen. Diese Kriegsleute sind zum mindesten sehr weltunkundig, wenn sie sich von der qualvollen Mission irgend welche Vorteile versprechen. Die ganze deutsche Burenstipperschaft hat ein paar Pfennige für das unglückliche Volk zusammengebracht; ein einziger von den reichen Gönnern hätte, ohne sich die geringste Selbstbeschränkung aufzuerlegen, das Zehnfache der Summe hergeben können, die sie alle zusammen um der großen Sache willen opferten. Und für dieses Nichts die beschämende Bittreise der Armen!

Bisweilen hat es in den Reden der Generale, die sie in Brüssel, Paris und Berlin gehalten, wie mühsam verhaltener Abscheu gegrollt, so daß man glauben möchte, sie haben das volle Bewußtsein ihres Elends, das sie meinten, auf sich nehmen zu müssen, weil Toren oder Böswillige ihnen eingeredet haben, daß es notwendig sei. Haben sie aber diese klare Selbstempfindung, dann müßte ihre Abschiedsrede an das Europa der kapitalistischen Humanität etwa so lauten:

„Wir haben alle Städte Eures reichen Erdteils durchwandert, Eure Begeisterung in allen Sprachen gläubig gehört. Die breitesten Straßen Eurer größten Städte wurden zu eng, um die Massen der Jauchzenden zu fassen. Wir sahen die gedrängten Hunderttausende und Millionen, die ihre Liebe in die Luft schrien und ihre Taschentücher entfesselten. Eure vornehmsten Männer drängten sich, um uns von Angesicht zu sehen, unsere Freundschaft zu erhaschen. Da lernten wir die unermeßliche Menge unserer Getreuen kennen, die ganze Welt, wahrlich, schwört zu unserem armen Volk.

Doch eines verwunderte uns. Von welchem Stern sind uns diese Hilfstruppen plötzlich gefallen? Sind sie erst gestern geboren und wurden über Nacht zu Jünglingen, Männern und Greisen. Denn

vordem waren sie doch nicht auf Erden! Drei lange, qualvolle Jahre hindurch haben wir in unserem Jammer um Hilfe geschrien. Niemand hörte uns. Die Erde schien verödet. Die Diplomaten zuckten die Achseln, die Parlamente waren taub und die Völker hatten keine Zeit für uns. Dafür verkauften sie um teures Geld Kanonen und Pferde an unsere Feinde. So gingen wir zugrunde. Und nun, da wir alles verloren, wachsen jäh aus der Erde ungezählte Scharen, die selbst die Gesundheit ihrer Kehlen opfern, um uns zjubeln zu können, wie sie uns lieben. O, warum waren nicht einige von diesen Ungezählten schon früher auf der Erde, sie wären genug gewesen, um uns zu retten!

Wir aber sagen Euch, indem wir Euch für die Heller danken, mit denen Ihr die Blöße und den Hunger unseres Volkes verspottet: Furchtbar war der Krieg, aber tausendmal eher wollen wir in Stürmen von Granaten auf kaltem Boden Tag und Nacht dem Tode harren, als nochmals Schaustücke werden Eurer Mildtätigkeit. Wie jener greise Künstler, von dem die Sage kündigt, schleppen wir auf unserem Rücken die Kupferlast Eurer Bettelpfennige, zusammenbrechend.

Schamlosigkeit nur ist Euere Liebe, die nach ruchlosem Verrat jetzt uns umlärm, statt scheu in die ferne Nacht ihres Gewissens zu fliehen. Mit dem Ruhm der Besiegten mähet Ihr Euere Eitelkeit, und Euere Seelen sind so stumpf, daß sie selbst an den Leichen ihrer Opfer feste feiern.“

Oktober 1902







Propbetenkraft.

Sn das wüste Stimmengewirr einer schlaffen, feigen und verlogenen Zeit braust, wie ein Wunder, das Prophetenwort Tolstois, den man den letzten Christen nennen müßte, wenn er nicht vielmehr der erste wäre. Mit einem uralten, wehrlosen, einfältigen Wort durchdringt er den Wahnsinn, mit ihm ruft er die Zeit zum jüngsten Gericht. Es ist das Christenwort von der Nächstenliebe, das seit Jahrtausenden die Menschen auf den Lippen führen, während ihre Hände morden. Dies eine Wort ist die ganze Kritik Tolstois, die sein gewaltiges Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg belebt und durchleuchtet. Wenn Ihr denn, so ruft er der Welt zu, Christen sein wollt, so müßt Ihr Euer Bekenntnis betätigen, zu jeder Zeit, unter allen Umständen, oder Ihr seid bewußte Verbrecher.

Wäre das Manifest zu anderen Zeiten erschienen, etwa gar zur Zeit des Friedensufas des Zaren, so wäre es kaum mehr als ein beredtes und bewegendes, mythisch die klaren Schlüsse der gesunden Vernunft umschimmerndes Traktätlein eines starken Einsiedlers und träumenden Propheten gewesen. Im Augenblick höchster Kriegswut aber in die Welt geschleudert, ist es eine revolutionäre Heilandstat des einzelnen gegen alle anderen. Ein abscheuliches Verbrechen im Sinne einer ruchlosen Staatsgewalt, ist es ein Dokument der Ewigkeit im Geiste erlöster Zukunft, das den kaum noch gewagten Glauben an die menschliche Vernunft, an die erhabene Macht des Guten und Wahren wunderbar belebt, — ist es die Tat eines Mannes, der frei von jeglicher Menschenfurcht das Wort der Wahrheit und der Ueberzeugung hinausstreit, ob es auch nach den Paragraphen

der Staatsgewalt Kerker, Verbannung und Tod bedeute. Fürwahr, noch ist der Heldentrost des Befenners nicht verschwunden, noch nimmt der freie Gedanke den Flug durch Finsternis und Grausen, ob auch der Häfcher und Henker hinter ihm jage. Hier ziemt sich nicht hochnäsige Kritik, die so jämmerlich leicht auf das Papier hingeschrieben werden kann; den Schauern der Ehrfurcht vor der Prophetenkraft, die kein Zittern vor den Schrecken der Gewalt kennt, sollten wir uns alle hingeben. Und lernen sollten wir alle von dieser unbeugsamen Entschlossenheit, die ihre Erkenntnis ohne Zaudern und Abfchwächen verkündet und keinen Widerspruch zwischen Wort und Tat duldet. Die Wahrheit kann nur eine ganze, unteilbare Wahrheit sein. Jede scheue und ängstliche Halbheit ist Tod der Wahrheit. Die Einheit der Weltanschauung ist die höchste Leistung der menschlichen Vernunft, begibt sie sich erst auf den Weg des Abhandelns und Zugebens, so ist die Bahn des wirren Aberglaubens beschritten, aus dessen blutüberströmtem Labyrinth es keinen Ausweg mehr gibt. Wir sollen müssen!

Ein unerhörtes Schauspiel! In diesem finsternen Russland, in dem jeder freie Gedanke ein Verbrechen ist, jedes Urteil über die Taten der Obrigkeit nach Sibirien führt, tritt ein Mann auf und erhebt mitten in den Wirbeln patriotischer Kriegsraserei eine Anklage gegen die Herrschenden, wie sie auch in freien Staaten zu solchen Zeiten noch niemals jemand gewagt hat. Unverwundbar, scheint es, wandelt er im Strahlenmantel seiner Ueberzeugung. Die Kirche hat ihn versucht und ihn des Rechtes der ewigen Seligkeit für verlustig erklärt. Ihn kümmerte der Pfaffenhaß nicht. Sein religiöses Bewußtsein war zu tief und ernst, als daß es der rohen Kirchenmacht nicht ruhig hätte spotten können. So zerreißt er jetzt alle Schlingen eines leeren und lügenhaften Patriotismus, in erhabener Vaterlandslosigkeit ruft er die Druckerpresse des Auslandes zu Hilfe, um dem Zaren, den Großfürsten, den Generälen, den Industriellen, den Geldherren, den Popen ihre Verbrechen ins Gesicht zu schleudern: Ihr sollt den Nächsten lieben, Ihr sollt nicht töten! Während preussische Richter Angehörige des deutschen Reiches prozessieren, weil sie russische Schriften verbreitet, läßt der Russe Tolstoi, ohne daß er aus Russland flieht, die Worte hinausgehen: „Dieser ununterbrochene Strom unglücklicher, betrogener russischer Bauern, die man nach dem fernen Osten bringt, diese „nur“ fünfzigtausend lebenden Russen, die Nikolai Romanow und Alexei Kuropatkin, zu töten beschlossen haben und töten werden, um die Dummheiten, Räubereien und allerlei Scheußlichkeiten zu schützen, die in China und Korea unsittliche, ehrgeizige Menschen angerichtet haben!

Menschen, die jetzt ruhig in ihren Palästen sitzen und neuen Ruhm, neue Vorteile und neuen Profit und von der Tötung dieser fünfzigtausend ganz unschuldigen, durch ihre Leiden und ihren Tod nicht das Geringste gewinnenden, betrogenen russischen Arbeiter erwarten.“ Dem Monarchen verleiht das Gesetz Unverletzlichkeit. Ein Heer von bewaffneten Dienern schützt das Gesetz. Aber hinter den Panzertüren der mordgerüsteten Schützer selbst zittert der Selbstherrscher noch in unablässiger Todesfurcht vor den Brechern des Gesetzes, das ihm Unverletzlichkeit verbürgte. In Tolstois Werk erkennt man eine höhere Unverletzlichkeit, die nicht vom Gesetz gewährt wird, sondern die der Gesetze spottet, eine Unverletzlichkeit, die keine Waffe zu ihrem Schutze hat, sondern alle Waffen gegen sich gerichtet weiß, und vor der doch die brutalste und wehrtüchtigste Gewalt ohnmächtig zurückweicht. Tolstois Manifest erklärt dem ganzen herrschenden Rußland den Krieg, es ist eine Empörung im Innern während eines zerschmetternden Kampfes gegen einen überlegenen äußeren Feind, vielfältiger Tod droht solchem Beginnen, der Prophet aber geht ruhig seiner Arbeit nach, er ist erhaben über jeder irdischen Sorge — mögen sie mit ihm beginnen, was sie wollen: er mußte aussprechen, was er dachte. Und die blutige Faust des Zarismus hebt vor dem Entsetzlichen zurück, die Heiligkeit des Propheten anzutasten. Das ist das Tröstende dieses unerhörten Vorganges: Es gibt dennoch moralische Mächte, die über jeder Gewalt triumphieren. . . .

Es scheint ein jäher Widerspruch Tolstois Wesen zu zerreißen: der große Dichter ist ein Feind der Kunst, der kühne und klare Denker, ein Verächter der Wissenschaft, der reine Kämpfer heller Lebensbejahung, ein Asket in düsterer Kutte. Wer jedoch sein Manifest gegen den russisch-japanischen Krieg mit Andacht liest, der wird gewahr, wie sich der Widerspruch löst und aufhebt. Tolstoi weist in demselben Geiste die Flötenspieler und Komödianten zurück, wie es der Grieche Plato getan: Sie verwirren und schwächen ihm die eigentliche Aufgabe des Menschentums, die darin besteht, gemeinsam zu schaffen, nicht zu zerstören. Die Kunst dient den Instinkten der Widersacher des einen erhabenen Zieles, der Menschenbrüderschaft.

Und ist etwa die Wissenschaft fähig und gewillt, den Schrecken der Schrecken zu überwinden, das furchtbare Bewußtsein von der Machtlosigkeit der menschlichen Vernunft? Im Gegenteil: Das Geschäft, das sich Wissenschaft nennt, bringt jeden Wahnsinn in ein System, es rechtfertigt das Widersinnige durch erlogene Vernunftgründe, und philosophiert die entsetzlichsten Verbrechen um in tiefste

geschichtliche Mission. „Gelehrte Juristen, die Herren Murawiew und Martens, suchen scharfsinnig zu beweisen, daß zwischen dem Ruf zum Weltfrieden und dem Beginn eines Krieges, der fremde Länder erobern soll, ein Widerspruch nicht zu finden ist. Und die Diplomaten drucken und versenden in der Kultursprache Frankreichs Rundschreiben, in denen haarscharf nachgewiesen wird, daß die russische Regierung, nachdem sie alle Versuche gemacht hat, die friedlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten (in Wirklichkeit waren es Versuche, die anderen Staaten zu betrügen), sich genötigt sieht, das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung des Problems zu rüsten: den Menschenmord. Dasselbe schreiben, drucken, versenden die japanischen Diplomaten. Gelehrte, Historiker, Philosophen vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit, ziehen aus der Parallele die tiefstinnigsten Schlüsse und sprechen lang und breit von den Gesetzen der Völkerentwicklung, von dem Verhältnis der gelben zur weißen Rasse, des Buddhismus zum Christentum, und rechtfertigen mit solchen Schlüssen und Betrachtungen den Totschlag, den die Christen an den Menschen gelber Rasse verüben.“

Darum verachtet Tolstoi die Wissenschaft. Und aus dem gleichen Grunde lehrt er auch, den bunten Reiz des sinnlichen Lebens verabscheuen. Wird nicht nur wegen dieser sinnlichen Genüsse den Menschen das Unerträglichste erträglich, lassen sie sich nicht dadurch von ihrem Ziele ablenken, werden sie nicht deshalb widerstandslos gegen Unterdrückung und Barbarei? Das Seelenheil, das zu eringen des Menschen Aufgabe sei, ist, wie es Tolstoi versteht, nicht etwas Ueberweltliches, Weltflüchtiges, Dogmen-Religiöses, sondern einfach die Befinnung des Menschen auf seinen wahren Beruf: zu arbeiten mit dem Nächsten gemeinsam, nicht den Nächsten zu vernichten. Auf diese Weise wird der vermeintliche Widerspruch zur notwendigen Folgerichtigkeit.

Tolstoi gleicht einem Naturforscher, der, um ein Experiment rein durchzuführen, alle störenden Erscheinungen auszuschalten bemüht ist. Er hat verzweifeln eingesehen, daß die unendlichen Kulturbemühungen der Menschheit völlig ohnmächtig sind: die Kultur bricht zusammen, sobald die Barbarei raft. Deshalb ist ihm die moderne Kultur schließlich nur ablenkende, störende Nebenerscheinung. Er aber will die Seelen bändigen und festigen in dem einen schlichten und erhabenen Gedanken der Nächstenliebe, die nicht mehr bloß ein prunkendes Wort, sondern ein unverbrüchliches Gesetz ist, dem sich alles andere unbedingt unterordnet. Das ist ihm der einzige Weg der Erlösung: die Auferstehung der Seelen. „So sonderbar es vielleicht den Menschen erscheinen mag, die mit Kriegsplänen, Rüstungen,

diplomatischen Verhandlungen, mit der Verwaltung, mit wirtschaftlichen Maßregeln, mit revolutionärer und sozialistischer Propaganda und mit allerlei unnützen Wissenschaften beschäftigt sind, durch die sie die Menschen von ihren Nöten zu erlösen gedenken: die Erlösung der Menschen, nicht allein von den Nöten des Krieges, sondern von all den Nöten, die sich die Menschen selbst bereiten, wird nicht von den Kaisern und auch nicht von denen kommen, die Weltbündnisse schließen. Nicht von den Menschen, die da Kaiser und Könige von den Thronen stürzen, sie durch Institutionen einschränken oder Monarchien in Republiken verwandeln, nicht durch die Friedenskonferenzen, nicht durch die Verwirklichung sozialistischer Pläne, nicht durch Siege und Eroberungen zu Land und zu Wasser, nicht durch Büchersammlungen, Hochschulen, nicht durch unnütze geistige Betätigung, die man jetzt Wissenschaft nennt, sondern nur dadurch, daß die Zahl der schlichten Menschen stetig sich mehrt, die . . ." — das ist Tolstois Gedanke — zunächst innerlich Christen werden, die das Reich Gottes zunächst innerlich verwirklichen, erst dann werde sich auch das äußerliche Reich Gottes begründen, „das jegliche Menschenseele erwünscht“.

Niemals ist die christliche Idee edler vertieft worden, es sei denn bei dem Deutschen Sichte, dessen Anschauungen gar manche merkwürdige Berührung mit Tolstoi haben. Weil aber Tolstoi das Christentum also beim Worte nimmt, darum nannte ihn neulich ein deutsches christliches Kanonenblatt, das freilich von der Industrie der Mordwerkzeuge lebt, einen alten Fasler.

Das sozialistische Proletariat weiß, daß diese aus der Verzweiflung geborene Mystik Tolstois nur die Sache der Menschheit für immer zerstören würde, wenn sie sich der Gemüter bemächtigte. Tolstois Heilsweg kann nicht zum Ziele führen. Indessen Tolstoi ist auch uns ein Prophet, der uns begeistern mag zu dem Glauben an die Sache, zu dem Mut der Wahrheit, ohne die nichts Großes werden kann. Der Prophetenkraft, die über Menschenfurcht erhaben ist, bedarf jede Bewegung, die eine geschichtliche Mission zu erfüllen hat.

Juli 1904





Tapferkeiten.

Drei Tage lang war der Verteidiger von Port Arthur, General Stößel, der Held des Erdkreises. Gibt es etwas Erhabeneres, als 11 Monate hindurch einen geraubten Ort gegen einen lebenverachtenden Feind zu verteidigen, der scharenweise um die mörderischen Granaten kreist, wie trunksene Eintagsfliegen um das Licht! So lasen wir in den geschwinden Zeitungspheantasiën: Eine Besatzung von 50 000 Mann bis auf einen zusammengeschmolzenen Rest von 8000 Mann getödet und verwundet, und auch von den 8000 nur noch 2000 kampffähig. Ganz Port Arthur verwandelt in eine Abdeckerei von schwärendem, blutendem, faulendem Menschenfleisch, in dem der Lebensfunke nur deshalb noch zu glimmen scheint, um dem Entsetzen zu leuchten, damit man es recht erkenne. Keine Nahrungsmittel mehr. Der Nasgenuß verwandelt die Mundhöhlen in ein grauenvolles Geschwür. Wie Schatten wanken die halb verhungerten, übermüdeten Soldaten; seit 11 Monaten haben sie so recht nicht geschlafen; immer im Dienste fürs Vaterland. In den Hospitalern, auf die es Granaten regnet, walten die Schwestern vom Roten Kreuz ihres schaurigen Amtes, parfümierte Watte in der Nase, um den Pesthauch zu ertragen.

Stößel aber, der Held, kennt keine Furcht. Er hat seinem kaiserlichen Herrn gelobt, Port Arthur zu halten. Er kämpft bis zum letzten Blutstropfen, und in den Augenblicken der Müße verfertigt er unermüdlich Proklamationen, Telegramme, in denen er feierlich schwört, bis zum letzten Blutstropfen kämpfen zu wollen. Sein Haar ist ergraut, er ist unzähligemal verwundet, er ist sterbenskrank. Aber er kämpft für seinen Herrn in Petersburg, diesen gottbegnadeten Epileptiker, der Hunderttausende in den Krieg jagt, aber selbst die

Granaten nicht verträgt und deshalb Weltfriedens-Manifeste unterzeichnet.

Stößel aber ist ein Held.

Vergebens erhebt die lehrernde Vernunft ihre Stimme gegen diesen Heldenwahn, diese tödliche, mörderische Erfindung derer, die auf Leichen herrschen. Wer gab diesem Unhold das Recht, 50000 Menschen für ein Phantom zu opfern? Wenn er selbst bis zum letzten Augenblick kämpfen will, dann gut, er hat das Kriegshandwerk zu seinem Beruf gegen hohe Bezahlung freiwillig erwählt, seine Pflicht, sein Geschäft ist es, zu morden, zu sterben. Auch seine Offiziere darf er in den Tod mitnehmen. Wofür aber gehen die Zehntausende zugrunde? Für ein Land, für eine Regierungsgewalt, die sie ausplündert und martert! Nicht freiwillig sind sie gekommen, man hat sie gewaltsam gepreßt, an dem Galgen des Patriotismus in die Höhe gezogen. Und dennoch verweigern sie dem Verteidiger von Port Arthur, dem Helden, nicht den Gehorsam, der Kadaver zeugt. Aus Begeisterung für den Zaren und die Schreckensherrschaft der Knute? Niemand glaubt daran. Die abergläubische Furcht, die tiefe Unwissenheit hält sie zusammen. Hat man ihnen doch immer wieder erzählt, daß der gelbe Feind kein Mensch sei, daß diese gelben Affen grausame Bestien seien. Wehe den armen Kosaken, die ihnen lebend in die Hände fallen: sie werden gerädert, in siedendem Öl gekocht, die Haut wird ihnen bei lebendigem Leibe wie Aalen abgezogen, die Augen werden ihnen ausgerissen. . . . Nein, man wird wirklich bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Der Held von Port Arthur hat sich nicht über Meuterei zu beklagen.

Wie aber erschöpft diese arme, unwissende Horde die letzten Tage ihres Lebens, ehe sie von den Granaten gemäht werden?

Noch berichtet kein Zeuge der Wahrheit, wie man in Port Arthur lebte. Immer nur hört man, wie sie starben. Waren nicht die Greuel des Lebens und der Auflösung aller Dinge noch furchtbarer als die des Todes? Die Kriegselende, diese Religion der Bestialität, darf nicht zerrüttet werden. Die grausigen Zuckungen der losgebundenen Tierheit sollen als Heldentragödie stilisiert bleiben. . . .

Indessen all der Blutrühm, all der Schlachtier-Patriotismus ist umsonst. Der Held kann die Festung nicht mehr halten. Die Mannschaft ist getötet, verstümmelt, ohnmächtig. Die Offiziere liegen unter der Erde. Seuchen und Hunger herrschen. Die Munition ist verschossen. Das Haar des Helden wird noch eine Schattierung weißer, noch einmal beschwingt er stöhnend den Telegraphen: „Großer Kaiser, verzeihe uns!“ Dann kapituliert er. Die Kräfte sind erschöpft!

Ueber den Erdkreis fließen die zivilisierten Tränen über den Helden. . . . Wiederum wird die Vernunft hinweggeschwemmt, die es gar nicht erhaben findet, daß der Held, der 50 000 Menschen opfert, selbst noch — lebt, den Degen abliefern, sein Ehrenwort gibt, und mit gebrochenem Herzen und gebleichtem Haar, aber sonst mit allem modernen Komfort in die Heimat zurückkehrt. Er gelobte, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, und doch ergab er sich im Vollbesitz seiner sämtlichen Blutstropfen. Die Zehntausende der anderen moderten, seine Führergentialität aber wurde sorgsam behütet. Wie hätte auch sonst die namenlose Menge kunstgerecht verenden können, wenn der fühne Schlachtenlenker und Schlachtendenker sich nicht geschont und die Wege des Mordes gemieden hätte! Da glauben wir in unserer Kindervernunft, ein Held vermöchte es nicht zu ertragen, Unzählige hinschlachten zu lassen und dann selbst frisch, lebendig zu kapitulieren. Uns ersetzt nicht das Ehrenwort die Ehrenstat, daß der Führer im Tode vorangeht. Auf sinkendem Schiffe verharret der Kapitän, bis alle gerettet sind, dann stürzt er ins Grab. Der russische Festungsheld verharret, bis alle getötet sind, dann marschirt er auf Ehrenwort ins vergnügte Dasein. Solch Spiel mit fremdem Menschenleben nennen wir gleichwohl Heldentum, während der Kapitän nur einfach seine Pflicht getan hat.

Held Stößel, nicht Menschenmörder Stößel — so lärmten es die Tugendlehrer der Herrschenden durch die Welt.

* * *

Ueber Nacht hat sich die Heldentragödie jäh gewandelt. Der Erdkreis, der es als strahlenden Heldenmut empfand, daß ein General 40 000 Menschen opfert und selbst lebend kapituliert, findet es gar nicht heroisch, daß diese 40 000 noch leben. Mit der Nüchternheit eines Wäschezettels, der die ausgelieferten Strümpfe, Hemden und Unterhosen ziffernmäßig bucht, hat der japanische General die gefangene Menschenbeute aufgezählt: 48 000 Mann, darunter 16 000 Kranke und Verwundete! 8 hervorragende Generale haben bis zum letzten Blutstropfen sich — dem Feinde ergeben. Die Vernunft atmet auf! Also sind doch die Soldaten nicht so verblendet gewesen, sich um des Zaren und jeines Stößel willen abschlachten zu lassen! Aber die öffentliche Meinung der blutbegeisterten Philister ist über diese Milderung des Wahnsinns gar nicht erbaut. Der lebende Führer des Wahnsinns inmitten eines Heeres von Leichen war ein Held. Der lebende Führer im Kreise seiner lebenden Mitgefangenen ist gar nichts für das Panoptikum der patriotischen Gefühle, eine Poffenfigur, vielleicht ein Feigling.

Zur Psychologie des Ruhmes und der Tapferkeit dieser Um-
schwung des bürgerlich dressierten Bewußtseins ein unvergeßlicher
Beitrag. Tief wurzelt immer noch der Fetischdienst, der vor dem
Führer als dem Helden niederkniet, sofern er nur Menschenleben wie
Spreu auf der Wurffchaufel seines Ruhmes schwingt. Tapferkeit
ist, den anderen den süßen Tod für ein verhaftes Vaterland leiden
zu lassen. . . .

* * *

Die Moral der Herrschenden hat es weislich verstanden, die
edelste menschlicher Tugenden für ihre Bedürfnisse zu kneten. Der
Held, der einen Verbrecher der Staatsgewalt mit Opferung seines
Lebens, Brust an Brust, ausrottet, ist dieser Moral ein „feiger
Meuchelmörder“, wie ihr der unbarmherzige, selbstfüchtige Menschen-
vernichter ein Held ist. Wenn begeisterte Männer und Frauen, um
gewaltiger Ideale, auf die Straße gehen, wehrlos, ohne Waffen,
wohl eine rote Fahne entfaltend, einen revolutionären Ruf aus-
stoßend, dann sind es freche Aufrührer, und ihre schlichte opfernde
Tapferkeit ist Frevel. Wie wilde Tiere jagt man sie. Mit Peitschen
und Säbeln werden sie mißhandelt — und die Öffentlichkeit der
Herrschenden erklärt die Strafe für streng aber gerecht, weil sonst
die Anarchie allmächtig würde. Und doch ist jeder dieser Peitschen-
striemen und Säbelhiebe ein höheres Ehrenzeichen für die ver-
leumdete Kulturtapferkeit als der elende Ruhm der Festungsgeneräle,
deren Größe ihre Rohheit, deren Mut ihre Gleichgültigkeit fremder
Schicksale ist.

Helden zu erziehen, ist der höchste Sinn der Menschheitsgeschichte.
Das Heldentum der Zivilisation aber beginnt, wo der Blutglanz der
Führer der Verachtung anheim fällt, und als Held jeder Mensch
erachtet wird, der für das Leben wirkt. Wir kämpfen für die
Tapferkeit des Lebens, die den Tod nicht fürchtet. In Port Arthur
wurde die Tapferkeit des Todes entlarvt, die das Leben schändet.

Januar 1905





Schillerfeier.

Von den hunderttausend Mark, die zur Ausstattung des Schiller-Lagers auf dem Gendarmenmarkt in Berlin benötigt wurden, waren einige zwanzigtausend Mark eingekommen. Etwa 140000 Mark waren ausgegeben worden, die einstweilen fehlende Summe hoffte man bis zu dem bevorstehenden 150. Geburtstag Schillers zu tilgen; das leitende Komitee sollte bis dahin zusammenbleiben.

Sämtliche Maskengarderoben Berlins waren ausverkauft. Auf dem Gendarmenmarkt tummelte sich ein Jahrmarkt Schillerscher Gestalten, herrlich anzuschauen wie Kulissen, die man in der Mittagssonne aus dem Schuppen über die Straße schleppt.

Die feinsten Spitzen der Behörden waren vollzählig beisammen. Alle Garderegimenter waren durch Abordnungen vertreten. Die Stimmung war außerordentlich. Man sprach nur im Jambischen Tonfall.

Das Schauspielhaus war zu Ehren des Tages mit einem geschmackvollen Goldbronze-Überzug versehen worden. Außerdem waren überall bunt leuchtende Pappäpfel angebracht — ein sinniger Einfall, der auf die historische Tatsache hindeutete, daß Schiller nur dichten konnte, wenn er einige Äpfel im Schubfach liegen hatte, die allerdings, da es ihm immer an Geldmitteln fehlte, leider meistens faul waren. Aus dem gleichen Grunde waren über den ganzen Platz schwarz-weiß-rote Schnüre gezogen, an denen in geschmackvollem Wechsel Ringäpfel, goldene Lorbeerblätter, preussische und Reichsadler aufgereiht waren.

Die Feier begann mit einem Massengesang von „Heil Dir im Siegerkranz“, begleitet von sämtlichen Berliner und Potsdamer Regimentskapellen.

Darauf betrat Reichskanzler Bülow die Rednertribüne, die auf dem mittleren Absatz der großen Freitreppe des Schauspielhauses errichtet war, und hielt folgende Ansprache:

Hochverehrte Festgenossenschaft! In diesen Tagen, da irregeleitete Massen immer mehr in den Kampf für niedrige materielle Interessen versunken sind, ist es eine bittere Notwendigkeit, sich in den Dienst der ewigen Ideale zu vertiefen, wie sie unsere große Erzellenz des Musesreiches, Friedrich von Schiller, allezeit vertreten hat. In einer Zeit, wo an den Grundlagen unserer Kultur genagt wird, wo man selbst russische Großfürsten mit feigen Bomben mordet, ist es uns allen ein tiefes Bedürfnis, dem Manne zu huldigen, der solche Untaten stets verabscheut hat. Gegenüber den Narren und Phantasten, die um eines erträumten Zukunftsstaates willen, dieses furchtbaren Suchthausstaates, die ewigen Güter von Chron, Altar, Vaterland, Armee und Landwirtschaft zerstören, hat uns Schiller gelehrt, auf der mittleren Linie zwischen den Ansprüchen der menschlichen Ungeduld und der realpolitischen Notwendigkeit im Dienste der Ordnung die vollendete Harmonie aller berechtigten Interessen zu erstreben. So ist unser Friedrich von Schiller nicht tot. In einer Zeit, da auch die hehre Kunst in den Kimmstein gesunken ist, wird uns Schiller doppelt wert als Vorbild einer wahrhaft idealen Kunst. Darum glaube ich diesen schönen Tag nicht besser ehren zu können, als durch die freudige Mitteilung, daß Gott sei Dank das reine Feuer der wahren Kunst immer noch glüht. Noch gibt es Nachfolger Schillers im deutschen Land. Noch wird das Banner der ewigen Ideale hochgehalten. Und darum freue ich mich, mitteilen zu können, daß die Schiller-Preise der letzten zehn Jahre dem berufenen Nachfolger Schillers, unserem Major Lauff auf einmal verliehen sind, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst der Kavallerie. Noch gilt Schillers Wort, in dem sich unseres Genius ganzes Wesen zusammenfassen läßt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König: Hurra! Hurra! Hurra!

Darauf nahm das Wort der konservative Abgeordnete von Normann zu folgender Ansprache:

Nach den erhebenden Worten des Herrn Reichskanzlers kann ich mich kurz fassen. Wir alle stehen ganz auf dem Standpunkt des genialen Dichters, der sehr richtig bemerkt hat:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.

Meine Herren! Die einzige passende Ehrung Schillers wäre unseres Erachtens die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts. Schließlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Schiller ein begeisterter Verehrer der Ceres war. Ceres ist aber die Landwirtschaft, für die wir ja nun den gesteigerten Zollschatz haben. Das ist aber noch nicht genug. Ich schließe mit den Worten des erhabenen Dichters:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Es folgt eine Ansprache des Zentrumsführers Spahn:

Schiller ist eine leuchtende Gestalt, die wie ein herber Bugprediger in unsere Tage entsetzlichen Sittenverfalls tritt. Gilt nicht von den heutigen Zuständen das Wort des Dichters: „Das muß immer saufen und fressen“, um von Schlimmerem zu schweigen? Lehnt man sich nicht auf gegen die Gott gesetzte Obrigkeit, wo doch der Dichter gesagt hat: „Gehorsam ist des Christen Schmuck“? Herrscht nicht auf unseren Universitäten ein heidnischer und aberwärtiger Götzendienst sogenannter Wissenschaft — trotz dem Worte Schillers:

Nur der Irrtum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Immer frecher erhebt die Gottlosigkeit ihr Haupt. Schiller aber hat gesagt:

Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen!

Und endlich soll uns in dieser Zeit des immer wachsenden Mammonsdienstes das Wort in die Ohren gellen:

Nicht an die Güter hänge dein Herz!

Mit elastischem Schritt betritt darauf der nationalliberale Abgeordnete Basser mann die Tribüne, um etwa folgendes zu sagen:

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, von der Schiller gesprochen, ist vorüber. Was der Dichter in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt, ist herrlich erfüllt. Freilich, noch ist nicht alles getan. Wir müssen weiter auf der Bahn maßvollen und besonnenen Liberalismus. Auf der einen Seite drängen die Mächte der Reaktion. „Wehe, wenn sie los gelassen!“ Auf der anderen Seite unterminieren die vaterlandslosen Umstürzler das nationale Gefüge. Ich aber sage mit Schiller:

Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.

Freilich noch ist die bestehende Gesellschaft im Mark gesund und ruft den Revolutionären gebieterisch zu:

Das Auge des Gesetzes wacht!

In diesem Augenblick geziemt es sich, auch der Frauen zu gedenken. Wir sollten ihren vernünftigen Bestrebungen auf Selbstständigkeit nicht entgegentreten. Schon Schiller sagt:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliche Rosen ins irdische Leben.

Um so nachdrücklicher müssen wir uns allen übertriebenen Emanzipationsgelüsten entgegenstellen. Wir Deutschen wollen nicht, daß unsere Weiber zu Hyänen werden! Diesen Hyänen rufen wir mit Schiller zu:

Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen!

Vor allem jedoch gilt es, die nationale Gesinnung an Schillers Feuer zu wärmen:

Ans Vaterland, ans tenre, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Die Reihe der offiziellen Redner aus den Parlamenten beschließt der freisinnige Volksparteiler

Müller-Meinigen: Denn er war unser! Wenn Schiller heute noch lebte, würde er zweifellos Mitglied unserer Partei sein. Auch er hat mit den Waffen des Geistes stets nach zwei Fronten gekämpft, gegen die Revolution und gegen die Reaktion. Es ist nicht zu leugnen, daß in unserer Zeit das Byzantinertum überhandnimmt. Wer aber hat so energisch wie das freigesinnte Bürgertum immerdar den von Schiller geforderten Mannesmut vor Königsthronen betätigt! Ich gestehe offen, im Namen meiner Partei:

Ich kann nicht fürstendiener sein.

Darum sind wir aber doch keine Republikaner, sondern aufrichtige und überzeugte, allzeit getreue Monarchisten. Und wenn die Heinge-Männer die Kunst an die Bekleidungsindustrie, die Schule an die Kirche ausliefern wollen, dann scharen wir uns um den Thron und rufen in unentwegter Rückgratsteife:

Geben Sie Gedankenfreiheit!

* * *

Bis hierher war die Feier gediehen. Es sollten nunmehr Vertreter der Innungen, Universitäten, Kunstschulen usw. zum Worte kommen. Da stieg plötzlich ein Unbekannter die Stufen empor,

ein hagerer, häßlicher Mensch mit langer Perücke, Habichtsnase und Totenflecken auf den gehöhlten Backen. Er hüßelte eine Weile, bis er zu Atem kam, dann schrillte plötzlich von der Tribüne eine unangenehme zornige Stimme, deren Wut durch den schwäbischen Dialekt nicht gemildert wirkte:

Tretet zurück, Ihr menschlichen Gesichter — ah (mit frechem Zähneblöden gen Himmel). Hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen den Zähnen. — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkragen, bis sie aussieht wie mein Schmerz —

Bei diesen Worten entstand in der Festgesellschaft ein ungeheurer Tumult. Man rief: „Er lästert Gott.“ „Ein Verräcker!“ „Ein Sozialdemokrat hat sich eingeschlichen.“

Der hagere Mann aber geiferte weiter:

Ihr Pöbel, worunter ich nicht die Mißpanscher allein, sondern auch noch vielmehr manchen Federhut, und manchen Treppenrock, und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe . . .

Das weitere ging im Lärm verloren. Bülow blätterte ratlos im Büchmann.

Und abermals erhob der Unhold seine Stimme und schien zu einer fernen Masse zu sprechen:

Führe die Bande gerade nach des Edelmannes Schloß! Zerr ihn aus dem Bette, wenn er schläft, oder in den Armen der Wollust liegt, schleppe ihn vom Mahle, wenn er besoffen ist, reiß ihn vom Kreuzfig, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt!

Was wollte der Kerl? Offenbar ein wahnsinniger Anarchist! Und wieder hörte man das Gekreisch:

Tritt her, Maler. So trozig stehst Du da, weil Du Leben auf toten Tüchern heuchelst, und große Taten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenhize, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne tatenerwärmende Kraft; stürzest Tyrannen auf Einewand; — bist selbst ein elender Sklave! Machst Republiken mit einem Pinsel frei; — kannst Deine eigene Kette nicht brechen? Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der Tat.

War das nicht direkte Aufforderung zum Hochverrat? Der Mensch mußte unschädlich gemacht werden. Der aber wehrte sich vor den Andrängenden, die ihn herunterstoßen wollten, und freischte:

Der Mensch ist mehr als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wieder fordern sein geheiligtes Recht.

Das war nun nicht länger zu dulden! Machtvoll und dringend türmten sich die Rufe der Festgesellschaft: „Schußmann! Schußmann!“ Endlich erschienen ein Duzend Schußleute, zogen den sich heftig Sträubenden von der Tribüne, schlugen ihn mit blanken Säbeln und Gummischläuchen, und schleppten ihn gefesselt durch die ängstlich zurückweichenden Reihen; ein paar Trompeter hieben ihm die Instrumente auf den Kopf.

Der Verbrecher sollte geradeswegs vor die vierte Strafkammer zur Aburteilung geschleppt werden. Plötzlich aber war er verschwunden. . . .

* * *

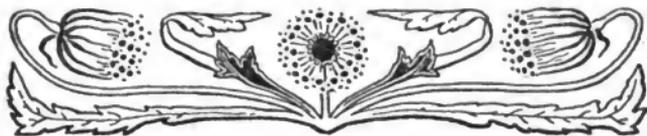
Am nächsten Morgen fand man das Schiller-Denkmal zerbrochen, vom Sockel gestürzt und wie mit blutigen Striemen bedeckt. In den Händen hielt der Torso einen Band der Werke Schillers, und wie man ihn aufblätterte, fand man ganz tolle Stellen darin, rot angestrichen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vermerkte die Nachricht, daß die Schandtat offenbar von den Sozialdemokraten ausginge, die den Haß gegen den großen vaterländischen Dichter durch die Entsendung eines blutrünstigen Emissärs zur Störung der Schillerfeier — er sei leider den Armen der Gerechtigkeit entwischt — und dann durch die Denkmalschändung betätigt habe.

März 1905.







Die Heimat der Neunten.

Sur Zeit, da Beethoven in tiefster Versunkenheit an seiner neunten Sinfonie schuf, schrieb er in seine Notizhefte: „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns“ und daneben: „Kant“. In der Neunten, dieser missa solemnis irdischer Weltfreude, gefellte sich Stimmung und Richtung der zwei Erhabenheiten, in denen und durch die wir einzelnen armseligen Menschentiere zu der Sonnenkultur eines ringend sich befreienden Menschengeschlechts aufsteigen. Das moralische Gesetz und der gestirnte Himmel erzeugen im kleinen elenden Bewußtsein des Menschen das schaffende, Ewigkeiten errichtende Bewußtsein der Menschheit, indem Wissen und Willen aus dem Chaos dunkler Wirrnis zu der gesetzmäßigen Ordnung nach Erkenntnissen der Vernunft, zu der immer aufs neue rastlos sich begrenzenden Arbeit am Unendlichen und ins Unendliche empor dringen. Und die Kunst schreitet vorahnend diesen Weg der Einheit und Vollendung der Kräfte des Menschen im Bewußtsein der Menschheit.

Das Wort Kants, das Beethoven in der Empfängniszeit der Neunten mit sich trug, weist von vornherein alle Deutungen dieses reichsten und tiefsten Kunstwerks der Völker und Zeiten ab, die dahin gehen, daß sie etwa den Titanenkampf des höher begabten, den ganzen Jammer des Menschlichen in sich wälzenden Künstlers gegen die Finsternisse und Tücken der kleinen Welt des Alltags gestaltet. Solch ein Heldenkampf des einzelnen, den der Individualitätskultus der im Innersten zur Unfruchtbarkeit verdammten Zwitterkünstler unserer Tage als Höchstes, Erlesenstes vergöttert, steht tief unter dem Interesse der Neunten. Wie prometheisch sich immer die Künstler-Individualität dünken und geben mag, solch Konflikt, solch Schick-

sal bleibt immer doch nur eine bessere, feinere Familiengeschichte, eine seltenere Privatangelegenheit. In Beethovens Neunter aber tönt und singt die Menschheit, die das Erhabene der gesetzmäßigen Bewegung des gestirnten Himmels, die Sphärenmusik des Gesetzes, zum Wesen der menschlichen Gesellschaft gestalten muß. Das Sittengesetz kämpft in der Neunten, dieses gewaltige Sittengesetz, das nicht eine Sammlung von Anstandsregeln des Philistertums, nicht eine gaukelnd täuschende Harmonielehre ist zur Zähmung gesellschaftlicher Dissonanzen, sondern das die revolutionäre Mission der Menschheit zur Pflicht macht, die nicht eher sich erledigt, bis die Freiheit aller erreicht. So ist die Neunte die Revolution und die Erfüllung zugleich. So aber ist es auch klar, daß die Neunte bisher ins Leere geredet, daß sie Millionen Herzen für Augenblicke wunderbar berauscht, aber daß kein Ton von ihr in der menschlichen Gesellschaft lebendige Wirklichkeit geworden. Die furchtbare tragische Machtlosigkeit der Kunst und des Künstlers in der bürgerlichen Gesellschaft!

Die klassische Kunst der Deutschen, die in Beethoven den Gipfel erreicht, war flucht vor der niedrigen, ecken Enge des bürgerlichen Daseins. Die Kunst sog alle Sehnsucht auf, die das Leben versagte. Die Kunst wurde das Asyl eines unerträglichen Daseins, die Heimat der Heimatlosen, in ihr schlug die Menschheit die Befreiungsschlachten, in ihr handelte das Schicksal. Die Menschheit? Nein, wohl nur die Schöpfer selbst empfanden ihr Werk so. Für die anderen, die man das Publikum nennt, war die Kunst nur ein Intermezzo, kein Erlebnis, ein Zeitvertreib für müßige Stunden, sie ward ihnen nicht der Ersatz eines bedrängten, verkümmerten Daseins, sondern eine Unterhaltbarkeit mehr neben dem, was man sonst genoß. Und je mehr die bürgerliche Gesellschaft sich ihren Klassikern entfremdete, um so flacher, flüchtiger wurde die Wirkung ihrer Kunst.

Gewiß, Jahr für Jahr berauscht die Neunte die Musikalischen sowohl, wie die Immer-dabei-Seienden, die sich an eleganten oder temperamentvollen Dirigenten verzücken. Aber die Neunte ist keine esoterische Liebesgabe für die Musikalischen, keine Delikatesse für die Artisten, kein Schaugepränge für die gute Gesellschaft und schwärmerische junge Damen — sie ruft die Millionen zur Freude, sie will die Menschheit wecken. Scheint sich die Mission der Neunten in der bürgerlichen Gesellschaft nicht derart entwickelt zu haben, daß der unbegreifliche boshafte Kley auf dem Titelblatt — die Sinfonie ist dem Stumpfsinn auf dem Thron, Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewidmet — mehr gewirkt hat als ihr Geist?

Die Millionen aber, zu denen das Werk zu sprechen beehrte, starben dahin, ohne auch nur zu wissen, welche Herrlichkeit für sie

geschaffen war und auf sie wartete. Die neunte Sinfonie, die nach der Menschheit schrie, fand ach! nur ein Publikum. Und die Menschheit, die Millionen, die zur Freude geboren, wußten gar nicht, wie reiche Erben sie waren. Die bürgerliche Gesellschaft hat das Erbe erschlichen und die Berechtigten darum betrogen. Erwürgt von der Klammer der Arbeit, ohne Licht, im ewigen Gleichmaß gebeugten Slaventrotts, gingen sie über die Erde, unwissend, harthörig, ausgeschlossen von der Freude, die der Beruf der Menschheit ist. Seid umschlungen Millionen — in tödlicher Umarmung! Dann aber kam der Sozialismus, weckte und wuchs, und nun sah die Erde auf einmal statt einiger Raubtiere, die sich Menschen nannten, die Menschheit. . . .

Am 18. März 1905 wurde zum Gedächtnis der Märzrevolution und Friedrich Schillers in einem Berliner Brauereisaal mitten im Arbeiterviertel Beethovens neunte Sinfonie vor Proletariern aufgeführt. Zum erstenmal in der Geschichte. An 3000 Menschen saßen dichtgedrängt im überfüllten, heißen Saal, lautlos, in tiefster Andacht um Verständnis sich mühend. Sie hatten alle einen erheblichen Teil des kargen Lohnes geopfert, um das Werk endlich einmal hören zu können. Die Veranstaltung war keine wohlthätige Volksküchenschenkung bürgerlicher Gönner. Aus eigener Kraft hatten die Arbeiter das Gelingen ermöglicht. Das Proletariat ist zu reif und stark geworden, als daß es sich auch in künstlerischen Dingen wohlmeinender Fürsorgeerziehung unterwürfe. Überall strebt es nach dem Höchsten, und greift nach den Sternen. Im Schicksal seiner Klasse durchlebt es das Menschheitsdrama der neunten Sinfonie. Und dies Gefühl wurde allgewaltig, als im Schlußchor die menschliche Stimme die Sprache der Instrumente übersetzte. Aus dem Tiefsten quoll das erlöste Gefühl. Freude!

Die Millionen hatten den Weg zur Neunten und die Neunte endlich den Weg zu den Millionen gefunden!

Niemand hat dies Begebnis beachtet. Für die bürgerliche Presse hatte es nicht das Interesse eines verunglückten Automobils. Und doch — welch ungeheurer Fortschritt! Die modernen Barbaren, die Millionen der Namenlosen sind zur Gemeinde der größten Kunstschöpfung geworden! Verstaubte Pedanten, die bei diesem Ereignis ans Kritzeln denken und erwägen, ob Herr So und So auch vollendet gesungen haben mag! Das Wagnis war gelungen und soll nicht mehr vergessen werden. War einst für den Weitblickenden die Gründung des kleinsten Arbeitervereins wichtiger als die Schlacht bei Königgrätz, so darf man heute kühnlich sagen: Was bedeutet die Schlacht bei Mufden neben dieser Siegesfanfare des zur Mensch-

heit erwachten Proletariats! Wer in solcher Schätzung eine Ueber-
schwänglichkeit verspottet, der hat nicht das Gesicht für das Schauen
der Weltgeschichte.

Die große Kunst flüchtete einst zu Wort und Ton, um das Leben
vergessend ertragen zu können. Das Idealreich der Kunst stand
fremd und verabscheuend neben dem Leben, das nichts mit ihr
gemein hat. Diese Schuld, die unsere Kunst dem Leben der Tat
gegenüber auf sich lud, wird zurückerstattet, indem die Menschheit
das Leben selbst in das Reich der Kunst schöpferisch rettet. Die
Kunst ist nicht mehr Flucht aus und vor dem Leben, sondern das
Leben selbst. In dem gewaltigen Klassenkampf des Proletariats
glüht der Götterfunke der Freude, der aus der Gesellschaft des
Elends und des Zufalls zu dem Kunstwerk der neuen Gesellschaft
leuchtet.

Wenn die Menschheit, durch den Kampf des proletarischen So-
zialismus befreit und gereift, dereinst an dem Welthymnus der
Neunten erzogen wird, wenn sie zum Katechismus ihre Seele wird,
dann erst ist Beethovens Kunst zur Heimat zurückgekehrt, aus der
sie floh: zum Leben.

März 1905



Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
<u>Das Fichfünfchen.</u>		<u>Kursbuchreisen</u>	145
<u>Statt einer Vorrede</u>	3	<u>Die Kinderuhr</u>	151
<u>Der erste Mai</u>			
<u> Feste</u>	9	<u>Allerseeleu</u>	
<u> Maien-Sieg</u>	23	<u> Nebelwahn</u>	157
<u> Nobel-Mai</u>	27	<u> Die Verleumdung des Sterbens</u>	161
<u> Verbotene Vögel</u>	33	<u> Der Weistanz des Codes</u>	165
<u> Die letzte Walpurgisnacht</u>	39	<u> Der Probetod</u>	169
<u> Schaffen unter Tage</u>	43	<u>Die Geburt des Menschen</u>	
<u> Die Entdeckung des Mai</u>	47	<u> Ein altes Fest</u>	189
<u> Das Maifest des Arbeitgeber-</u>		<u> Epistel an den Weihnachtsmann</u>	191
<u> bundes</u>	51	<u> Der heiligste Abend</u>	195
<u> Internationale Polizeiverord-</u>		<u> Schaufenster</u>	199
<u> nung</u>	57	<u>Zeitwende</u>	
<u> Maierenraub</u>	61	<u> Das Begräbnis</u>	207
<u>Von Auferstehungen</u>			
<u> und heiligem Geiste</u>			
<u> Beim Wissenen</u>	67	<u> Der Säkularransch</u>	211
<u> Der Osterhahn</u>	73	<u> Alle Menschen werden Brüder</u>	217
<u> Staatserkaltende Ostern</u>	77	<u> Der Silvestertrarr</u>	221
<u> Der Protest der Osterhasen</u>	83	<u>Revolution</u>	
<u> Nach dreien Tagen</u>	87	<u> Der Mädchenbrunnen</u>	227
<u> Das Fest der Heizer</u>	91	<u> Die Schere</u>	231
<u> Helle Kleider</u>	95	<u> Die Wahnacht</u>	241
<u>Müßiggänge</u>			
<u> An der Riviera</u>	101	<u>Heldenfeiern</u>	
<u> Eine Gletscherwanderung 40 m</u>		<u> Goethefest</u>	247
<u> überm Meer</u>	105	<u> Der Normal-Hohenzoller</u>	251
<u> Bienen</u>	111	<u> Der Alte</u>	257
<u> Der unsittliche Grad</u>	117	<u> Ein Denkmal des Lebens</u>	261
<u> Die Bank</u>	123	<u> Voll über Bord</u>	265
<u> Herbst</u>	129	<u> Der Triumphzug der Besiegten</u>	269
<u> Prag</u>	133	<u> Prophetenkrast</u>	273
<u> Episoden von der Dorortbahn</u>	139	<u> Tapferkeiten</u>	281
		<u> Schillerfeier</u>	285
		<u> Die Heimat der Neunten</u>	291

Verzeichnis der Illustrationen.

<p>Bartholomé, A. geb. 29. August 1848 Denkmal des Todes (Fragment) 160 168 176</p> <p>Botticelli, Alessandro Filipepi geb. 1447 gest. 17. Mai 1510 Frühling 52</p> <p>Klinger, Max geb. 18. Februar 1857 Beethoven 290</p> <p>Kollwitz, Käthe geb. 8. August 1867 Zertrötene 6 Skizze 56 Aus den Webern 128 150 205 240 Tanz um die Guillotine 224</p>	<p>Molenaer, Jan Miense geb. um 1600 gest. 19. September 1668 Bohnenspeß* 18</p> <p>Rembrandt van Ryn geb. 15. Juli 1606 gest. 8. Oktober 1669 Kreuzabnahme 64</p> <p>Rubens, Peter Paul geb. im Juni 1577 gest. 30. Mai 1640 Venusfest 12 Bacchanal* 14</p> <p style="font-size: small; text-align: center;">* Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.</p>
---	--



Verzeichnis der Porträts.

<p>Liebkecht, Wilhelm geb. 29. März 1826 gest. 7. August 1900</p>	<p>Colstoi, Graf Leo Nikolaje- witsch geb. 9. September 1828.</p>
--	--



In unserem Verlage erschien:

Franz Diederich

Die Bäume dröhnen

~

Werdestimmen

~

112 Seiten 8°, Preis 1 Mark.



Urteile aus der Parteipresse:

Vorwärts: In diesen Tagen wurde den deutschen Arbeitern ein Buch auf den Tisch gelegt, das wegen seiner Eigenart als Glaubensbekenntnis und Weltanschauungsbuch verdient, sich Freunde zu erwerben. . . . Sozialistischer Geist lebt in den Rhythmen. Ueberall der Ausblick auf größte und letzte Ziele. . . . Da ist keine Spur von Verzagen und Resignation. Da spricht Schaffensfreude und unbändiger Lebensdrang, alles Einengende und allen schweren Bann von den Schultern zu schütteln, der tapfere Wille, bis zum Ende ein tapferer Lebenskämpfer zu sein. . . . Es sind die werdenden Menschen, die einzelnen und in der Gesamtheit der einzelne, auf deren Schreiten in die Zukunft hinein Blick und Herz des Dichters gerichtet sind.

Gleichheit: Die Sammlung enthält eine Reihe sehr guter Gedichte; wir empfehlen sie unseren Genossinnen bestens.

Münchener Post: Ein wundersames Buch! Die Pulse jagen schneller, die Gedanken macht es groß und kühn, das Herz frei und weit. Und brennen auch die Augen von all der bunten Pracht, wird auch der Kopf schwer durch die sich jagende Fülle der Gedanken, man nimmt es wieder und wieder zur Hand, man liest und liest. — Und mit stets neuem, immer reicherm Gewinn. . . . Diese unbedingte, zweifellose Echtheit des Empfindens, diese Ehrlichkeit des künstlerischen Gehaltens. Es fällt fast schwer, aus der reichen Gabenspende einzelnes herauszugreifen. Man könnte versucht sein, das ganze Register des Buches mit geringen Ausnahmen abzuschreiben. Ein jeder, der überhaupt künstlerisch genießen kann, sollte das Buch lesen.

In unserem Verlage erschien:

Henriette Roland-Holst

Generalstreik

und

Sozialdemokratie

Mit einem Vorwort

von Karl Kautsky

Zweite revidierte und erweiterte Auflage

232 Seiten gr. 8^o, Preis 1 Mark 50 Pf.

89103502787



B89103502787A

89103502787



B89103502787A

89103502787



B89103502787A

89103502787



b89103502787a